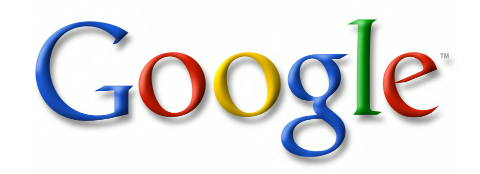
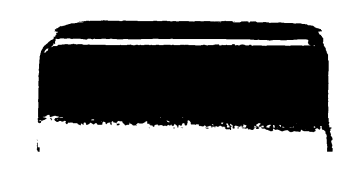




Veränderte Zeiten

J. C. Graf v. Wartensleben

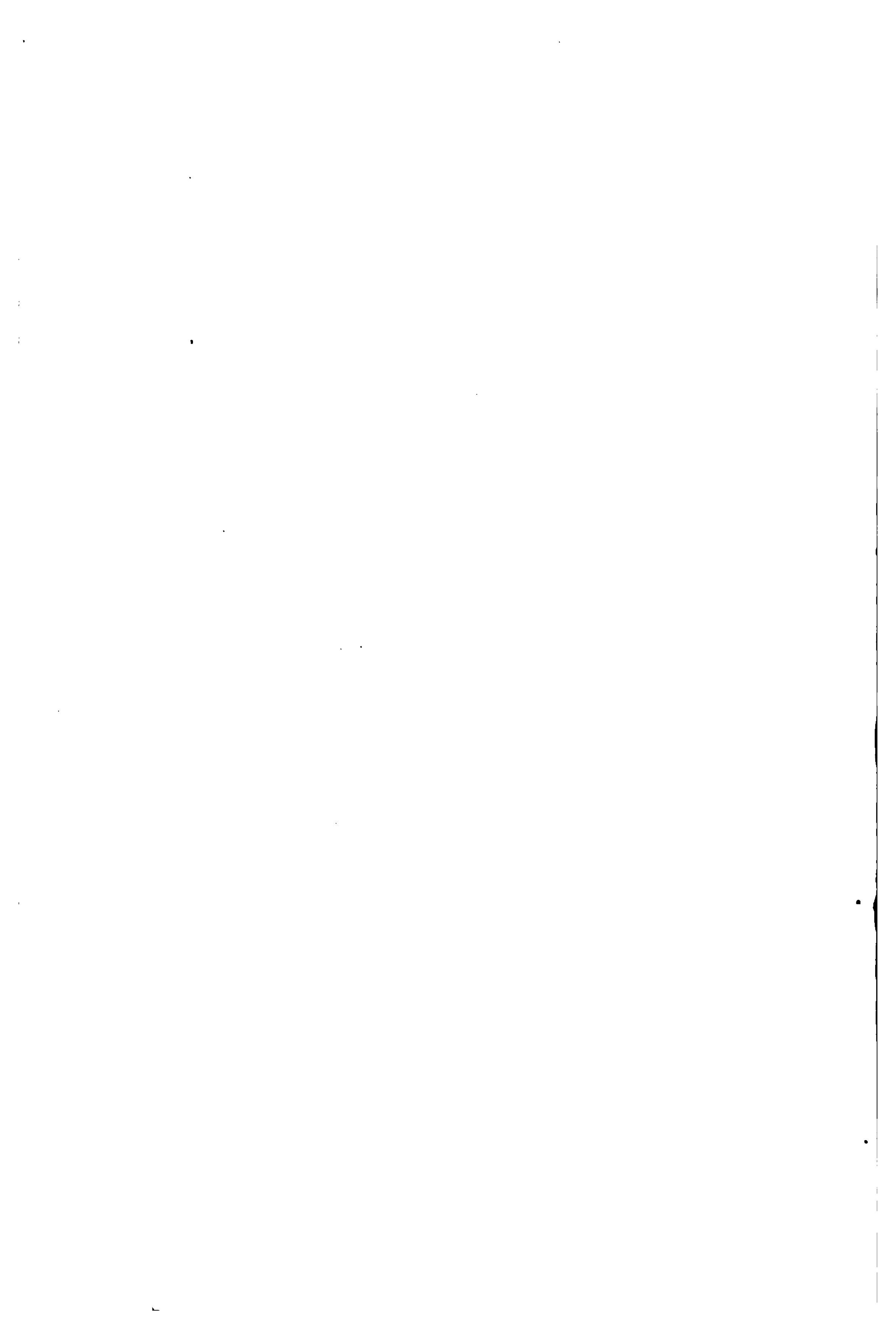

Ex-libris
Charles Atwood
Kofoid





Veränderte Zeiten

J. C. Graf von Wartensleben



Veränderte Zeiten

Eindrücke von Weltreisen und Reflexionen

„Ein herrlich Buch die Welt, um
gescheiter daraus zu werden."
Goethe.

Von

J. C. Graf von Wartensleben

Zweite, umgearbeitete Auflage

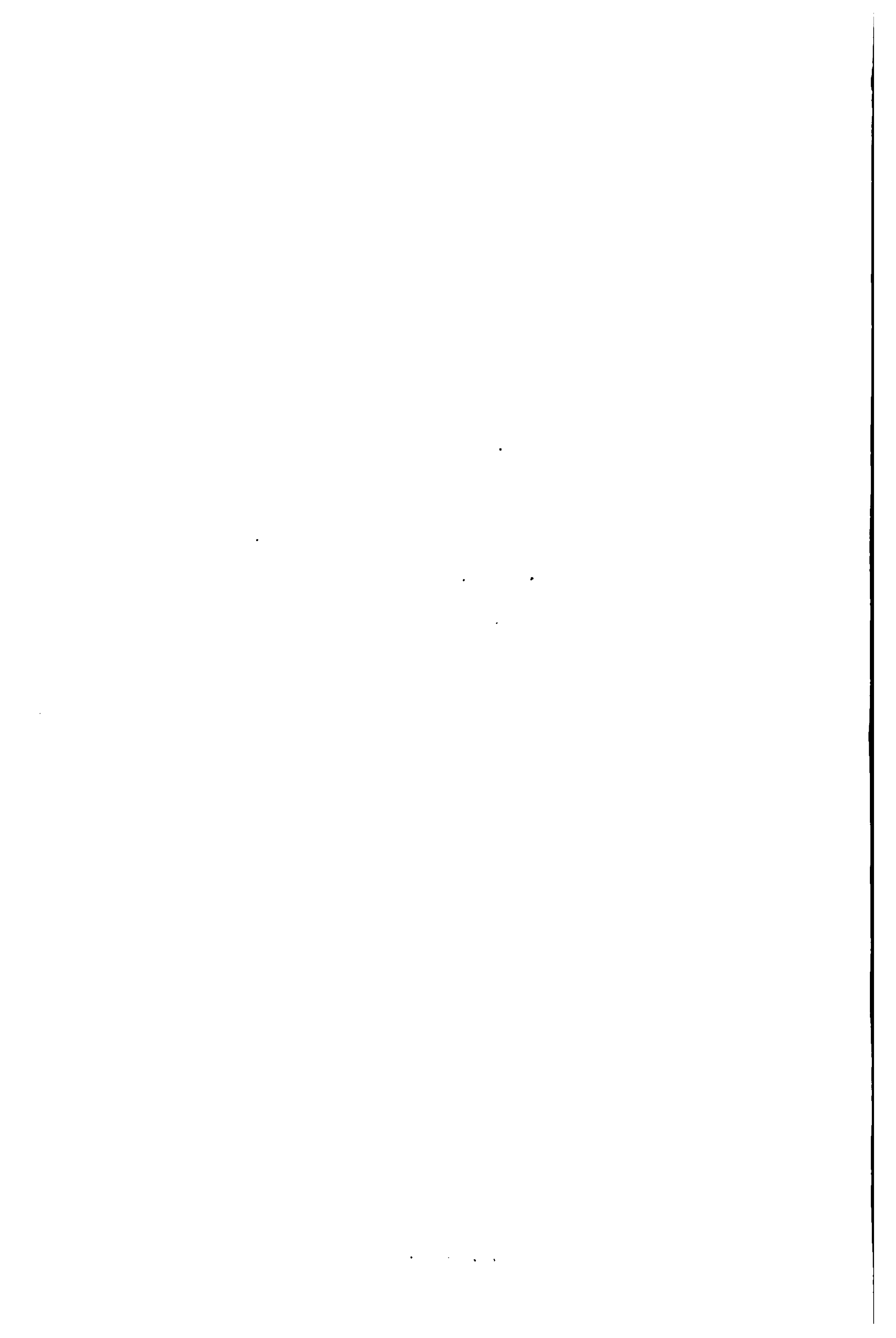


Berlin 1906
Verlag von Dietrich Reimer (Ernst Vohsen)

Druck von Otto Elsner, Berlin S. 42.

Meinem lieben Vater

gewidmet.



Inhaltsübersicht.

Einleitung.

Die nachfolgenden Zeilen wenden sich an diejenigen unter uns, welche weder durch ihre Berufstätigkeit noch durch gesellige Beziehungen in Verbindung mit den Kreisen von Handel und Industrie stehen und so der Gelegenheit ermangeln, durch den Austausch von Gedanken, Ansichten und Erfahrungen auch den internationalen Welthandelsverkehr, wie er sich in unserm Zeitalter im Verlauf weniger Jahre zu ungeahnter Großartigkeit entwickelt hat, in den Bereich ihrer Vorstellungen hineinzuziehen.

In erster Linie entstammt diese Schrift dem eigenen Bedürfnis, ohne Voreingenommenheit zu einem Urteil über unsere heutigen öffentlichen Verhältnisse, politischer und nicht politischer Natur, zu gelangen, und sie hat die Erkenntnis zur Grundlage, daß es gut ist, dem Urteilen zunächst einmal einen ehrlichen Versuch voraufgehen zu lassen, das Bestehende zu begreifen. Nur so ist es möglich, sich in dem Gewirr der Erscheinungen dieses Lebens zurecht zu finden.

Mannigfache Reisen in verschiedene Weltteile gaben mir die Anregung zur Vergleichung fremder Zustände mit den unsrigen und führten zur Beschäftigung mit Dingen, die außerhalb des Rahmens der Berufstätigkeit lagen. Die wesentlichsten Ergebnisse dieser Betrachtungen habe ich versucht in gedrängter Form niederzuschreiben, in dem Gefühl, daß die Leichtigkeit des Verkehrs, mit der wir heutzutage von Land zu Land, von Erdteil zu Erdteil gelangen, eine

der wesentlichsten Errungenschaften unserer Zeit ist, welche demjenigen, der durch sie in die Lage versetzt wurde, mehr von der Welt zu sehen, als andere, eine Art natürlicher Verpflichtung auferlegt, in irgendeiner Form mitteilsam zu sein. Es ist ja eine Eigentümlichkeit des menschlichen Anschauungsvermögens, daß sich ihm alle Begriffe erst durch den Vergleich offenbaren. So gewinnt auch die Heimat durch das Bekanntwerden mit fremden Ländern ein ganz neues Aussehen.

Allerdings wird das Streben nach Erkenntnis oft in geradezu niederschlagender Weise durch die Entdeckung beeinträchtigt, daß sich nunmehr fast hinter jeder Frage, die das Leben stellt, ein Berg von Fachliteratur erhebt, umgeben von einem Heer von Spezialisten, welche dem Verwegenen, der Aufklärung sucht, mit einem hoheitsvollen Lächeln ein »noli me tangere« entgegenstellen. Jeder Gegenstand, selbst der unbedeutendste, ist durch umfangreiche Spezialarbeiten so kompliziert geworden, daß seine völlige Beherrschung die Arbeitszeit eines ganzen Menschenlebens auszufüllen vermag. Das ist für die Ausbildung eines selbstständigen Urteils ein ganz außerordentlich schwieriges Hindernis, welches sich nur dadurch überbrücken läßt, daß von vornherein dem Glauben, Recht zu haben, die Absicht vorangestellt wird, jederzeit einer Belehrung zum Besseren bereitwilligst zugänglich zu sein.

Nur die innere, subjektive Wahrhaftigkeit ist eine unumstößliche Notwendigkeit, und diese ist in dieser Schrift gewahrt worden.

In dem ersten Kapitel habe ich versucht, in Umrissen den internationalen Welthandel mit seinen Wirkungen zu veranschaulichen, mit besonderer Berücksichtigung der Beteiligung Deutschlands an demselben.

In dem zweiten Kapitel behandle ich das Geldwesen, welches untrennbar mit dem Handel verbunden ist und eine der Eigenarten unserer modernen Zeitverhältnisse darstellt.

Es handelt sich in dieser Schrift nicht um eine wissenschaftliche Bearbeitung dieser Gegenstände, sondern nur um eine Wiedergabe meiner, durch die Eindrücke der Reisen hervorgerufenen persönlichen Reflexionen, welche mich zu dem Ergebnis geführt haben, in der Entwicklung des Welthandels und der Geldwirtschaft nicht eine der Menschheit drohende Gefahr zu erblicken, wie dies von seiten derjenigen oft geschieht, welche nur die damit verbundenen Uebelstände zu empfinden Gelegenheit hatten, sondern im Gegenteil eins der wichtigsten Mittel zur Förderung der Menschheit und der Kultur.

Da nun alle Daseinserscheinungen und somit auch alle menschlichen Einrichtungen von dem umfassendsten Kreise menschlichen Denkvermögens, der religiösen Weltauffassung, umschlossen werden und in ihr Bild hineinpassen müssen, große Reisen aber ganz besonders dazu angetan sind, die Lebens- und Weltauffassung der Menschen zu beeinflussen, so habe ich im dritten Kapitel dieses Gebiet behandelt, doch nur insoweit, als es in das praktische Leben hineinspielt und demnach dem öffentlichen Interesse und der allgemeinen Diskussion unterliegt und unterliegen muß. Das Ganze ist als eine Art Reisekonversation gedacht, angeregt durch die wechselvollen Bilder fremder Länder.

Wem in stiller Abgeschiedenheit die Tage ruhig und gleichmäßig dahingehen, der wird in seiner Vorstellungswelt nicht in dem Maße beeinflußt und in den Tiefen der Empfindungen aufgewühlt, wie derjenige, der mit der Hochflut des Lebens über Länder und Meere gelangt und hierbei die erdrückende Fülle neuer Eindrücke auf sich wirken läßt. Es

wird dem letzteren so recht deutlich offenbar, was doch vielen Menschen nur theoretisch glaubhaft erscheint, nämlich, daß er selbst mit seiner Person nicht den Mittelpunkt des Weltalls abgibt, um den sich alles dreht, sondern daß überall auf unserm Planeten Millionen über Millionen Menschen gleich ihm geboren werden und wieder sterben, und daß das Heute mit all seinen Eigentümlichkeiten nur ein verschwindendes Atom an der äußersten Peripherie des ewigen Werdens und Vergehens darstellt. Solche Gedanken befreien ein wenig von vorgefaßten Meinungen, zu denen das Alltagsleben mit seiner Kleinlichkeit so leicht verleitet, und lassen den Blick mit etwas größerer Unbefangenheit über Menschentum und Daseinsäußerungen dahingleiten, ohne daß deshalb Frivolität im Spiele wäre.

Zur näheren Erläuterung der leitenden Gesichtspunkte in dieser Abhandlung möchte ich vorausschicken, daß ich mich der Auffassung anschließe, daß alles, was vorhanden ist, sowohl Daseinsgrund als Daseinszweck besitzt, eine Ansicht, die durch die Beobachtung der Natur eine Rechtfertigung erfährt, welche uns in allen ihren Erscheinungen, soweit wir bisher in der Lage waren, erkennend in den inneren Zusammenhang der Dinge einzudringen, eine geradezu verblüffende Zweckmäßigkeit offenbart.

Daß der Endzweck alles Seins derzeit noch in undurchdringliches Dunkel gehüllt ist, berechtigt noch niemanden, die Zweckmäßigkeit der Einzelerscheinungen selbst zu bestreiten.

Ich denke, wir kommen vielleicht mit dieser Auffassung von den Dingen der Wahrheit und unserm Heile näher, als wenn wir über diese ganze Welt und das Getriebe in ihr das niederschlagende Motto setzen: „Alles Unsinn!"

Denn nunmehr erblicken wir in der Geschichte, in dem augenblicklichen Stande von Zivilisation und Kultur, ja in

dem heutigen Menschen selbst nur Stadien organischer Entwicklungsprozesse, deren Endziel zwar in nebelhafter Ferne greifbarer Erklärung sich entzieht, unsern Willen und unsere Tatkraft aber in weit höherem Maße fesseln wird, wenn wir eine logische Sinngemäßheit in allen Dingen stillschweigend zur Voraussetzung nehmen, als wenn wir bei uns und bei unsern Nachkommen das lähmende Bewußtsein pflegen, im Schweiße unseres Angesichts eine Sisyphusarbeit zu verrichten, der niemals ein Erfolg beschert sein wird. Zwischen beiden Auffassungen haben wir zu wählen. Die christliche Religion steht nach meiner Ansicht einer völlig freien Wahl nicht im Wege. Der Ausfall dieser Wahl wird aber von außerordentlicher Wichtigkeit für die Zukunft sein, denn er wird die Erziehungsweise der Jugend bestimmen.

Unsere Generation in Deutschland ist noch dazu erzogen worden, nach Möglichkeit mit der Nase in den Wolken zu schweben und die Erde kaum mit den Füßen zu berühren. Die Anziehungskraft der Erde vermag aber keine Erziehung aufzuheben, und so äußert sich die Reaktion immer von neuem in einem Herabfallen in die Wirklichkeit.

Lehren wir dagegen von nun ab unsere Jugend mit beiden Füßen fest in dieser Welt stehen, so wie sie nun einmal ist, so wird umgekehrt die natürliche Reaktion sich in dem Bestreben äußern, die ganze Wirklichkeit, mit all ihren Schwächen und Vorzügen von unten herauf in jenes Höhenreich der Ideale zu erheben. Diese Wirkung halte ich für die fruchtbarere. Sie treibt den Geist, der Schöpfung Sinn und Ziele zu ergründen.

Sollen aber die nachfolgenden Geschlechter dazu angeleitet werden, die Vorgänge dieser Welt auch außerhalb ihrer persönlichen Interessengebiete nicht aus der Vogelperspektive unnatürlicher Gleichgültigkeit zu betrachten, son-

dern mit dem Interesse, das die großartige Erhabenheit der Welt uns nun einmal immer mehr abnötigt, so ist dazu der christliche Grundsatz ein brauchbarer Leitstern, der auch mir bei dieser Arbeit vorgeschwebt hat, daß nämlich Haß und Bitterkeit gegen das Bestehende niemals den Boden abgeben können, auf dem die Hoffnung für eine bessere Zukunft erblüht, sondern nur die versöhnende Liebe. Allerdings bedarf die Jugend eines Kompasses, der ihr unverrückbar den Kurs angibt, mit dem sie auf der Fahrt über das große Meer der Ungewißheit jenen fernen unbekannten Küsten zusteuern kann. Dieser Kompaß heißt „das große Ganze zu begreifen und seinen Zwecken zu dienen suchen". Den höheren Nutzen erkennen und zur Richtschnur nehmen, selbst wenn die eigene Person dabei Schaden leiden sollte: das ist ein Grundsatz, der zwar die Nützlichkeit auf den Schild erhebt und auch das persönliche Streben nach Macht und Erwerb billigt, aber in einer veredelten Form, die man sich gefallen lassen kann.

Dem einzelnen Deutschen indessen kann die Magnetnadel des Herzens nur eine Richtung weisen, nämlich die, „deutsch sein"; d. h. nicht im chauvinistischen Sinne eines schwarz-weiß-rot angestrichenen Alldeutschtums, als seien Franzosen, Engländer, Amerikaner nicht ebenso gut mit hervorragenden Eigenschaften ausgestattet und zur Mitarbeit an der Lösung großer Kulturaufgaben berufen, sondern nach dem Vorbilde unserer deutschen Propheten, eines Luther, Goethe, Bismarck, im bewußten Idealismus, im methodischen Denken, in der Liebe zur Natur und in der treuen, selbstlosen Hingabe an die Allgemeinheit.

Das sind die Grundgedanken dieser kleinen Schrift.

Berlin, März 1904.

Vorwort zur zweiten Auflage.

Ein weltgeschichtliches Ereignis von unberechenbarer Tragweite liegt zwischen dem Erscheinen der ersten und zweiten Auflage dieses Buches. Das „heidnische" Japan hat das „christliche" Rußland besiegt. Als ich kurz vor Ausbruch des Krieges die Heimreise durch die Mandschurei und Sibirien ausführte und daselbst große Scharen russischer Truppen in Waffen starren sah, wäre ich um eine den Japanern ungünstige Prophezeiung über den Ausgang des Krieges nicht verlegen gewesen. Jetzt ist das Gegenteil des Erwarteten eingetreten. Noch steht die Welt in Staunen befangen. Sollte etwa der christliche Kriegsgott, zu dem die Russen so emsig beten lernten und den sie von Dalnij bis Petersburg unter priesterlicher Leitung ununterbrochen angerufen haben, die heidnischen Japaner bevorzugen? Ist nicht das Vordringen der Japaner das erste Zeichen der einstigen Zerstörung der „heiligsten Güter des Abendlandes" durch die Asiaten, der Ueberwindung des Christentums durch den Buddhismus? Mit banger Sorge blicken gar manche fromme Gemüter in die Zukunft. Aber es gibt auch nicht weniger fromme, die sehnsüchtig hoffen, dieser Zusammenstoß des Abendlandes mit dem Morgenlande werde dem ersteren endlich die so lange ersehnte Weiterentwicklung auf religiösem Ge-

biete bringen. Namentlich für uns Deutsche handelt es sich hierbei um eine Lebensfrage. Es ist die höchste Zeit, daß wir uns endlich aus den Ketten des Mittelalters befreien. Während Engländer und Amerikaner durch des Tages hastige Geschäftstätigkeit so in Anspruch genommen werden, daß sie im allgemeinen für tiefere Gedanken keine Zeit erübrigen können, der liebenswürdig oberflächliche Charakter der Franzosen die Religion mehr als Spielerei betreibt, leiden wir in Deutschland schwer darunter, daß unsere religiöse Eigenart keine Befriedigung findet und dadurch unser ganzes Leben der idealsten Grundlage entbehrt. Daß hierin noch nicht Wandel geschaffen wurde, liegt zu einem großen Teile daran, daß in unsern leitenden Kreisen noch nicht das Verständnis dafür durchgedrungen ist, wie tief wir noch, und mit uns das ganze Abendland, in religiösen Dingen im Formalismus stecken, der uns die Religion zu einem Regierungsinstrument herabgewürdigt hat. Ein offizielles Christentum ist gar verhängnisvoll. Rußlands Schicksal hat uns gezeigt, wohin ein Volk an der Hand mittelalterlicher, mit der neueren Erkenntnis nicht fortgeschrittener Kirchen gelangt. Hoffentlich wird uns dies zu nutzbringender Warnung gereichen. Eine spezifisch deutsche Kultur werden wir nur auf religiöser Grundlage erlangen, d. h. einer solchen, die germanischer Weltanschauung und modernem Bedürfnis entspricht.

Gerade mit Rücksicht auf diese augenblicklichen Umstände erscheint mir daher meine kleine Schrift zeitgemäß. Es war nicht meine Absicht, eine bloße Reisebeschreibung zu liefern, sondern ich wollte in dem Rahmen einer solchen die in ehrlichem Ringen erworbenen Denkresultate, die Ernte der Weltreisen, denjenigen mitteilen, welche daran Interesse haben können.

Vor allen Dingen aber wollte ich dem Suchenden, der, wie ich, das tief Unbefriedigende unserer kirchlichen Vorstellungen mit Schmerz empfunden hat, an der Hand meiner eigenen Gedankengänge aus dem Labyrinth religiöser Irrwege einen Ausweg weisen und ihm eine Handhabe geben, sich von dem Anerzogenen endgültig loszureißen, um in das Licht und den Frieden eines neuen Tages eintreten zu können. Wem dies in ernstem und aufrichtigem Streben gelungen ist, für den ergibt sich die politische Stellung in kirchlichen wie auch in manchen andern Fragen von selbst. Es wäre aber bedauernswert, wenn das Junkertum, dem sich der Verfasser mit Stolz zurechnet, als solches an der Wiege unserer neuen Zeit nicht sollte zu Gevatter stehen.

Die neue Auflage unterscheidet sich nur unwesentlich von der alten. Vor allen Dingen habe ich keine Veranlassung gefunden, die von mir vertretenen Ansichten zu modifizieren. Daß ein Teil der Presse ihnen nicht zustimmen würde, konnte ich voraussehen. Nur bedaure ich lebhaft, daß die gegen mich gerichteten Angriffe grade von derjenigen Seite ausgingen, welche als Hort des Adels und vaterländischer Gefühle angesehen zu werden wünscht, und angeblich die Interessen des Adels vertritt. Denn das einzige Motiv meines Hervortretens in die Oeffentlichkeit durch diese Schrift war das aufrichtige Bestreben, damit dem Adel und dem Vaterlande zu dienen. Die Unsachlichkeit und der gehässige Ton dieser Angriffe hat mich in der Ueberzeugung von der Richtigkeit meiner Ansichten nur bestärkt und die nicht vereinzelten beifälligen Aeußerungen aus junkerlichen Kreisen haben mir gezeigt, daß jener Teil der Presse, dessen Merkmal aufreizende Leidenschaftlichkeit ist, gar nicht als der Repräsentant junkerlicher Gesinnungen

angesehen werden darf. Daß im übrigen die Zahl der ernsten anerkennenden Kritiken meine Erwartungen weit überstiegen hat, möchte ich nicht unerwähnt lassen, sowie meine Freude über die Zustimmung von seiten solcher Männer, auf deren Urteil ich wert lege.

Berlin, Juni 1906.

I. Welthandel.

Deutschland als Handelsstaat.

Wer niemals sein Heimatsdörfchen verließ, hat es nicht gerade leicht, sich vorzustellen, worin denn eigentlich der internationale Welthandel unserer Tage besteht und was er für die Völker zu bedeuten hat. Ein Pfefferkorn, das uns gelegentlich bei einer Mahlzeit stört, läßt uns nicht ahnen, daß täglich an verschiedenen Börsen Tausende von Zentnern Pfeffer gehandelt werden, die alle Unterkunft und Verwendung finden. Erst die Betrachtung des Lebens und Treibens in einem der großen Häfen gibt Material für die Beurteilung der tatsächlichen Vorgänge. Halten wir dort Umschau, so erblicken wir prall gefüllte Säcke mit Mehl, Kaffeebohnen, Kakao, Kisten voll Konserven, Fässer voll Schmalz und Speck, in hohen Bergen türmen sich riesenhafte Massen von Baumwolle auf, unter dem schützenden Dache weiter Hallen liegen Barren von Metall aufgeschichtet, daneben Edelhölzer, Maschinenteile und allerhand Industrieerzeugnisse. Gewaltige Kräne bewegen mit fast übernatürlich erscheinender Kraft die ungeheuerlichen Lasten von einem Platz zum andern, regiert von dem Druck einer einzigen schwachen Menschenhand. An verschiedenen Stellen ragen turmartige Gebäude empor, welche zur Aufspeicherung von Getreide dienen. Lange Schläuche hängen von ihren Wänden herab und reichen gleich Rüsseln in

die Laderäume der Schiffe hinein, aus denen sie das Getreide in einen durch maschinelle Einwirkung erzeugten luftleeren Raum emporsaugen. Allerhand ernste und schmucklose Gebäude dienen zur Unterbringung, Umladung, Untersuchung, Verzollung und Bearbeitung von Handelswaren. Dicker Qualm verfinstert die Atmosphäre, und nur schüchtern dringen einige Sonnenstrahlen durch das Halbdunkel des Tages und beleuchten die emsig arbeitenden Gestalten, welche mit ihren schweißdurchtränkten Arbeitskitteln die seltsamen Düfte vermehren, die das stagnierende Wasser des Hafens und allerhand in Zersetzung übergehende Waren, namentlich Felle und Häute, um den Beschauer verbreiten. Dazwischen rasseln schwere Wagen, pfeifen Lokomotiven, und in das Lärmen und Kreischen der dampfgetriebenen Maschinen mischt sich in größeren Zwischenräumen der tiefe, besänftigende Gruß kommender und gehender Dampfschiffe. Jede einzelne dieser Erscheinungen nur ein Glied an der gewaltigen Kette von Einrichtungen, welche den Warenaustausch unter den Völkern der Erde vermitteln und in ihrer Gesamtheit ein höchst kompliziertes System darstellen.

Mit seinen Hansastädten blickt jetzt auch das ganze Deutschland in das Getriebe des überseeischen Handels hinein. Es ist nicht lange her, daß ihm dies neue Gesichtsfeld aufgetan wurde. „Das Deutschland von vor fünfunddreißig Jahren," so schreibt ein Amerikaner, „hatte fast ebenso wenig Aehnlichkeit mit dem heutigen Deutschland, wie es gewisse Teile Amerikas mit seiner jetzigen Position hatten.

„Eine große Ebene, die sich über den ganzen Süden und Osten erstreckt, wo mageres Getreide mit viel Arbeit und Unkosten gebaut wurde; ein Tafelland im Süden, beinahe ebenso unfruchtbar; ein paar Häfen, von denen nur

zwei oder drei tief genug waren, um Schiffe von einigem Tiefgang aufzunehmen, ein großes Netz seichter Flüsse; fruchtbare Täler im Süden und Westen, die aber nur den zehnten Teil des Flächeninhaltes des ganzen Landes einnehmen; große Lager von minderwertigen Eisenerzen; wenig ausgedehnte Kohlenreviere mit tief liegenden Flözen und geringer Ausbeute; kleine Kupfer-, Blei- und Zinnlager; ein großer Wald im Süden; unbedeutender Handel; eine kaum nennenswerte Industrie; so und so viele verschiedene Münzsysteme, ein unorganisiertes Banksystem, eine unklare auswärtige Politik; eine Bevölkerung in 23 Staaten zerteilt, deren einziges Band ein Zollvertrag war, der Zwang der preußischen Vorherrschaft und eine gemeinsame Sprache und Literatur — das war das Material vor 35 Jahren, aus dem das moderne Deutschland geschmiedet werden mußte. Eine Bevölkerung von 58 Millionen Einwohnern zu einem großen Staate vereinigt; das zweitgrößte innere Verkehrssystem auf der ganzen Welt, ein auswärtiger Handel, dem nur derjenige Englands und der Vereinigten Staaten überlegen ist, der sich bis in die entlegensten Teile der Welt erstreckt und sich seine Stellung durch alte, langbewährte Handelsbeziehungen errungen hat; ein Industriesystem, das alle natürlichen Hilfsquellen der Nation nutzbar macht, das die unfruchtbaren Gegenden dem Anbau gewonnen und durch sorgfältige wissenschaftliche Agrikultur den Ertrag des Bodens verdreifacht hat, das ferner die Rübenzuckerindustrie ins Leben gerufen hat; ein System, das den Kohlenertrag vervierfacht, den Eisenertrag verdreifacht hat, das den größten Handel in Chemikalien entwickelt, sowie die zweitgrößte elektrische Industrie, die drittgrößte Textil-, Eisen- und Stahlindustrie und das zweitgrößte Schiffahrtssystem der Welt hat; welches die Be-

völkerung der Städte verdreifacht, die überhandnehmende Auswanderung zurückgedämmt, die Löhne erhöht, den Grundstückswert gesteigert, sein Staatseinkommen verdreifacht hat; eine starke, selbstbewußte, vorwärtsschreitende, wohlhabende Nation — das ist das moderne Deutschland, die Frucht dreißigjähriger Staatsaufbauarbeit."

Durch sein Hervortreten als geschlossene staatliche Einheit, die sich an dem internationalen Welthandel beteiligt, ist ein bedeutender Prozentsatz der Bevölkerung Deutschlands unmittelbar von dem Erfolge dieses Handels abhängig geworden. Rund gerechnet werden etwa 11 Millionen Menschen in Deutschland vom Außenhandel leben. Etwa 8—9 Millionen deutsche Arbeitskräfte sind in der Ausfuhrindustrie beschäftigt. Der Rest ist für die Einfuhr tätig, einschließlich derjenigen, die im Transportgewerbe, bei der Eisenbahn, Binnenschiffahrt, im Schiffsbau und in den Hafen- und Speicheranlagen Arbeit finden.

Zieht man in Betracht, daß der übrige Teil der Bevölkerung Deutschlands abzüglich der Berufslosen im wesentlichen von der Beschaffenheit der Lebensbedürfnisse für die Gesamtheit des Volkes in Anspruch genommen wird, so muß auch ein Prozentsatz dieses Restes als ausschließlich für jene obigen 11 Millionen arbeitend gedacht werden, also als indirekt vom Außenhandel lebend. Ihre Anzahl wird auf etwa 8 Millionen geschätzt, so daß insgesamt 20 Millionen der rund gerechnet 60 Millionen betragenden Bevölkerung des Deutschen Reiches, also ein Drittel der Gesamtbevölkerung, von dem deutschen Welthandel abhängig ist.

Diese Zahlen veranschaulichen ein wenig, ein wie großer Teil der Bevölkerung Deutschlands an dem Welthandel unmittelbar interessiert ist, und wie bedeutungsvoll demnach

derselbe für das ganze Reich ist. Dabei ist noch nicht berücksichtigt, daß dieser Bevölkerungsteil als Konsument und Steuerzahler auf die Gesamtheit eine Rückwirkung ausübt und seine vom Auslande herstammenden Gewinne auch dem Inlande zu gute kommen, so daß eigentlich alle Deutschen an dem Welthandel Deutschlands indirekt interessiert sind.

Der deutsche Seeschiffsbestand betrug am 1. Januar 1904, Dampfer und Segelschiffe zusammengerechnet, 4156 Seeschiffe mit einer Besatzung von 60 000 Mann.

Der Norddeutsche Lloyd in Bremen und die Hamburg-Amerika-Linie in Hamburg sind nicht nur die größten Reedereien Deutschlands, sondern sogar die größten Reedereien der Welt. Ihre Schiffslinien umspannen den ganzen Erdball.

Als andere bedeutende deutsche Reedereien sind zu nennen die Hamburgische Firma Sloman, die nach Nordamerika einen regelmäßigen Betrieb unterhält; ferner für die Westküste Südamerikas die Hamburger Kosmos-Linie und die Hamburger Segelschiffsreedereien von C. F. Laeisz, Wencke, ferner in Bremen Rickmers und Wätjen, sowie andere Gesellschaften für die Segelschiffahrt. Die Schiffe der Hamburg-südamerikanischen Dampfschiffahrtsgesellschaft und die der Bremer Gesellschaft Hansa fahren nach der Ostküste Südamerikas. Einzelne Gesellschaften lassen ihre Schiffe die englischen und nordeuropäischen Häfen anlaufen, wie z. B. die Bremer Gesellschaften Neptun und Argo und die Hamburger Reederei Kirsten.

Nach Westafrika fahren von Hamburg aus die Woermann-Linie, nach Ostafrika die Deutsch-Ostafrika-Linie und nach Südafrika, Australien und Ostindien die Deutsch-Australische Dampfschiffahrtsgesellschaft, ferner nach Ostindien auch die Bremische Gesellschaft Hansa.

Nach den Mittelmeerländern unterhalten namentlich die Deutsche Levante-Linie und die Firmen Sloman und de Freitas von Hamburg aus einen regen Verkehr.

Hiermit sind indes nur die wichtigsten deutschen Reedereien und Linien genannt, aber keineswegs alle bedeutenden, deren Anzahl in steter Zunahme begriffen ist.

Als wichtigste Einfuhrartikel kommen für Deutschland Getreide und andere Erzeugnisse des Landbaues in Betracht mit annähernd 1000 Millionen Mark jährlich; dann kommen Baumwolle und Baumwollwaren für etwa 500 Millionen Mark, im Betrage von 100 bis 400 Millionen Mark Gold roh, in Barren und gemünzt, Bau- und Nutzholz, auch Holzwaren und dann eine weitere große Anzahl von Rohprodukten.

Die Ausfuhr Deutschlands erstreckt sich in erster Linie auf Fertigfabrikate, und zwar im Betrage von mehr als 3 Milliarden Mark. Geringer ist die Ausfuhr von Rohstoffen, sowie Nahrungs- und Genußmitteln. Im einzelnen werden exportiert Eisen und Eisenwaren bis zum jährlichen Betrage von etwa 600 Millionen Mark, außerdem Drogerie-, Apotheken- und Farbwaren für annähernd 400 Millionen, Wolle und Wollwaren in gleichem Betrage, ferner Baumwolle und Baumwollwaren, Instrumente und Maschinen für etwa 300 Millionen Mark, Steinkohlen und Zucker für 200 Millionen und für über 100 Millionen Mark Tuche, Pelze, Wirkwaren, Halbseidenwaren und dergleichen. Als Artikel, die für mehr als 50 Millionen Mark exportiert werden, sind namentlich zu nennen Glas und Glaswaren, Papier, Spielzeug, Baumwollgewebe, Anilinfarbstoffe, Kupferwaren, Bücher und Drucksachen, Leder und Lederwaren, Schafswollgarne, Farbendruckbilder und Photographien; in geringeren Be-

trägen wird noch eine große Anzahl anderer Artikel ausgeführt. Als Kuriosa, auf die man wohl schwerlich verfällt, seien folgende genannt: Abraumsalz, Schwefelspat, Schleifsteine, Kupferdrähte, Mennige, Würste, Gerbsäure, Haare von Pferden, Hasen- und Biberhaare und ähnliches. Jeder einzelne dieser Artikel zählt nach Millionen Mark.

Durch den regelmäßigen Austausch der Waren entstehen Bedürfnisse und Lebensgewohnheiten bei den verschiedenen Völkern, die schließlich zu internationalen Beziehungen von einer Intimität führen, wie sie vielleicht nicht jedermann gegenwärtig sind.

Internationalität.

Wenn wir des Morgens unser Frühstück einnehmen, genießen wir im Kaffee ein Produkt Niederländisch-Indiens oder Brasiliens, der Tee kommt aus Britisch-Indien, China oder Japan; mancher zieht vielleicht die amerikanischen Cerealien vor. Das Gebäck enthält nicht nur deutsches Mehl, sondern unter Umständen Mehl aus Rußland, Asien, den Vereinigten Staaten, die beide für Deutschland in der Hauptsache als Getreide exportierende Länder in Betracht kommen. Britisch-Indien liefert allein für etwa 40 Millionen Mark jährlich Reis nach Deutschland. Obst importieren wir zum Teil aus Oesterreich-Ungarn, Italien, der Schweiz, Frankreich, den Vereinigten Staaten und Australien; Fische aus England, der Schweiz, Norwegen, den Niederlanden, Dänemark. Allein für annähernd 100 Millionen Mark werden jährlich Eier aus Oesterreich-Ungarn, Rußland, Italien und aus andern Staaten importiert, im gleichen Betrage Fleisch und Fleischextrakte. Wer sich nach dem Essen eine Zigarre gewährt, genießt ein Fabrikat aus Havanna oder Tabak aus Mexiko, San Domingo, Brasilien, Java, Sumatra, Borneo, vielleicht auch ein bedenkliches

Gemisch aus mehreren derselben. Das Tischzeug enthält Flachs und Jute aus Britisch-Indien oder Rußland; der Stuhl, auf dem man sitzt, ist nicht unbedingt ein Produkt der Heimat, denn wir beziehen Bau- und Nutzholz sowie Holzwaren allein für 150 Millionen Mark aus Rußland. In der Petroleumlampe brennt wahrscheinlich amerikanisches Petroleum. Im Jahre 1902 hat Deutschland für mehr als 71,5 Millionen Mark amerikanisches Petroleum bezogen, für nur 12 Millionen Mark aus andern Ländern. Die goldene Münze, mit der wir bezahlen, kann ihren Ursprung in den englischen Kolonien haben; das darin zur Legierung verwendete Kupfer wird aus Amerika oder Italien stammen.

Und nun gar unsere Kleidung! Die seidene Krawatte ist wahrscheinlich ein Repräsentant Italiens, der Schweiz oder Frankreichs, unter Umständen sogar in nächster Zeit unseres Pachtgebiets Kiautschou, woselbst deutsches Kapital eine Fabrik errichtet hat, die den Versuch unternimmt, von den Kokons der dortigen Eichenspinner dieselbe feine Seide herzustellen, die bisher von den Kokons der Maulbeerspinner im südlichen China gewonnen wurde. Wolle, Wollgarne und Wollwaren beziehen wir für 400 bis 500 Millionen Mark aus Norwegen, England, Italien, aber auch aus Argentinien, Brasilien, Frankreich und Südafrika; Baumwollgarne und Baumwollwaren in fast gleicher Qualität insbesondere aus den Vereinigten Staaten und England, ferner aus Frankreich, Italien, Aegypten, der Schweiz und anderswoher. Mit Schuhwerk wird jetzt ganz Europa von Amerika aus überschwemmt. Der Diamantschmuck der Frauen weist uns nach Südafrika, das Mieder mit seinem Walfischbein in die Polargegenden.

So stellt bereits jeder Europäer in Kleidung und Lebensführung eine Verbindung aller Himmelsrichtungen und Nationen dar.

So sehr zu bedauern sein mag, daß wir nicht von der Natur im eigenen Lande mit allen Produkten gesegnet sind, deren wir bedürfen, so wird uns doch auch zur Entschädigung auf unsern Reisen das Vergnügen zuteil, bei fremden Nationen eine große Anzahl »made in Germany«-Artikel bewundern zu können. Mit Kruppschen Kanonen rüsten sich die Völker für den Krieg; sogar die Säbel, mit denen ich holländische Truppen auf Sumatra gegen die Atchinesen in den Kampf ziehen sah, waren zum Teil deutsches Fabrikat. Die 300 Millionen Indier werden größtenteils von Deutschland aus mit Kleidung versorgt, mit Hüten, Regenschirmen, Knöpfen, Nähnadeln. werden Malayen und Chinesen beglückt.

Die Rickscha-Kulis, deren erste Bekanntschaft der von Westen kommende Reisende in Colombo macht, wo sie ihn in ihren leichten zweirädrigen Handwagen im Geschwindschritt durch die Straßen ziehen, sind von hier bis nach Japan hinauf zumeist in blaue Kittel gehüllt, die ihre Farbe einem in badischen Fabriken hergestellten chemischen Produkt verdanken, welches den natürlichen Farbstoff der Indigopflanze ersetzt und damit den einst umfangreichen Indigohandel Indiens lahmgelegt hat.

Für jeden Deutschen ist es ein erhebender Anblick, in den fremden Häfen eine große Anzahl deutscher Schiffe anzutreffen. Am Tage unserer Einfahrt in den Hafen von Hongkong lagen dort 20 große Dampfer, welche die schwarz-weiß-rote Flagge führten. Hoch über dem Hafen leuchtet aus dem grünen Buschwerk des Felsens von Hongkong das stattliche Gebäude des Deutschen Klubs her-

vor wie ein Sinnbild der Stellung, welche hier die Deutschen einnehmen. Wem ein solcher Anblick das Herz nicht höher schlagen läßt, muß ein eigentümlicher Banause sein.

Natürlich ist es nicht immer leicht, seine Waren in fremden Ländern abzusetzen. So hatte beispielsweise eine europäische Firma nach China Hufeisen exportiert, die einen Drachen, das chinesische Wappentier, als Stempel trugen. Dieser Stempel, der die Ware leichter verkäuflich machen sollte, wurde aber gerade der Ware zum Verhängnis; denn es erschien den Chinesen unpassend, von ihren Pferden das Wappen des Landes mit Füßen treten zu lassen, und so fanden sich keine Abnehmer für dieselbe. Eine andere Firma hatte englische Kochgeschirre eingeführt, die bei geringerem Preise erheblich dauerhafter waren als das bisher bei den Chinesen im Gebrauch befindliche Geschirr. Der Artikel hatte eine geraume Zeit guten Absatz gefunden, verlor aber plötzlich an Zugkraft; denn der genau rechnende Chinese hatte herausgefunden, daß die dickeren Wände des Geschirrs eine entsprechend stärkere Feuerung nötig machten und daß er auf die Dauer mit den altgewohnten Geschirren besser fortkomme, obwohl er bei diesen alle zwei oder drei Monate die Kosten der Anschaffung von neuem zu bestreiten hatte. So wechseln die Handelserfolge oft aus unberechenbaren Motiven.

Politik.

Besonders glückliche Erfolge auf dem Gebiete des Welthandels können indessen leicht eine Nation verleiten, in der Förderung ihres Exporthandels das Maß notwendiger Zurückhaltung zu überschreiten, so daß andere Zweige der nationalen Volksbetätigung darüber zu grunde gehen. Es wird dann der Schwerpunkt des nationalen Wohlstandes aus dem Herzen der Nation herausgerissen und auf den Weltmarkt verlegt, dessen wechselvolle Schicksale unkontrollier-

baren Einflüssen unterworfen sind. Darin liegt eine große Gefahr; denn es ist eine Notwendigkeit für die gesunde Entwicklung eines Landes, daß sein Wohlstand auf Produktion und Konsumption im eigenen Lande beruht. Die historische Erfahrung lehrt, daß nur ein Ackerbau treibendes Volk in seinen Grundfesten beständig ist, während einseitige Handels-, Industrie- und Kolonieſtaaten ohne das Fundament einer gesunden Landwirtschaft durch äußere Ereignisse in ihrem Lebensmark vernichtend getroffen werden können. Nur ein Baum, dessen Wurzeln stark und gesund sind, bleibt am Leben. Die Krone, der Außenhandel, ist ein schöner Schmuck, aber ohne eigene Lebenskraft. Die Wurzeln eines Volkes ruhen aber nun einmal in der heimatlichen Erde. So vermochte Deutschland die Verwüstungen des dreißigjährigen Krieges zu überstehen; als klassische Beispiele für das Gegenteil dienen Karthago, Venedig und Holland. Der deutsche Bauernstand ist glücklicherweise durch den staatlichen Bauernschutz, agrarische Reformgesetze und durch langsameren Uebergang in die neue Zeit vor dem Niedergange bewahrt worden, in England dagegen ist er vom Geldkapital ausgekauft worden, der Betrieb der Ländereien wurde Pächtern überlassen und darin liegt eine Schwäche des heutigen England.

Zum Glück scheint Deutschland auch in den heutigen veränderten Zeiten bei seinem Uebergang vom reinen Agrarstaat zum gemischten Agrar- und Industriestaat von einem glücklichen Instinkt geleitet worden zu sein. Wir finden bei uns vielfach eine eigenartige Verbindung von Urproduktion mit Industrie und Handel. Unsere Landwirte sind zugleich Spiritus- und Zuckerfabrikanten. Wir haben Betriebe von außerordentlicher Bedeutung, bei welchen vom Rohmaterial bis zur raffiniertesten Fertig-

fabrikation alles einheitlich produziert und verwertet wird. Ich erinnere nur an Krupp und Laurahütte. Hier liegt eine Vertrustung ungleichartiger Betriebe vor. In Amerika dagegen finden wir fast nur die Verbindung gleichartiger Betriebe zu einem Trust. Dort gibt es den Stahltrust, Fleischtrust, Baumwolltrust, Oeltrust, Eisenbahntrust, und allerhand Truste einzelner Industrieerzeugnisse. Man kann die amerikanische Art der Vertrustung eine horizontale nennen, während die unsrige vertikal ist. Dadurch, daß sie in die Tiefe geht bis zur Urproduktion, gibt sie der Industrie eine solide Basis, während sie das Interesse der Urproduktion mit der Industrie verknüpft. Eine solche Art der Vertrustung müssen wir jedenfalls als die gesündere ansprechen, weil sie die Bestandteile der nationalen Produktion verbindet, anstatt sie zu trennen.

Der Exporthandel hat den großen Nachteil mangelnder Beständigkeit. Sobald ein Abnehmer von einem billiger liefernden Konkurrenten bezieht, oder ein Land hinsichtlich einer Ware gesättigt ist, so erlischt damit für das exportierende Land dieser Exportzweig, und das schlägt ihm eine empfindliche Wunde. Wer Kuba in seiner Blütezeit gekannt hat, als der Zuckerexport die Einwohner der Insel mit Reichtümern überschüttete, und jetzt nach dem Aufblühen der europäischen und amerikanischen Zuckerindustrie das Land und die einst so lebensfrohe Stadt Havanna wiedersieht, der hat das belehrendste Beispiel vor Augen, wohin am letzten Ende die aus Exportfanatismus geborene Einseitigkeit der Produktionsweise führt. Neben der Vielseitigkeit der Exportzweige kommt somit vor allen Dingen auch in Betracht, daß das Absatzgebiet des exportierenden Landes möglichst groß sein muß, denn um so stetiger und sicherer wird sich die Ausfuhr entwickeln können. Damit

hängt die große Bedeutung unserer Hamburger und Bremer Schiffahrtsgesellschaften zusammen; denn diese eröffnen mit jeder neuen Linie, die sie einrichten, dem deutschen Hinterlande eine neue Einnahmequelle, ziehen einen Teil des internationalen Verkehrs nach deutschen Plätzen, der früher über Häfen anderer Länder geleitet wurde, und gewinnen für Deutschland neue Absatzgebiete. Damit verbreitern sie die Basis des nationalen Wohlstandes.

Jährlich findet von seiten der großen Schiffahrtsgesellschaften der Erwerb ausländischer Reedereien oder die selbständige Eröffnung neuer Linien statt. Durch das regelmäßige Erscheinen deutscher Schiffe in fremden Häfen und Flüssen sowie durch die Art, mit der jene alte Handelsbeziehungen befestigen und die Entstehung neuer begünstigen, stärken sie fernerhin das deutsche Element im Auslande. Der deutsche Handel in Ostasien hat sich in den letzten Jahren ganz außerordentlich gehoben. Ueber 500 deutsche Schiffe passieren jetzt jährlich den Suezkanal. Trotz der großen Erfolge, die Deutschland seit seiner Einigung außerhalb der kontinentalen Landesgrenzen errungen hat, steht es dennoch unendlich weit hinter England zurück und wird gut tun, sich dort draußen in jeder Beziehung England zum Lehrmeister zu nehmen, dessen kolonisatorische Tätigkeit unvergleichlich dasteht und ein Beispiel zielbewußten Vorgehens und anerkennenswerter Opferfreudigkeit abgibt. Die Amerikaner haben sicherlich Erstaunliches geleistet in der unerhört schnellen Kolonisation des amerikanischen Kontinents. Wer Gelegenheit gehabt hat, die Entwicklung der amerikanischen Städte bewundern zu können, von denen manche, namentlich in den Einöden des Westens, trotz ihrer hohen Zivilisation auf kaum mehr denn ein Menschenalter zurückzublicken ver-

mögen, der wird sich eines Gefühles der Anerkennung jener gewaltigen Schaffenskraft, welcher sie ihr Dasein verdanken, nicht erwehren können. Aber bei dem Anblick Hongkongs z. B. darf unsere Anerkennung nicht geringer sein. Vor 60 Jahren war Hongkong noch ein nackter Felsen, der starr und unbelebt aus den Fluten des Meeres emporragte; jetzt ist hier eine idyllische Villenkolonie entstanden, in deren verschlungenen, hügeligen Straßen die eleganten Vertreterinnen aller Nationen unter dem Schatten der Palmen und Bambushecken in ihren Sänften einhergetragen werden. Das häusliche Leben unterscheidet sich in dieser wie in fast allen englischen Kolonien kaum von der heimatlichen Lebensweise. Und doch ist das, was hier erreicht wurde, unter Strömen von Blut und unter großen Opfern von seiten des Mutterlandes erkämpft worden, und das, was sich in Amerika auf friedlichem Wege und ohne jede Störung vollzogen hat, ist hier die Frucht ungeheurer Energie und Aufopferung. Hongkong ist die schmerzensreichste Kolonie Englands gewesen und ein Wahrzeichen seiner unvergleichlichen Kolonisationstätigkeit.

Dort, wo die Engländer festen Fuß gefaßt haben, ist obendrein allen Nationen Gelegenheit gegeben worden, unter ihrem Schutze unbehindert dem Erwerbe nachzugehen, und nicht zum wenigsten diesem System haben wir einen Teil unserer Erfolge im Auslande zuzuschreiben.

Das hätten auch diejenigen nicht ganz vergessen sollen, die während des Burenkrieges mit so schwungvoller Begeisterung die Zeitungshetze gegen England unterstützten. „Die Mache der Presse“, hat Bismarck einst gesagt, „war — betrübend erfolgreich und die öffentliche Dummheit für ihre Wirkung so empfänglich wie immer.“ Dieses Wort kann auch auf unsere Zeitverhältnisse gelegentlich

Anwendung finden. Beißen, wenn's unumgänglich notwendig wird, ist gut, bellen aber nicht. In dem Klubhaus zu Kobe steht mit weithin sichtbaren Lettern ein niedlicher Vers an die Wand geschrieben, der zeigt, daß die Deutschen ihre Natur auch im Auslande nicht verleugnen. Er lautet: „Wer hier nörgelt oder hetzt, wird einfach an die Luft gesetzt." Es wäre hübsch, wenn diesem Verse eine recht umfassende Geltung gegeben würde. Von der Presse kann man leider im allgemeinen ruhige Objektivität nicht verlangen; denn die Unglückliche ist auf die große Masse angewiesen, die ihr die Abonnenten stellt. Deren Geschmack findet in der Sachlichkeit niemals Befriedigung. Aber selbst bei dem am schlimmsten aufgewiegelten Deutschen sollte doch auf grund der Tatsachen England gegenüber immer noch ein leiser Klang von Anerkennung in dem Akkord der Gefühle mittönen. Diese Nation hat mit ihrem wundervollen Verständnis für die Wirklichkeit der Verbreitung germanischer Zivilisation und Kultur auf unserm Erdball unschätzbare Dienste geleistet, und sie erntet mit ihrer jetzigen Stellung nicht nur ein Geschenk besonderer Schicksalsgnade, sondern die Früchte gewaltiger Kraftanstrengung und unversiegbaren patriotischen Opfermutes. Ihr ganzes politisches Vorgehen ist die Betätigung eines Bismarckschen Grundsatzes, den wir selbst, obgleich er aus dem Munde eines Deutschen stammt, leider noch nicht zu unserer Devise erhoben haben, nämlich, daß die einzige gesunde Grundlage eines großen Staates, durch die er sich von einem kleinen Staate unterscheidet, der staatliche „Egoismus" ist und nicht die Romantik. „Es ist eines großen Staates unwürdig, für eine Sache zu streiten, die nicht seinem eigenen Interesse angehört." Der Versuch, die Engländer zu verstehen und von ihnen zu

lernen, kann somit für uns nur förderlich sein. Daß die germanischen Staaten Deutschland, England, Amerika die Repräsentanten der höchsten menschlichen Kultur sind, das lehrt uns auf Reisen der bloße Augenschein, und es kann nicht genug betont werden, daß eine Entfremdung zwischen diesen gleich gearteten Volksstämmen die schwerste Schädigung darstellt, die der Kulturwelt zugefügt werden kann. Dagegen wird ihr zielbewußtes Zusammengehen hoffentlich einst die volle sittliche Kraft des Germanentums zum Segen der Welt entfalten. Ihr Bund stellt die höchstgeartete ethische, materielle und physische Kombination der Gegenwart und, so weit wir blicken können, auch der Zukunft dar.

Wie ich in Ostasien gesprächsweise erfahren habe, besteht dort der einzige praktische Erfolg dieses Pressefeldzuges in einer Verschlechterung der ehemals guten Beziehungen beider Nationen, die hier gerade aufeinander angewiesen sind, und wenn auch der Engländer im persönlichen Verkehr mit dem Deutschen die ganze Sache vielfach vornehm ignoriert hat, auch die Deutschen durch Abschaffung verschiedener taktloser Zeitschriften ihr Entgegenkommen gezeigt haben, so ist doch immerhin eine merkliche Abkühlung in den Beziehungen beider übrig geblieben, die niemandem zum Vorteil gereicht.

Es hätte auch nicht vergessen werden sollen, daß Deutschland nicht nur ein guter Kunde Englands ist, sondern daß Großbritannien zu den besten Kunden Deutschlands gehört. Fast 25 %, also ein Viertel unserer Gesamtausfuhr, nimmt uns Großbritannien ab. So ist in diesem Falle die Wirkung der Presse eine um so verwunderlichere gewesen, als sich unter den Rufern im Streit so viele unserer Landsleute befunden haben, die in ihrem bürgerlichen Leben ihren Kunden ein sehr viel freund-

licheres Gesicht zu zeigen pflegen, als allen übrigen Menschen! Weshalb also nicht auch diesem großen Kunden unseres Vaterlandes? „Ich gebe Ihnen nur eine einzige Instruktion mit, ein gutes Einvernehmen mit England," sagte Bismarck einst zu dem Hauptmann von Wißmann, als dieser nach Ostafrika abreiste. Ein gutes Einvernehmen mit allen seinen Verwandten an der See, auch im weiteren Sinne, sollte Deutschlands Devise bleiben.

Die Reibungsflächen bilden sich von selbst in dem wirtschaftlichen Wettstreite der Nationen und brauchen nicht erst durch künstliche Erregung geschaffen zu werden; ihr Erzeuger ist die Konkurrenz. Das russische Getreide konkurriert mit dem europäischen und hat ganz besonders Deutschlands Landwirtschaft in hohem Maße gefährdet. Rußlands Export wurde alsbald durch Nordamerika und Argentinien noch überflügelt. Auch Indien und Australien sind in den Wettbewerb eingetreten, und nach dem Aufschluß Afrikas wird aller Voraussetzung nach auch hier ein neuer Konkurrent entstehen. Nicht nur Einzelpersonen sind heutzutage Konkurrenten, sondern Nationen und Erdteile. Daß auch bei ihnen der Funke der Zwietracht leicht zur lodernden Flamme entfacht werden kann, ist begreiflich. Allenthalten sind daher die Völker eifrig mit der Vergrößerung ihrer Kriegsflotten beschäftigt.

Im Unterschied zum vergangenen Jahrhundert, das uns die Bildung von Nationalstaaten gebracht hat, sehen wir jetzt Weltmächte sich zusammenballen, welche ihre Beteiligung am Welthandel durch eine starke Flotte zu schützen suchen. Das Jahr 1909, in welchem das augenblickliche Flottengesetz, und die durch die letzten Etats festgelegten Schiffsbauprogramme der übrigen Seemächte voraussichtlich durchgeführt sein werden, wird ein erheblich

verändertes Bild der maritimen Streitkräfte der Welt darbieten.

Das verflossene Jahrhundert kannte nur zwei Seemächte von Bedeutung, England und Frankreich. Das Zukunftsbild zeigt uns zwar noch nach wie vor England als die führende Seemacht, daneben aber werden Frankreich, die Vereinigten Staaten und Deutschland mit einander ähnlichen Streitkräften auf den Plan treten.*) Ein großer Staat ohne Seemacht ist heute nicht mehr denkbar. Wie die Armeen der Kontinentalstaaten in der europäischen Politik, so werden wahrscheinlich auch die Flotten zur Aufrechterhaltung des Gleichgewichts in der Weltpolitik beitragen. „Denn weit entfernt davon, eine Herausforderung zum Kriege zu sein," sagte Präsident Roosevelt kürzlich, „bedeutet eine starke, gut geschulte Flotte die beste Garantie gegen den Krieg, die wirkungsvollste und billigste Sicherung des Friedens. Die Kosten des Baues und der Indienststellung einer solchen Flotte stellen die billigste Prämie einer Friedensversicherung dar, welche ein Volk überhaupt zahlen kann."

Die Kleinen werden immer kleiner und die Großen immer größer; das ist ein Vorgang, der sich nicht nur in den wirtschaftlichen Verhältnissen des Alltagslebens beobachten läßt, sondern der mit der Kraft eines Naturgesetzes bestimmend auf die künftigen Geschicke der Nationen einzuwirken berufen erscheint. Nicht in anmaßender Selbstverblendung oder von einem unberechtigten Großmachts-

*) Die Seeschlacht von Tsuschima hat Rußland aus der Zahl der größeren Seemächte gestrichen. Wahrscheinlich wird das unternehmende und energische Japan an Rußlands Stelle den fünften Platz unter den Seemächten einnehmen, sobald es sich von den Wunden des Krieges erholt hat, während Rußland noch geraumer Zeit bedürfen wird, bis es sich wieder zu den Großmächten auf der See zählen darf.

kitzel angetrieben, ist auch Deutschland in das Weltgetriebe hineingeraten, sondern durch seine Einigung und das natürliche Anwachsen seiner Bevölkerung.

Im Jahre 1750 betrug die Bevölkerung auf dem Gebiete des Deutschen Reiches 18 Millionen Seelen, im Jahre 1850 betrug sie 35 Millionen, bis sie schließlich heute auf über 58 Millionen angewachsen ist. Aber nicht nur die Bevölkerungszahl ist gestiegen, sondern sogar die prozentuale jährliche Vermehrungsziffer, trotz mancher Unregelmäßigkeiten, die Klima, Krieg und Krankheiten verursacht haben mögen. Im Jahre 1855 vermehrte sich die Bevölkerung auf dem Gebiete des Deutschen Reiches um 0,49 pCt. jährlich, im Jahre 1870 um 0,58 pCt., im Jahre 1890 um 1,07 pCt. und im Jahre 1900 um 1,5 pCt. Es ist daher nicht ausgeschlossen, daß Deutschland in Kürze, wenn nicht außergewöhnliche Ereignisse dazwischentreten, eine jährliche Bevölkerungszunahme von 2 pCt. erleben wird. Die bereits jetzt annähernd 60 Millionen betragende Bevölkerung Deutschlands würde mit ihrer jährlichen Vermehrung um nur 1½ pCt. im Verlaufe des Zeitraums einer einzigen weiteren Generation auf etwa 100 Millionen Menschen angewachsen sein.

Wenn man von Belgien und den Niederlanden absieht, deren territoriale Ausdehnung eine ungleich geringere ist, läßt sich die Bevölkerungsdichtigkeit Deutschlands schon jetzt nur mit der Groß-Britanniens, Italiens und Japans vergleichen. Sie wird sich jedenfalls noch erheblich verstärken, da nur ein im Verhältnis zur Gesamtbevölkerung geringer Bruchteil jährlich als Auswanderer die Grenzen des Deutschen Reiches verläßt.

In den wirtschaftlich ungünstigsten Jahren, die die höchste Auswanderungsziffer aufwiesen, hat Deutschland

etwa 120 000 seiner Angehörigen durch die Auswanderung verloren.

Vor 100 Jahren konnte es uns also noch gleichgültig sein, ob „hinten weit in der Türkei die Völker aufeinander schlagen". Heute dagegen dürfen wir nicht einmal den Geschehnissen in der viel weiteren Ferne der ostasiatischen Gewässer gleichgültig zusehen. Sowohl kriegerische als friedliche Bewegungen beanspruchen unser sorgsames Interesse. Augenblicklich herrscht am Yangtse eine rege Tätigkeit. Schwer beladene britische, deutsche und japanische Dampfer sieht man dort nebeneinander flußauf- und abwärts fahren. Großartige Kaianlagen sind mit gewaltigen Kosten von Engländern, Deutschen, Franzosen und Russen hergestellt worden. Insbesondere scheint Hankau der Angelpunkt des chinesischen Handels und das Zentrum des chinesischen Eisenbahnsystems werden zu sollen. Alle Kenner prophezeien China eine gewaltige Handelszukunft. „In China ist Platz für alle," hat bezüglich hierauf kürzlich Sir Walter Hillier, der frühere britische Generalkonsul in Korea, geäußert: „Unsere Interessen sind identisch, es liegt kein Grund vor, weshalb wir nicht zusammen arbeiten sollten."

Jahraus, jahrein findet der Güteraustausch ununterbrochen zwischen den verschiedenen Nationen unserer Erde statt, soweit dieselben durch die Ausdehnung des Verkehrs befähigt wurden, sich in ihren Bedürfnissen gegenseitig zu ergänzen, und nimmt an Umfang zu, wie an Mannigfaltigkeit der Objekte. Es ist, als wolle das Getriebe des Völkerlebens immer mehr ineinandergreifen und so die national abgeschlossenen Völkergruppen zu stetig wachsender Zusammengehörigkeit vereinen. Würde sich Deutschland mit einer chinesischen Mauer umgürten, um sich hermetisch gegen die Außenwelt abzuschließen, so müßte es zugrunde gehen.

Während daher die Erziehung voraufgegangener Generationen in Deutschland ausschließlich von den Gesichtspunkten geleitet wurde, welche die Ansprüche an die Tüchtigkeit eines im eigenen Lande Ackerbau treibenden Volkes bestimmten, erfordert nunmehr unsere Zeit, daß die Blicke der Deutschen von Jugend auf auch in die Ferne gerichtet werden; denn wie Deutschland draußen auf der Schaubühne der Welt abschneiden wird, davon werden die Deutschen auch im Innern des Landes abhängig sein.

So hat die neue Zeit ihre neuen Aufgaben gestellt.

Gesamtwelthandel.

Eine sonderliche Eigenart unserer Zeitverhältnisse ist die durch den Welthandel geschaffene innige Verbindung der entfernten Weltteile untereinander. Die genaue Kenntnis der Erzeugnisse und der Bedürfnisse der verschiedenen Länder hat veranlaßt, daß alle Nationen auf fremden Märkten kaufen und zu verkaufen suchen. Daraus ist eine Abhängigkeit entstanden, die früher ganz unbekannt war und die nicht geringer ist als die gegenseitige Abhängigkeit der Industrie und Landwirtschaft voneinander im eigenen Lande. Aus den kleinen Gebilden wirtschaftlicher Gemeinschaft, die zur Zeit unserer Väter unabhängig voneinander dastanden, hat sich eine einzige große Wirtschaftsgemeinschaft gebildet, die zivilisierte Welt. Die einzelnen Staaten sind nur Teile dieses einheitlichen, großen Organismus und greifen ineinander über wie die einzelnen Organe des menschlichen Körpers. Durch Telegraph und Kabel sind alle Erd- und Weltteile einander so nahe gerückt, daß die Geschäftsleute der verschiedenen Nationen wie Anwesende miteinander verkehren. Entfernungen existieren nicht mehr. Zwischen New York und London, den beiden größten Handelspunkten der Welt, wird ein besonderes Kabel für den Börsenverkehr zur Zeit der Eröffnung der New Yorker Börse frei ge-

halten. Auf diese Weise werden die Eröffnungskurse der New Yorker Börse zwei Minuten später in London bereits bekannt gegeben. Es ist, als ob die Telegraphendrähte in dem großen Weltorganismus die Nerven abgeben, welche die geringste Reizung an entfernten Stellen des Körpers sofort in der Zentralstelle melden. Wer die Vorgänge in der Londoner City aufmerksam beobachtet, wird bemerken, wie vor dem Eintreffen der ersten Telegramme aus New York, es ist dann drei Uhr nachmittags in London, sich in der ganzen Londoner City eine Unruhe bemerkbar macht. Die Spannung, mit der die ersten Nachrichten erwartet werden, läßt manchem die Knie erzittern und die Augen in ihre Höhlen zurücktreten. Es liegt zuweilen nicht wenig Komik in der Erscheinung dieser Erwartungsvollen, und doch zeigt sich hier nur, wie heutzutage die Menschen über Weltmeere hinaus miteinander verbunden sind. Vielleicht liegt in der großen gegenseitigen Abhängigkeit der Nationen von ihren Produkten, Waren und Finanzen ein Umstand, der in der Zukunft mit großem Gewicht auf die Erhaltung des Friedens hinwirken wird. Durch eine effektive Blockade würde England in sechs Wochen dem Verhungern nahe gebracht werden. Je zahlreicher die Bevölkerung, desto größer ihr Bedarf an Nahrungsmitteln und um so fürchterlicher die Unterbrechung der Nahrungszufuhr. Deshalb erleben wir keine Monarchenbewegung mehr ohne ernsthafte Friedensbeteuerungen.

Der gesamte Welthandel beläuft sich auf mehr als 100 Milliarden Mark jährlich. An diesem Welthandel ist in erster Linie Großbritannien mit etwa 30 Milliarden beteiligt, dann folgt Deutschland mit 10 Milliarden, die Vereinigten Staaten von Nordamerika mit 9, Frankreich mit 8, die Niederlande mit 7 Milliarden; der Rest von 36 Mil-

liarden verteilt sich auf die andern am Welthandel beteiligten Nationen in folgender Reihe: Belgien, Oesterreich-Ungarn, Rußland, Italien, die Schweiz, Spanien, Schweden, Dänemark, Türkei, Norwegen, Rumänien, Finnland, Portugal, Griechenland und andere außereuropäische Länder.

Allen weit voran steht also Großbritannien; doch unter den ersten, wenn auch in einem beträchtlichen Abstande von Großbritannien, marschiert jetzt Deutschland.

Um den überseeischen, wirtschaftlichen Verkehr zu bewältigen, befuhren im Herbst 1903 27 705 Segelschiffe und 13 381 Dampfschiffe die Meere, wobei die kleinen Dampfer unter 100 Tonnen und die Segler unter 50 Tonnen noch gar nicht eingerechnet sind.

Mehr als die Hälfte aller Dampfer der Welthandelsflotten ist im Besitze britischer Reeder, beinahe ein Viertel aller Segler gehört England und seinen Kolonien. Großbritanniens Gesamttonnage beträgt 16 163 000 Tonnen. Gleich dahinter folgt Deutschland, wenn auch mit der weit geringeren Zahl von 3 295 000 Brutto-Tonnen, danach die Vereinigten Staaten mit 3 064 000 Brutto-Tonnen Rauminhalt. Um die Hälfte geringer als diese ist wieder der Rauminhalt der französischen und norwegischen Handelsflotten, und nach diesen kommen die Flotten von Italien, Rußland, Schweden, Spanien, Holland und Japan.

Wenn auch in Jahren niedergehender wirtschaftlicher Konjunktur der Bau neuer Schiffe eingeschränkt wird, auch bei den Segelschiffen der jährliche Abgang an Schiffen meist größer ist als der Zuwachs, so nimmt doch immerhin durch die Vermehrung der Dampfer der Umfang der Welthandelsflotten von Jahr zu Jahr beträchtlich zu. Verkehrsmittel, Handelsobjekte und Handelsgebiete wachsen und vermehren sich in unablässig fortschreitender Entwicklung. Zu den

Schiffen gesellen sich die Eisenbahnen. Unser Planet ist nunmehr spinngewebeartig von Eisenbahnschienen und Telegraphendrähten umsponnen. Kabel durchziehen die Meere, Telegraphendrähte von insgesamt etwa 5 Millionen Kilometer Länge dienen dem Gedankenaustausch im Spiel des elektrischen Funkens, und auf 838 216 Kilometer Eisenbahnschienen rollen die Wagen unaufhörlich hin und her und halten Menschen und Güter in Bewegung. Das größte Bahnnetz der Erde besitzt Amerika mit 421 571 Kilometer Schienen, dann folgt Europa mit 296 051 Kilometer, Asien, Australien und Afrika verfügen nur über insgesamt 120 594 Kilometer. Eins der erstaunlichsten Mittel modernen Verkehrs ist die sibirische Bahn. Durch sie ist es möglich, in 22 Tagen von Paris bis zum Stillen Ozean zu gelangen. Seit dem Mai 1903 legten durchgehende Züge die Strecke von Moskau bis Dalny in 13½ Tagen ohne fahrplanmäßige Unterbrechung zurück. Jetzt ist Dalny zerstört und der Verkehr auf der Strecke unterbrochen. Aber die Art und Weise, in welcher diese, in erster Linie für militärische Zwecke bestimmte Bahn schon jetzt dem Handel dienstbar gemacht worden war, kennzeichnet am besten die expansive Kraft des Handels. Die Bahn war, als ich sie befuhr, bereits von Geschäftstreibenden überflutet, von denen manche innerhalb der wenigen Monate seit der Eröffnung der Bahn die ganze Strecke bereits mehrfach zurückgelegt hatten, um die größten Handelsplätze Deutschlands, Frankreichs und Englands zu besuchen.

Anpassung. Immer größer wird der Umfang des Verkehrs und die Schnelligkeit der Verkehrsmittel. Ein jeder Tag bringt eine Steigerung mit sich, und ob der einzelne selbsttätig mitwirkt oder nicht, Tag und Nacht pulsiert das Leben rastlos um ihn herum und bildet der Zukunft unvermeidliche Gestalt.

Wer sich dieser modernen Entwicklung des Völkergetriebes rechtzeitig und zweckentsprechend anpaßt, wird daraus nur Vorteil ziehen. Auch früher hat die Welt niemals stillgestanden, aber es fehlte die innige Berührung aller Menschenarten untereinander. Niemand unterhielt Beziehungen über die Grenzen der engeren Heimat hinaus. Die alten Griechen dünkten sich die Beherrscher der Welt; aber ihre Welt wurde abgelöst durch die viel weitere Gebiete umfassende Weltherrschaft der Römer, und doch war das, was hier Welt genannt wurde, verschwindend klein im Vergleich zu dem Gebiete, welches heute allein England beherrscht. Der antike Staat Athen hatte in seiner Blütezeit nur 21 000 freie Bürger und alles zusammen nur etwa 200 000 Einwohner. An die Stelle der früheren Kleinstaaten mit ihrem engen Horizont sind jetzt Nationen getreten mit 30 bis 100 Millionen Einwohnern, welche die 1600 Millionen Menschen auf unserm Planeten in wirtschaftliche Beziehungen gebracht haben. In den Vereinigten Staaten mit ihrer Monroe-Doktrin erblicken wir bereits den Keim zu dem ersten Staate, der einen ganzen Weltteil umfaßt.

Kriege werden wohl auch jetzt nicht ausbleiben können, aber die großen Linien in der Entwicklung werden immer mehr durch schwerwiegendere Verhältnisse als durch den Ausgang eines blutigen Krieges bestimmt, nämlich durch den Reichtum des Landes, die Leistungsfähigkeit der Bewohner, ihre Fortschritte auf dem Gebiete der Zivilisation und durch die Bevölkerungszunahme.

Die Verteilung der Kräfte in dem großen Handelswettstreite aller Völker ist eine sehr ungleichmäßige. Amerika hat den unermeßlichen, natürlichen Reichtum seines Landes hinter sich, aus welchem es trotz aller Stürme, die ihm noch bevorstehen mögen, immer wieder neue Mittel schöpfen

kann, Rußland ein unerschlossenes Reich von fabelhafter Ausdehnung mit allem, was die Erde an Schätzen birgt, England den Reichtum seiner Kolonien und die Beherrschung aller strategisch wichtigen Punkte auf der Meeresstraße, Deutschland dagegen leider nichts von alle dem, nur die Tüchtigkeit seiner Bevölkerung und die unvergleichliche Ordnung im Innern.

Diese beiden Vorzüge muß Deutschland also mit allen Kräften zu kultivieren suchen.

Schule.

Das einzige Mittel dazu ist eine planmäßige Erziehung der Jugend, die einem jeden Deutschen von Kindesbeinen an die Vorzüge des deutschen Charakters und seine Schwächen im Spiegel der Selbsterkenntnis vor Augen führt und Verständnis und Liebe zu den vorhandenen Institutionen weckt. Pflege der Charakterbildung ist für den hochgespannten Wettkampf der Nationen mehr denn je von Nöten, damit Persönlichkeiten entstehen, Männer mit eigenem Wollen, welche die Folgen ihrer Handlungen überdenken und dem eigenen Urteil vertrauen lernen. Hierin haben die Amerikaner unzweifelhaft vor allen andern Nationen einen Vorsprung. Sie stammen zum größten Teil von Individuen ab, denen die Heimat zu eng geworden und die aus dem Vertrauen auf ihre eigene Kraft sich eine neue Hoffnung schufen, mit der sie siegreich durch die Wildnis drangen. Das hat Selbständigkeit und Energie zu den Nationaltugenden der Amerikaner gemacht. Die Erziehung der Jugend ist dementsprechend in Amerika in erster Linie darauf gerichtet, Initiative zu wecken und einen starken Willen zu entwickeln. Dann erst kommt das Bestreben der Erzieher, diesen Willen auch in vernünftige Bahnen zu lenken.

Unzweifelhaft wird durch die Erziehungsart das Selbstgefühl und das Bewußtsein persönlicher Verantwortlichkeit gesteigert, beides Vorbedingungen für den Erfolg.

So kommt es, daß in Amerika für Kinder wie für Erwachsene auch in schwierigen Lagen der Gedanke der Selbsthilfe der nächstliegendste ist; der Grundsatz »help yourself« spielt im privaten wie im öffentlichen Leben eine ausschlaggebende Rolle und hat u. a. z. B. die eigenartige Ausgestaltung der Arbeiterfrage in den Vereinigten Staaten geschaffen, die die Arbeiter jeder staatlichen Hilfe entblößt.

Bei uns hat die Notwendigkeit soldatischer Disziplin das „Gehorchenlernen" in den Vordergrund des Erziehungssystems gerückt. Das ist der Gegensatz dazu, denn er führt in der Uebertreibung zum Schablonisieren, vermindert die Initiative und läßt manche das Ideal einer guten Erziehung darin erblicken, daß die Kinder wie Drahtpuppen auf Kommando am Schnürchen tanzen. Um dies zu erreichen, richten die Erzieher bei uns ihr Augenmerk nicht darauf, die Willenskraft zu stärken, sondern im Gegenteil versuchen sie zunächst einmal, den Willen zu brechen.

Der Erfolg äußert sich in dem augenfälligen Bedürfnis des deutschen Volkes, in allen Lebenslagen geleitet zu werden. Ueberall der Ruf nach Führern, und nicht nur die Neigung, für alle Mißstände und soziale Schäden die Leitung vorwurfsvoll zur Verantwortung zu ziehen, sondern auch die übermäßigen Anforderungen an Regierung und Polizei, die alle Uebel heilen sollen. Unter dem Bann dieser Idee macht leider in Deutschland die Selbsterziehung des Publikums nur so sehr langsame Fortschritte.

Hier kann die Berührung zwischen Amerikanern und Deutschen für beide in ausgleichender Weise befruchtend wirken.

Ganz besonders fängt aber bei uns erst jetzt ganz allmählich der Wert einer aufs praktische Leben gerichteten Erziehung an geschätzt zu werden. In dieser Hinsicht können wir vom Auslande noch sehr viel lernen.

Am weitesten zurück stehen die Gymnasien, welche sowohl in der Berücksichtigung der Körperpflege als in der Auswahl des Lehrstoffes und der anzuwendenden Methoden den dringendsten Bedürfnissen der Neuzeit nicht entsprechen.

Solche Bemerkung klingt vielleicht manchem bei dem hohen Ansehen, dessen sich angeblich unsere höhere Schulbildung bei allen Nationen der Welt erfreut, etwas paradox. Jedoch ließe sich darüber streiten, ob jenes Ansehen, falls es überhaupt besteht, gerechtfertigt ist. Wenn Knaben, die englisch und französisch in der Kinderstube noch geläufig zu gebrauchen verstanden, bei ihrem ersten Besuch des Auslandes mit dem Zeugnis der sogenannten Reife in der Tasche die Entdeckung machen, daß sie trotz vieljährigen Unterrichts in diesen Fächern ihre Sprachkenntnisse völlig verloren haben, so trifft nicht sie die Schuld. Und daß die einseitige Bevorzugung des klassischen Altertums als Lehrstoff ein Vorzug ist, haben schon manche Fachleute bestritten. Vor allen Dingen aber ist es jammervoll genug, daß wahrlich diejenigen nicht vereinzelt dastehen, denen durch die Schule das ganze klassische Altertum so gründlich verleidet worden ist, daß ihnen seine Schönheiten dauernd verschlossen bleiben und sie noch nach Jahren unfähig sind, sich trotz bester Absicht damit zu befassen, weil jedesmal zwischen Auge und Zeile Erinnerungen und Gestalten aufsteigen, die mit ihrem Hauch pedantischen Philistertums und seinem Mangel an Licht, Luft und Lebensfreude von allen weiteren Versuchen abschrecken!

Die harmonische Bildung, das erhabene Ziel der Gymnasien läßt sich nun einmal nur durch das Beispiel harmonischer Persönlichkeiten erzielen.

Daran zu erinnern, ist vielleicht ganz angebracht, um so mehr, als sich diejenigen nicht gekränkt fühlen werden, die hiermit nicht gemeint sein können. Nicht die Art oder die Summe des Lehrstoffes erzieht den Menschen, sondern einzig und allein die Methode der Lehrweise.

Es ist auch gar nicht nötig, daß die Menschen mit Grauen an ihre Schulzeit zurückdenken, wie dies bei uns fast durchgängig der Fall ist. Daß auch eine heitere Jugendzeit tüchtige Menschen hervorbringen kann, beweisen die Japaner, die uns vielleicht später einmal als Lehrmeister der Kindererziehung dienen werden. Ganz besonders wünschenswert wäre es aber, wenn in Zukunft die äußerlichen Merkmale einer in Deutschland durch die Mühle höchster Erziehungskunst hindurchgequetschten Person nicht eine verkümmerte menschliche Gestalt und eine bebrillte Nase wären.

Wenn hierin Wandel geschaffen würde, dürften sich Deutschlands Zukunftsaussichten erheblich lichtvoller gestalten, als die Gegenwart zu verheißen scheint, und das ist doch unser aller Wunsch.

Völkerwanderung.

Wie bereits erwähnt, wächst die Bevölkerungszahl Deutschlands in erheblichem Maße. Nicht bekannt aber dürfte vielen sein, daß die Verbreitung des deutschen Elementes über alle Nationen schon heute eine Ausdehnung angenommen hat, die jeden deutschen Reisenden in Erstaunen versetzt und ihn selbst in den entlegensten Winkeln der Erde Landsleute vorfinden läßt. In Amerika leben etwa 25 bis 30 Millionen Menschen deutscher Abkunft. In den Vereinigten Staaten von Nordamerika schätzt man das Verhältnis der teutonischen Rasse zur angelsächsischen

wie 3 : 2. Selbst wenn diese Zahlen bei der Ungenauigkeit jeder Schätzung erheblich von der absoluten Richtigkeit abweichen sollten, so veranschaulichen sie doch eine Verbreitung des deutschen Elementes, welche sich wohl nicht jeder vergegenwärtigen dürfte. Einstmals überfielen die Völker ihre Nachbarn, wenn ihnen die Landesgrenzen zu eng wurden, und unter den Streichen der Sieger gingen Freiheit und Kultur zugrunde. Aber heute vollzieht sich das Ueberschreiten der Grenzen auch ohne Krieg auf friedlichem Wege, und die Ausdehnung findet allmählich und unmerklich statt. Die Einwanderung nach Amerika hat in den letzten Jahren regelmäßig den Vereinigten Staaten nahezu 800 000 neue Bürger zugeführt, und im Jahre 1903 hat die Einwanderung bereits eine Million Seelen überstiegen. Jedes Jahr, das wir erleben, bringt Bevölkerungsverschiebungen mit sich, die ihrer Masse nach jede Völkerwanderung weit hinter sich lassen, von der uns die Geschichte berichtet.

In Amerika und Australien wurden durch die europäischen Einwanderungen große Gebiete erschlossen, und ganz Asien wurde durch europäische Kaufleute, die sich in den Eingangshäfen festsetzten, dem Handel mit Europa zugeführt. Alle Länder haben sich heutzutage mit ihren inneren politischen Verhältnissen den Bedürfnissen des Handels anzupassen. Am deutlichsten veranschaulicht Rußland die Einwirkung des Handels auf die politischen Verhältnisse. Vor nicht allzulanger Zeit konnte ein in Port Arthur wohnender Russe das innerhalb 36 Stunden mit dem Schiff erreichbare Nagasaki nicht aufsuchen, ohne zuvor einen reitenden Boten durch die Mandschurei und Sibirien nach Petersburg geschickt zu haben, zur Einholung eines Passes, der ihm die Erlaubnis gab, die Grenzen Rußlands zu über-

schreiten. Ein solcher Paß, der alljährlich zu erneuern war, wurde bei dem allgemein durchgeführten Zentralisationssystem Rußlands nur in Petersburg ausgestellt. Vorausgesetzt, daß der Bote unangefochten bis nach Petersburg gelangte und dann ebenso ohne Störung wieder nach Port Arthur zurückkehrte, benötigte er zu dieser Reise mehrere Monate. Die Kosten für die Erlangung eines solchen Passes müssen also recht erhebliche gewesen sein, und für seine Verwendbarkeit blieb nicht mehr viel Zeit übrig, da er nur für den Zeitraum eines Jahres ausgestellt wurde. Nunmehr gelangen sogar alle Fremden von dem Vertragshafen Dalny aus ohne Paßrevision bis Moskau, und die Notwendigkeit einer Verminderung der Verkehrshindernisse in Rußland macht sich immer dringender bemerkbar.

Wenn die starke Vermehrung der germanischen Rasse — dieser Ausdruck hier im weiteren modernen Sinne gebraucht — in der bisherigen Weise fortschreitet, so daß die vorwiegend mit Germanen vermischten Weltteile Europa und Amerika, wie man annimmt, innerhalb einer achtzigjährigen Periode jedesmal ihre Bevölkerung verdoppeln, so würde nach Ablauf von drei derartigen Perioden die jetzt 80 Millionen betragende Bevölkerung der Vereinigten Staaten im Jahre 2140 auf 640 Millionen angewachsen sein, und Europa, das jetzt 400 Millionen Einwohner zählt, auf 3200 Millionen.

Wie die antiken Völker unfähig gewesen sein müssen, sich unsere heutigen Zustände auszumalen, so vermag auch unsere Phantasie nicht auszudenken, welches Aussehen dann die Welt angenommen haben mag. Aber eine Unterstützung gewinnt unsere Phantasie bei dem Anblick des Hafens von New York, dessen Bild einen der überraschendsten Eindrücke gewährt, die wir auf unsern Reisen überhaupt emp-

fangen. Mit der Bugwelle richtet das in den Hafen einfahrende Schiff unsere Blicke auf jenen kleinen Flecken Landes, auf dem vor nur 300 Jahren die ersten holländischen Kolonisten ihre armseligen Hütten bauten und woselbst sich jetzt jene weltberühmten Wolkenkratzer erheben, die mit ihren 20 bis 30 Stockwerken trotzig in die Lüfte ragen. An den Kais liegen jene gewaltigen Meeresriesen, die Dampfschiffe der deutschen und andern Schiffahrtsgesellschaften, von der Heimat kommend oder sich zu frischer Fahrt rüstend. Ein einziger solcher Dampfer ist imstande, an Ladung etwa 150 000 Doppelzentner aufzunehmen, was dem Inhalt von 1500 Eisenbahnwaggons entspricht. Daneben führt er einschließlich der Besatzung noch etwa 3000 Menschen mit sich über das Meer, also etwa ein kriegsstarkes Infanterieregiment. Der Laderaum eines solchen Schiffes ist größer als der Rauminhalt der Handelsflotte Athens in der Blütezeit dieser Stadt und sogar noch der gesamten Handelsflotte Bremens in den Jahren 1820 bis 1830. Nach einem Kölner Dom allerdings blickt das Auge vergeblich im Hafen von New York, und doch ist nicht zu leugnen, daß der Anblick dieser übernatürlichen Bauwerke, welche mit ihren 40 000 Pferdekräfte starken Maschinen die Einwohner einer ganzen Stadt und den Reichtum einer Provinz über den Ozean tragen, in seiner Großartigkeit überwältigend ist. Wer ein modernes Schiff zur Nachtzeit, einem Feenpalast gleich hell erleuchtet, über die dunkeln Fluten dahingleiten sah, wird diesen Eindruck nicht wieder vergessen. Das Schiff ist schön, nicht aus der Absicht des Erbauers, wie der Kölner Dom, sondern als der imposante Ausdruck innerer Notwendigkeit.

In dem Hafen von New York wimmelt es von Schiffen aller Art, und zwischen den bunten Flaggen der verschiedenen

seefahrenden Nationen hindurch steuern jene mammutartigen Fähren, die den Verkehr der Millionenstadt mit ihren jenseits des Wassers gelegenen Vororten vermitteln. Wie eine Offenbarung dessen, was der Mensch in rastloser Arbeit schafft, hat mich das Bild des Hafens von New York von nun an dauernd begleitet und mir, wo ich auch immer war, unter den orchideenumrankten Bäumen des paradiesischen Java, in den wüstenartigen Steppen des amerikanischen Westens wie in den Einöden der Mandschurei die Frage aufgedrängt: Was wird der Mensch einst aus diesen Gefilden machen? Es ist doch alles nur der Anfang einer Entwicklung, deren Ende noch niemand abzusehen vermag.

Geistesaustausch.

Die durch den erhöhten Handelsverkehr hervorgerufene Berührung aller Völker hat aber noch einen Vorzug von unschätzbarer Tragweite, nämlich den Geistesaustausch zwischen allen Völkern der Erde. Denn der Welthandel setzt nicht nur Menschen, Güter und Kapital in Bewegung, sondern er ebnet die Bahnen, auf welchen die geistigen Beziehungen der Nationen entstehen. Das ist die ideale Seite des Welthandels. „Jedes neue Schiff, das unter deutscher Flagge auf den Meeren fährt, bedeutet Wachstum des Deutschen Reiches und erweitert den Horizont der deutschen Nation über die Welt.“ Eine glückliche Erfindung fördert die Industrie aller Länder, ein großer Gedanke, hier gedacht, erhebt die Herzen von Tausenden jenseits der Meere, und eine schöne Melodie hält ihren Triumphzug über den ganzen Planeten, sie dringt selbst in die entlegene Ferne einsamer Plantagen und verbindet hier mit Hilfe des Phonographen die Herzen der Menschen mit der Heimat. Viele große Vereinigungen auf wissenschaftlichen und praktischen Gebieten sind nunmehr international geworden. Aus der gegenseitigen Förderung erwächst die Klärung der Begriffe,

und mit dem geistigen Fortschritte der Menschen hebt sich ihre Kultur. Darauf aber ruht die Hoffnung für die gesamte Entwicklung der Menschheit.

Im Jahre 1817 forderte bereits Goethe in einem Briefe auf, der Grille entgegenzutreten, „welche den Deutschen vernichten will, indem sie ihn auf sich selbst zurückweist“. Diese Grille ist jetzt wohl endgültig beseitigt. Wir haben die Berührung mit dem Auslande schätzen gelernt. Mehr als einmal wird der Deutsche bei seinen Landsleuten im Auslande bemerken können, wie der Verkehr mit fremden Nationen die Schwächen der eigenen erkennen läßt, aber auch ihre Vorzüge schätzen lehrt, die zu kultivieren und mit den Vorzügen anderer Völker zu vereinen, mit der Zeit das selbstverständliche Bestreben jedes im Auslande lebenden Deutschen wird. So wirken Handel und Verkehr auch erzieherisch auf den Menschen selbst ein. In Deutschland können wir außerkontinentale Einflüsse bereits beobachten, wie sich ehedem französische Kultur im deutschen Wesen geltend machte. Aber auch das Ausland lernt von Deutschland. Je reger der Verkehr wird, desto weitreichender und tiefer wird die gegenseitige Befruchtung sein, und wenn sich ihr Ergebnis, wie es wohl manchem Reisenden vorschwebt, der die Volkscharaktere zu studieren Gelegenheit fand, in die Kürze eines einzigen Satzes zusammenfassen läßt, so ließe sich wohl sagen: Der Deutsche amerikanisch vergroßartigt, der Amerikaner deutsch verinnerlicht, und beide aufgehend in der unvergleichlichen äußeren Vornehmheit der Engländer, das müßte eine Menschenart geben, auf welche die ganze übrige Welt mit Fingern zeigen dürfte und rufen: »Ecce homines!«

II. Geld.

Mit der großartigen Entfaltung des modernen Welthandels hat auch ein anderer Faktor des wirtschaftlichen Lebens eine früher ungeahnte Bedeutung gewonnen, das Geld. Uebergang.

Keine Epoche der Menschheit kennt eine Geldwirtschaft, die der heutigen gleich käme. Rassenverwandte Nationen verbindet das gleiche Münzsystem; eine und dieselbe Währung gilt in fast allen Staaten moderner Zivilisation; ein einheitliches Kreditwesen umspannt den ganzen Erdball und keine Leistung wird ohne klingenden Gegendienst gefordert.

Die Zwangsarbeit der Kriegsgefangenen, Sklaven- und Frondienste kennen wir nicht mehr. Die mühevollsten Bauten des Altertums, die wir auf unsern Reisen in ihren Resten staunend bewundern, die altägyptischen Pyramiden und die antike Wasserversorgung Roms haben ihren Erbauern kein Geld gekostet, sondern die erforderliche Arbeit ist erzwungen worden. Wo aber unsere Augen moderne Schöpfungen betrachten, geniale Eisenkonstruktionen, die Meeresarme überbrücken, Steinpaläste und unterirdische Bauwerke, ist jeder Nagel, jeder Stein um einer Münze willen eingefügt worden. Das Kapital, in Verbindung mit der modernen Technik und ihren Arbeitern, mit Unternehmungsgeist und Energie, ist der Erzeuger.

Eben diese Faktoren sehen wir heute in allen Gegenden der Erde rastlos neues schaffen.

In keinem Lande der Welt ist vielleicht die Produktionskraft des Kapitals so offensichtlich wie in Amerika. Ueberall,

wo dort weitblickende Spekulation die Inangriffnahme großer Kulturaufgaben angeregt hat, ist aus dem Nichts neues Leben entstanden. Es ist, als habe erst in Amerika, in dem Lande der ungeheuren Dimensionen, Dampfkraft und Elektrizität das passende Feld ihrer Wirksamkeit gefunden, wo mit ihrer Hilfe der einst völlig getrennte Osten und Westen dieses Weltteiles zu einem einheitlichen Staatswesen verbunden wurden und in dem Zeitlauf nur weniger Generationen aus unwirtlichen Felsregionen und stürmischen Prärien, der Zufluchtstätte wilder Tiere und eingeborener Rothäute, blühende Städte und modernes Leben entstanden sind.

Während aber in Amerika weder Kultur noch Zivilisation vorhanden waren, als die europäischen Pioniere ins Land eindrangen und heute die ehemaligen Ureinwohner fast völlig zurückgedrängt und vernichtet sind, so daß sie keinen aktiven Anteil an der modernen Entwicklung des Landes mehr nehmen, liegen die Verhältnisse im fernen Osten ganz anders. Namentlich in China und Japan haben wir zwei abgeschlossene, lebenskräftige Nationen vor uns, die trotz ihrer Rückständigkeit auf vielen Gebieten eine ältere Kultur besitzen als wir, und von denen eine jede nach ihrer Art den Umwandlungen der Neuzeit gegenüber Stellung nimmt. Das gibt uns hier Gelegenheit, die Eigentümlichkeiten der Neuzeit und die Wirkungen der Modernisierung mit ihren Vorteilen und Nachteilen zu erkennen. Japan fesselt bekanntermaßen ganz besonders die Aufmerksamkeit der Reisenden. Dieses Land hat sich mit unbegreiflicher Schnelligkeit wider seine eigene Natur in die Neuzeit hineinzuleben verstanden, läßt aber allerorten unter der Hülle seines modernen Gewandes die Urzustände durchschimmern, mit denen die neue Zeit im Kampfe liegt. Für uns Preußen

hat Japan ein besonderes Interesse wegen der Gründe, die ihm den Namen „das Preußen Ostasiens" eingetragen haben. Seine Verhältnisse stellen vielfach Parallelen zu den unserigen dar. Deshalb sei hier näher darauf eingegangen.

Aus einem reinen Agrarstaate mit feudalistischen Einrichtungen ist Japan ebenso wie Preußen etappenweise durch den Absolutismus bis zur Form des jetzigen modernen Verfassungsstaates hindurchgegangen. Im Jahre 1889 übernahm Japan die preußische Verfassung fast wortgetreu. Neuerdings hat es eine nicht unbedeutende Industrie geschaffen und ist mit einer Handelsflotte am internationalen Welthandel beteiligt.

Nur, was sich bei uns in allmählicher Folge organisch entwickelt hat, ist in Japan im Wege der Adoption sprungweise übernommen worden. Durch die Berührung mit dem Abendlande hatte sich Japan des öfteren zu Aenderungen seiner inneren Verhältnisse veranlaßt gesehen. Zunächst waren es holländische und englische Kaufleute gewesen, die sich in Nagasaki festsetzten und Japans Bekanntschaft mit abendländischen Zuständen vermittelten. Dann kamen die Portugiesen und Engländer, und auch die Russen machten Versuche, in Handelsbeziehungen zu Japan zu treten. Alle aber stießen auf energischen Widerstand. Im Jahre 1782 wurde ein japanisches Schiff nach Amtschitka, einer der Aleuten, verschlagen und strandete dort. Diese Gelegenheit benutzte Rußland zu seinem ersten Annäherungsversuch. Die durch die Russen gerettete Schiffsmannschaft wurde zehn Jahre lang in Irkutsk festgehalten und mußte dort die russische Sprache erlernen und gleichzeitig die Kenntnis der japanischen Sprache und japanischer Zustände vermitteln. Im Jahre 1792, also zehn Jahre später, ließ Katharina II. diese Japaner mit großem Geleit nach Japan zurück-

kehren mit dem Auftrage, einen Handelsverkehr einzuleiten. Dieser Versuch aber scheiterte vollständig. Obgleich die russischen Begleiter nicht unfreundlich aufgenommen wurden, gewährte man ihnen doch keinen Zutritt ins Land, und ohne ihre Mission erfüllt zu haben, mußten sie, aus Höflichkeit mit Geschenken beladen, nach Rußland zurückkehren. Die schiffbrüchigen Japaner aber sollen zu lebenslänglichem Gefängnis verurteilt worden sein, weil die Regierung fürchtete, sie könnten fremde Anschauungen im Lande verbreiten.

Der Widerstand gegen fremde Einflüsse blieb bestehen, und trotz mancher gelegentlicher Reformen kehrte Japan unter Abschüttelung alles Fremden immer wieder zu seinen ursprünglichen Zuständen zurück.

Erst mit der Entwicklung der Dampfkraft und der damit verbundenen Erweiterung der Handelsbeziehungen wurde auch den Japanern die Gelegenheit des Studiums abendländischer Vorzüge gegeben, und da wurde ihnen klar, daß sie voraussichtlich nicht mehr länger Herren im eigenen Lande sein würden, wenn sie absolut orientalisch verblieben. Sie mußten fürchten, unfähig zu sein, sich in Zukunft der westlichen Angriffe zu erwehren. Mit dieser Einsicht begann der Umschwung der Verhältnisse. Zu einer Zeit, als bei uns bereits Kruppsche Kanonen dicke Panzerplatten durchschlugen, war der Samurai, der adelige Kriegsmann mit seinem Panzerhemd und seinen zwei Schwertern im Gürtel, noch in den Augen eines jeden Japaners ein fast unüberwindlicher Gegner. Zu Beginn der Herrschaft des jetzigen Mikado im Jahre 1868 wurden auf einmal die militärischen Formen alter Zeit, die unserm Lehnswesen durchaus entsprachen, umgeworfen und nach preußischem Muster die allgemeine Wehrpflicht eingeführt.

Wir können es kaum begreifen, wie es möglich ist, daß ein Volk lediglich auf Grund besserer Einsicht so tiefgreifende Aenderungen seiner politischen Zustände herbeiführen kann. Wir sind gewohnt, jeden wirklichen Fortschritt als das Ergebnis eines harten Kampfes zu erleben. Ein freiwilliges Eingehen der Menge auf die einsichtsvollen Vorschläge der Intelligenteren erscheint uns märchenhaft. Und daß sogar ganze Klassen freiwillig ihre Rechte und Interessen auf dem Altar der Vaterlandsliebe zum Opfer bringen, können wir uns überhaupt gar nicht vorstellen. Doch hat dies Beispiel Japan gegeben. Als die intelligenten Daimios und Samurais die Europäisation Japans als Frage um Leben und Tod ihres Vaterlandes erkannt hatten, opferten sie selbst ihre Güter und Vorrechte und gaben freiwillig die Leitung des Volkes aus der Hand zugunsten einer Monarchie mit zentralisierter bureaukratischer Verwaltung, und die 220 Feudalherren begingen an dem alteingewurzelten Feudalsystem in des Wortes weitgehendster Bedeutung Harakiri. Alle Achtung vor einem solchen Volk! Als ein weiterer Fortschritt erfolgte alsdann die allgemeine Aufhebung der Vorrechte des Adels und eine Ablösung der bisherigen Bezüge der Mitglieder dieser Kaste.

Natürlich waren nicht alle Anhänger des Kaisers und der Regierung mit diesen Neuerungen einverstanden, namentlich soweit sie selbst durch die Reformen empfindlich betroffen wurden. Andern erschienen dieselben überstürzt und die Herbeiführung so tiefgreifender Aenderungen in den sozialen Verhältnissen eine gefahrvolle Erschütterung des ganzen Staatswesens in seinen Grundfesten. Denn damit war nunmehr der Boden für eine industrielle Entwicklung des Landes mit demokratischen Tendenzen vorbereitet, welche der alten feudalistischen Urverfassung und ihrer Einteilung

in die vier Stände: Adel, Bauer, Kaufmann und Handwerker Abbruch tat. Aber die neue Zeit verlangte ihre Rechte, und die Reformen drangen durch. Trotzdem hat die alte Standeseinteilung heute noch ihre wichtige soziale Bedeutung; denn wie zur Feudalzeit rangiert in Japan der Bauer unmittelbar hinter dem Daimio und dem Samurai, dem Uradel und dem Kriegsadel Japans; erst dann kommt der Kaufmann und der Handwerker. Wie in allen Agrarstaaten ist der Bauer die Basis, auf der das ganze Staatswesen ruht, und durch seine konservative Gesinnung das eigentliche stabile Element der gesamten Bevölkerung; nur scheint der japanische Bauer von einer ganz besonderen Zähigkeit zu sein, mit der er in einem eigentümlichen Gegensatz steht zu der für Neuerungen so empfänglichen Bewohnerschaft der Städte. Ueberall kann man auf dem Lande noch mit der Hacke arbeiten sehen; Wagen oder Schubkarren scheinen fast unbekannt, und die Pflüge der Japaner unterscheiden sich kaum von den zur Zeit der Pharaonen in Aegypten gebräuchlichen. Dafür hängen die japanischen Bauern auch mit einer Liebe an der ererbten Scholle, wie wir sie ähnlich wohl nur noch bei uns in Deutschland finden. In der Regel bewirtschaftet jeder Bauer sein Land selbst mit Hilfe seiner Söhne und Töchter.

Unter diesen Umständen hat es natürlich bis auf den heutigen Tag nicht an tatkräftigem Widerstand gegen die Umwälzungen der neueren Zeit gefehlt. Namentlich den Eisenbahnen, als den wichtigsten Pionieren westlicher Zivilisation, wurden die größten Schwierigkeiten und ein unauslöschlicher Haß entgegengestellt. Dazu kam der unheimliche Eindruck, den die nicht zu erklärende Macht der Elektrizität auf die Japaner machte. Aber dasselbe Volk, das noch vor nicht allzu langer Zeit nicht unter dem Telegraphen-

draht hindurchging, ohne zum Schutze vor teuflischen Einflüssen den Schirm aufzuspannen, hat, seitdem im Jahre 1872 die erste Eisenbahn von Tokio nach Yokohama gebaut war, innerhalb 30 Jahren insgesamt 4000 Meilen Eisenbahngleise gelegt und Telegraphendrähte von annähernd 60 000 Meilen. Ein ausgezeichneter Telegraphen-, Post- und Küstenbeleuchtungsdienst ist eingeführt worden, und elektrische Lampen leuchten über das ganze Land. In der gleichen Zeit ist eine großartige Handels- und Kriegsflotte entstanden, deren Schiffe sich schon in unsern Häfen zeigen. Die Japaner rühmen sich, in dreißig Jahren fertig gebracht zu haben, was den Europäern ebenso viele Jahrhunderte gekostet hat. Die Schnelligkeit und Gründlichkeit, mit der Japan mit allem Althergebrachten gebrochen und sich abendländische Zivilisation zu eigen gemacht hat, ist etwas, was für uns wohl ein völkerpsychologisches Rätsel bleiben wird. Wer aber darin nichts als einen affenartigen Nachahmungstrieb erblicken zu dürfen glaubt, der übersieht doch wohl, daß der Affe zwecklos nachahmt, hier aber ein geradezu erstaunliches Zielbewußtsein in die Erscheinung tritt.

Vor dem Kriege verging kaum ein Monat, ohne daß eine neue Fabrik entstand, elektrische Betriebe, Stahlgießereien, Maschinenwerke, Seidenindustrien, Schmelzöfen, Fabriken für Streichhölzer, Seife, Glas, Uhren, Hüte, Regenschirme u. dergl. Sogar während der blutigsten Kämpfe in der Mandschurei, sahen wir die Japaner kaltblütig Handel und Schiffahrt wieder aufnehmen und in dem mühsam in Ruhe gehaltenen Korea eine Bank gründen! In den meisten Fällen geht die Anregung von der Regierung aus, die selbst mit freigebigen Mitteln beispringt. Nunmehr hat beinahe jeder Ort seine Fabrikschornsteine, und allein 5000 Schlote schwärzen die Atmosphäre von Osaka, woselbst im Jahre

1903 eine internationale Ausstellung stattfand. Eine kaiserliche Münze, Börse und Handelskammer sind begründet worden. Es macht den Eindruck, als sei das Land im Begriffe, vollständig aus einem Ackerbaustaat in das Stadium eines Industriestaates überzugehen.

Das industrielle Emporblühen Japans hat schon innerhalb unserer abendländischen Industriewelt zu ernsten Konkurrenzbefürchtungen Veranlassung gegeben, welche jedoch, wie hier gleich bemerkt sein möge, nach den Urteilen von Kennern mit Rücksicht auf die geringere Leistungsfähigkeit der Japaner, ihre Unterlegenheit an Körperkraft und Ausdauer, einer ausreichenden Begründung ermangeln, um so mehr, als das natürliche Absatzgebiet für die zukünftige japanische Industrie der chinesische Markt bleiben wird.

Durch die Uebernahme westlicher Zivilisation mußte Japan mit vielen Vorurteilen brechen: die Christenverfolgungen verboten sich von selbst, die Abschaffung der Folter wurde eine Vorbedingung für die Aufhebung der exterritorialen Gerichtsbarkeit für Fremde, Impfung, europäischer Kalender, deutsche Heilkunden wurden eingeführt; es entstanden allmählich Vereine, die früher unter dem Toku-Gava-System unmöglich gewesen wären, nach welchem die Vereinigung von mehr als fünf Personen zu einer Gesellschaft mit irgendwelchen Zwecken von vornherein verboten war. Jetzt gibt es sehr einflußreiche Vereinigungen in Japan, von denen in erster Reihe das Rote Kreuz, Landwirtschafts-Sozietät, Mäßigkeitsvereine, die Gesundheits-Gesellschaft und die Kaiserliche Erziehungs-Gesellschaft zu nennen sind, daneben die Gesellschaft für Erdkunde, die orientalische Gesellschaft, Wirtschafts-, Philosophie-, Justiz-, Anthropologiegesellschaften, wissenschaftliche und literarische Vereinigungen, der Verein christlicher junger Männer und der Verein

buddhistischer junger Männer. Durch solche Vereinigungen hat Japan auch die Möglichkeit gewonnen, sich an dem internationalen Geistesaustausch zu beteiligen.

Die früher vielfach sehr verheerenden Epidemien unter der Bevölkerung sind durch die abendländischen hygienischen Vorkehrungsmaßregeln um ein Erhebliches eingeschränkt worden. Auch die in früheren Zeiten häufig auftretenden Hungersnöte sind durch den Bau der Eisenbahnen, welche die leidenden Landesteile mit Zufuhr versorgen, beseitigt worden. Aber nicht alles, was die abendländische Zivilisation den Orientalen gebracht hat, ist, wie wir anzunehmen pflegen, ein Segen gewesen.

Die Kunst, die einstmals dem kultivierten Geschmack des japanischen Adels, der Daimios, ausschließlich zu dienen hatte, ist proletarisiert worden; sie findet besser zahlende Abnehmer unter den reichen Fremden, und so ist an die Stelle eines diskreten Schönheitsdienstes eine Fremdenindustrie mit Massenproduktion getreten. Gar viele Dinge, die dem Kunstliebhaber teuer waren, sind hierbei zugrunde gegangen. Die Häuser, Bilder und die japanische Lebensführung haben in den von Europäern bewohnten Städten im Vergleich zu den im Innern des Landes gelegenen an Eigenart verloren. Die Japaner sind ferner mit Whisky, Bier und Kartenspiel bekannt gemacht worden. Manche von ihnen haben sogar mit einer übertriebenen Fleischkost, die früher an und für sich völlig unbekannt war, die cholerische Reizbarkeit übernommen, die unsere deutschen Restaurationsesser auszeichnet.

Sogar der größte Liebreiz des Ländchens, die hübsche Kleidung seiner Bewohner, verschwindet unter dem Einfluß des Abendlandes immer mehr. Die offizielle Tracht bei Hofe ist europäisch, und diese ist maßgebend. So hat auch das Korsett seinen Einzug in Japan gehalten, und die in

ihrer Landestracht so geschmeidigen und gefälligen Körper der Frauen werden durch dasselbe zu noch schlimmeren Karikaturen entstellt, als es bereits mit denen unserer Frauen und Mädchen der Fall ist. Eine große Anzahl Vögel sind um ihres schönen Gefieders willen der europäischen Eitelkeit geopfert worden. Die überaus schnelle Ausrottung dieser Tiere ist nicht weniger zu beklagen, als das Niederschlagen der Wälder für den Bedarf der Eisenbahnen und Fabriken. Der europäische Tourist, der des Landes Naturschönheiten bewundern möchte, hat jetzt selbst unter den Folgen zu leiden, die die unsanfte Berührung dieses Landes durch seine Landsleute hervorgebracht hat. Manchmal möchte man sogar glauben, Japan wäre glücklicher, wenn es Europas Bekanntschaft nie gemacht hätte.

Moderne Leiden.

Ganz besonders werden aber bei den Japanern jetzt auch schon die verschiedenen sozialen Leiden des Abendlandes im Keime bemerkbar. Vor nicht allzulanger Zeit betrugen die Durchschnittstagelöhne für Männer in den Fabriken etwa 35 Pfennige nach unserm Gelde, für Frauen 30 Pfennige.

In diesen niedrigen Arbeitslöhnen lag ein Grund für die Konkurrenzbefürchtungen von seiten unserer Industrie. Dazu kam eine längere Arbeitszeit in japanischen Betrieben. Noch heute kann man in einigen japanischen Städten Trupps von Mädchen jeden Morgen um 5 Uhr in die Fabriken gehen sehen, aus denen sie erst um 8 Uhr abends heimkehren, so daß sie also 15 Stunden in einem Zuge durcharbeiten. In letzter Zeit sind die Löhne und Preise, namentlich nach dem Chinakriege, erheblich gestiegen. Aber die schnelle industrielle Entwicklung hat ein Arbeiterproletariat ins Leben gerufen, das in seiner ganzen Erscheinung dem europäischen sehr ähnlich ist. Damit ist auch die Wolke der Unzufriedenheit, welche im Westen die Industrie getrübt hat, am einst-

mals klaren Himmel japanischer Werktätigkeit aufgestiegen. Was vor 15 Jahren nach der geistigen Stellung des Volkes unmöglich war, eine oppositionelle Stellungnahme, ist nunmehr in die Erscheinung getreten; ein neuer Geist ist eingezogen. Natürlich gibt es auch hier viele Arbeitgeber, die von den althergebrachten Formen der Arbeitszeiten absehen möchten und wie bei uns alles tun, was in ihren Kräften steht, um die Lebensführung der von ihnen abhängigen Arbeiter zu bessern; aber selbst dem edelsten und menschenfreundlichsten Arbeitgeber sind für Konzessionen an seine Arbeiter die Grenzen gezogen, welche sich durch die Konkurrenz anderer Fabriken und die dadurch bedingte Rentabilität des Unternehmens ergeben. Diese Grenzen werden um so enger, je stärker die Konkurrenz wird, und daher hat sich schon jetzt in Japan die Regierung an die Lösung sozialer Probleme gemacht. Diese Bestrebungen der Regierung sind um so mehr zu billigen, als der demagogische Zug im Charakter der japanischen Politiker die teilweise berechtigten Strömungen im Volke aller Wahrscheinlichkeit nach zur Bildung eines geschlossenen Proletariats verwenden und nach berühmten Mustern in den Dienst ehrgeiziger Bestrebungen stellen wird, womit ein neues gefährliches Element in die innere Politik des Landes hineingetragen würde.

In dieser Hinsicht ähneln die japanischen Verhältnisse den unserigen. Seit langer Zeit ist bei uns die Regierung mit der Regelung der gegenseitigen Pflichten zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern beschäftigt. Alles Erreichbare liegt aber auch für sie innerhalb der Grenze der Lebensfähigkeit der Industrie; denn wenn diese überschritten wird und die Industrie zugrunde ginge, wäre niemandem ein Dienst erwiesen.

Wie für die einzelnen Unternehmer die Verhältnisse bei der Konkurrenz im Inlande bestimmend wirken, so ist eine für den Welthandel arbeitende Industrie von den ausländischen Arbeitsverhältnissen abhängig. Aus diesem wirtschaftlichen Gesichtspunkte scheint mir die Internationalität der Sozialdemokratie ein Segen zu sein. Es handelt sich bei dieser Internationalität natürlich nicht um jene gelegentlich zur Schau getragene vaterlandslose Gesinnung, mit der sich die sozialdemokratischen Führer zu brüsten pflegen, sondern um die Verbindung der Arbeiter mit den Arbeitern aller übrigen Länder zur Erreichung günstigerer Arbeitsbedingungen. Wären wir in Deutschland allein mit dieser Erscheinung modernen Lebens, der Sozialdemokratie, bedacht, so würden wir wahrscheinlich schon längst daran zugrunde gegangen sein; aber dadurch, daß die andern Länder, wenn auch unter anderer Form, mit ganz denselben Schwierigkeiten zu kämpfen haben, bleiben auch wir konkurrenzfähig. Innerhalb der durch die Weltkonkurrenz vorgeschriebenen Grenzen kann uns eine Herabsetzung der Arbeitszeit und Erhöhung der Löhne nur im Interesse der Arbeiter wünschenswert erscheinen, da ja auf diese Weise niemand Schaden erleidet und die Kosten sich auf die Gesamtheit verteilen. Das Leben eines jeden verlangt Ruhepunkte, weil andernfalls der Genuß und die Freude am Leben verloren gehen; so auch das Leben der Handarbeiter.

Aehnlich wie bei uns, haben sich in Japan durch die vermehrte Fluktuation des Geldes die Lebensmittelpreise sehr erhöht. Bisher soll das Leben in Japan sehr billig gewesen sein. Jetzt ist es dies keineswegs mehr. Die von den Europäern bewohnten Städte sind ebenso teuer wie die europäischen, und nach einer Statistik für die Haupterzeugnisse des Landes sind in den letzten fünf Jahren fast

sämtliche Preise um die Hälfte gestiegen, wozu auch der Umstand beigetragen hat, daß die Entwicklung Japans zu einer modernen Kriegsmacht nunmehr viele Hände von der Produktion fernhält. Die Hotelpreise haben sich verdreifacht, die Rickshа-Kulis verlangen das vierfache, die Mieten sind verfünffacht worden.

Wer an dem Erwerb nicht teilnimmt, sondern von bestimmten Gehältern, Pensionen und Zinsrenten abhängig ist, zieht auch keinen Vorteil aus der allgemeinen Erhöhung der Löhne und Gewinne, lernt also nur die Schattenseiten dieser Entwicklung kennen und leidet unter ihnen. Dazu kommt, daß sich früher unbekannte luxuriöse Gewohnheiten gebildet haben, die das Leben in den großen Städten angenehm erscheinen lassen und eine starke Neigung zum Luxus hervorrufen. Sogar die Lebensführung der Landarbeiter und Handwerker hat sich wesentlich verändert.

Zu denen, welche bei dieser Umgestaltung der Verhältnisse zu den Leidtragenden gehören, gesellt sich auch der alteingesessene Landadel. Beim Uebergang vom Feudalsystem zur allgemeinen Wehrpflicht und zur zentralisierten Verwaltung ist er, wie bei uns, zumeist in das Heer und die Bureaukratie übergegangen. Hier nimmt er weder an der allgemeinen Erhöhung der Löhne noch an sonstigen Gewinnen Anteil, und die Folge davon ist, daß er den seinem Stande und seiner Stellung entsprechenden Aufgaben gegenüber den Erwerbsständen immer weniger zu genügen vermag, und bei der geringen Hoffnung auf eine Besserung ist er voller Befürchtungen für die Zukunft seiner Kinder. So kommt es, daß gerade der im Lande seßhafte und dadurch wertvollere Teil der Bevölkerung der modernen Entwicklung gram ist und eine Spannung zwischen diesem und dem andern Teile entstanden ist, die sich immer mehr erhöht, je mehr

der Landmann einsieht, was ihm nicht lieb ist, nämlich, daß dem Industriellen, dem Bankier, dem Händler, dem Kapitalisten und Geldwechsler alle Güter zufallen, daß diese beginnen, die Herren im Lande zu werden, nicht mehr der Daimio oder Samurai, und daß auf solche Weise das Volk von Kriegern gegen seinen Willen sich verwandelt in ein Volk von Kaufleuten. Die guten Kunden in den Läden sind nicht mehr wie ehedem die Vornehmen des Landes, sondern hauptsächlich die Mitglieder einer bisher unbekannten Klasse, jener oberen und mittleren Unternehmer, Spekulanten, Bankiers, Minenbesitzer, Eisenbahnmagnaten, kurz nouveaux riches, von denen das alte Japan nichts wußte.

Das Volk, das einst in Adelige und Bauern eingeteilt war und einzeln auf getrennten Höfen in großen Abständen voneinander wohnte, ist jetzt in Fabrikstädte zusammengerückt. Das hat tiefgreifende Aenderungen auch in den persönlichen Beziehungen von hoch und niedrig hervorgebracht. Solange nämlich die Menschen nebeneinander wohnen und sich beliebig voneinander abschließen können, bleiben sie sich fremd, und mit der Größe der Entfernung, die die Höheren des Landes von den Niederen scheidet, wächst auch Ansehen und Nimbus der ersteren. Jetzt aber, wo beide in denselben Städten und Häusern über- und untereinander wohnen und sich in ihren menschlichen Schwächen beobachten können, unterstützt von den Berichten einer sensationslüsternen Presse, die auch in Japan nach Effekten hascht, ist natürlich ein großer Teil des Nimbus geschwunden, der die Höheren umschwebte, und die Grenzen von hoch und niedrig verwässern immer mehr. Die Folgen dieses Wechsels der inneren Verhältnisse sind ein bedenkliches Schwinden der Autorität. Wer die Ausgaben bestreiten kann, ist in der Lage,

denselben Aufwand zu treiben, der sonst den Höhergestellten als ihr ausschließliches Privilegium und als sichtbarer Ausdruck ihrer Würde zustand. Dazu kommt, daß dem Adel des Landes ein zuweilen zentnerschwer empfundenes „noblesse oblige“ auf den Schultern lastete, in welchem ein Ausgleich für die erhöhten Lebensansprüche erblickt werden konnte, durch welche dieser sich äußerlich von den übrigen unterschied, während seine Nachahmer zu nichts verpflichtet sind, sondern ihren Reichtum nach Belieben zur Befriedigung von Eitelkeit und Genußsucht verwenden dürfen, wenn sie das auch nicht immer tun.

Das verändert ganz wesentlich die Stellung der Besitzlosen zu den Besitzenden und gibt dem Zeitgeist eine demokratische Färbung.

Am deutlichsten zeigt sich dies an dem Schwinden der devoten Formen, welche die ärmeren Klassen den Besitzenden gegenüber beobachteten, und welche schon im Osten und Westen Deutschlands sehr verschieden voneinander sind. Ein noch anschaulicheres Beispiel für die nivellierende Wirkung der mit Handel und Verkehr in Verbindung stehenden Zivilisation, gewann ich an den Eindrücken in Holländisch-Indien. Die holländische Regierung hat in den holländischen Kolonien alle althergebrachten Sitten und Gebräuche der Eingeborenen aufrecht erhalten, und so werden die im Verkehr mit den eingeborenen Landesfürsten üblichen Formen seitens der Eingeborenen allen Europäern entgegengebracht, da ja die Europäer noch über diesen stehen. Auf diese Weise erlebt jeder Reisende die Freude, z. B. im Innern Javas, mit fast göttlichen Ehren ausgezeichnet zu werden. Wo er sich zeigt, zu Wagen oder zu Pferde, sinken die entgegenkommenden Javaner in die Knie nieder und schlagen die Augen zu Boden. Kein Eingeborener wird einen Euro-

päer anreden, ohne sich ihm ehrfurchtsvoll mit gekrümmtem Rücken in einem großen Kreisbogen zu nähern, sich in respektvoller Entfernung vor ihm in eine hockende Stellung niederzulassen und zum Gruß die aneinander gelegten Hände zur Stirn zu führen. Soweit aber Eisenbahnen und Telegraphen in das Land hineinragen, hat mit ihnen auch der moderne Geist seinen Einzug gehalten und an diesen althergebrachten Traditionen gerüttelt. Die Devotion ist dort bereits erheblich geringer, und in den Hafenstädten, in denen ein reger Verkehr zwischen Europäern und Eingeborenen stattfindet, lassen die Javaner sogar vielfach die notwendige Höflichkeit vermissen, die die Europäer unter sich selbst beobachten. So wirkt die bloße Erhöhung der persönlichen Freiheit, welche die Verkehrsmittel herbeiführen, in demokratisierender Weise, und die Gelegenheit zu selbständigem Erwerbe vernichtet die aus der Abhängigkeit entstandenen äußeren Formen der Rangunterschiede.

Psychologisches.

Während nach außen hin überall ähnliche Erscheinungen als das Zeichen unserer Zeit hervortreten, sind doch die inneren Beziehungen der einzelnen Völker der modernen Entwicklung gegenüber außerordentlich verschieden. Es ist begreiflich, daß das Vordringen der Zivilisation in jenen fernen unaufgeschlossenen Ländern einen unendlich tieferen Eindruck auf die Bevölkerung machen wird als dort, wo bereits Zivilisation und Kultur vorhanden sind. Man denke sich nur, mit wie seltsamen Empfindungen auf den Bahnhöfen der russisch-asiatischen Bahnen eingeborene Chinesen, Mandschuren, Dunganen, Sibiriaks, Tataren, Buräten, Suaneten, Kalmüken, Tscherkessen und wie die Völker alle heißen, die im Innern Asiens, von der Welt und der Zivilisation abgeschlossen, ihr urzustandartiges Dasein fristen, die durchreisenden Fremden betrachten mögen, wenn diese in

ihren Reisemützen, die Damen in Pariser Toiletten, aus den Eisenbahnwagen hüpfen und dem unbefriedigten Bewegungsbedürfnis zu Liebe während des Aufenthalts der Züge auf den Stationen im Geschwindschritt am Zuge entlang eilen, während Gespräche in den Zungen aller Länder die Luft durchschwirren. So wird auch die Vollendung jeder der zum Teil bereits angefangenen und projektierten Bahnen, sowie die Verwirklichung der Pläne zur Aufschließung Afrikas für die Verhältnisse dieser Erdteile, für Land und Bevölkerung in wirtschaftlicher und kultureller Hinsicht grundstürzende Veränderungen herbeiführen und sicherlich eine gewaltigere Bedeutung haben, als beispielsweise für uns Deutsche der Bau des Mittellandkanals.

Durch das Vordringen der Zivilisation werden nunmehr alle Völkerarten mit dem Geld und der Geldwirtschaft bekannt gemacht. Sie alle lernen ihre Arbeitskraft verkaufen; vom Neger bis zum weißen blondhaarigen Europäer sieht man heute alle Rassen im Dienste des Kapitals. Und doch ist die Art, wie die Völker sich verdingen und die psychologische Einwirkung der Geldwirtschaft auf die einzelnen außerordentlich verschieden.

In den Häfen der tropischen Zone werden die einfahrenden Schiffe von Eingeborenen umringt, die sich mit großer Geschicklichkeit gegenseitig in ihren Versuchen überbieten, nach Münzen zu tauchen, die von den Schiffsgästen in das Wasser geworfen werden. Jene achten dabei nicht der Gefahr, der sie sich in den verkehrsreichen Häfen zwischen den hin- und herfahrenden Schiffen aussetzen, auch nicht der zahlreichen Haifische, die die Gewässer beleben. Mit einer wahren Leidenschaft schlagen sie für wenige Geldstücke ihr Leben in die Schanze. Die Neger Afrikas und Amerikas, die Singhalesen in Colombo, Malayen und Ja-

vaner, alle bieten dieses Schauspiel. Ganz anders aber der Chinese. Dort, wo nur Chinesen im Hafen sind, hört dieses Spiel auf, nirgends sieht man Chinesen an dem Sport des Tauchens teilnehmen. Aber schon in Singapore findet der Reisende die Chinesen auf den Höhen der Menschheit thronen, und des Nachmittags füllen sie in ihren eleganten Equipagen die Promenaden. Sogar die ganze Stadtverwaltung haben sie in ihren Händen. Während die Wilden wie die Kinder mit dem Tage zu spielen scheinen, machen die Chinesen den Eindruck ernster Männer, die mit der Zukunft rechnen. Erstere kennen nur das Leben von der Hand in den Mund, und es ist bezeichnend, daß in den Vereinigten Staaten von Amerika noch heute das Problem der Zivilisierung der Schwarzen im wesentlichen daran gescheitert ist, daß diese nicht mehr arbeiten wollen, als sie für die Befriedigung der dringendsten Lebensbedürfnisse nötig haben. Auf diese Weise kommen sie gar nicht in die Lage, Kapital zu bilden und in geordnete wirtschaftliche Verhältnisse hineinzugeraten. Ihnen fehlt völlig das Verständnis für den Sinn des Geldes. Den Chinesen fällt es gar nicht ein, für geringwertige Geldstücke ihr Leben aufs Spiel zu setzen, aber als Kapitalisten und Kaufleute sind sie schon jetzt die Herren Asiens. In diesem Verhalten offenbaren sich Naturgesetze, die für die zukünftige Gestaltung der Machtverhältnisse unter den Menschenarten, sowohl dort als anderwärts, maßgebend sein werden.

In diesem Punkte liegt auch der fundamentale Unterschied zwischen Chinesen und Japanern.

Die Chinesen sind Kaufleute, die Japaner Soldaten. Die Japaner haben wirklich Grund, sich für ein reisiges Kriegsvolk zu halten und sich Ruhmeshallen zu gründen. Ihre vielhundertjährige Geschichte ist voll von feudalem

Waffenhandwerk. Sie bewahren eine große Anzahl heroischer Taten aus ihrer heldenhaften Vergangenheit in den Erzählungen des Volksmundes auf, und an ihnen haben sich die nachfolgenden Geschlechter bis auf den heutigen Tag erbaut. Den unserer Feudalzeit eigentümlichen Gedanken der Lehnstreue finden wir bei den Japanern wieder. Das beweist die Geschichte der 47 getreuen Ronins, an deren Gräbern der europäische Reisende nicht achtlos vorüberzugehen pflegt. Die Begebenheit, die für die Sinnesart der Japaner so bezeichnend ist, war folgende:

Ein japanischer Edelmann war im kaiserlichen Palast von einem Standesgenossen beleidigt worden. In der Erregung hatte der erstere, mehr Krieger als Diplomat, seinem Gegner mit dem Schwerte einen Streich versetzt, worauf der Beleidiger entfloh. Ein tätlicher Angriff innerhalb des kaiserlichen Palastes galt aber als eine solche Herabwürdigung der majestätischen Würde, daß nur Konfiskation der Güter und Tod eine ausreichende Sühne darzustellen vermochten. Noch an demselben Abend mußte der Uebeltäter auf kaiserlichen Befehl an sich Harakiri vollziehen, jene unter feierlichen Formen vorzunehmende Selbsttötung durch Aufschlitzen des Bauches mit einem Dolche. Für die Lehensmannen des Dahingeschiedenen aber bedeutete dieser Ausgang des Streites, der dem Beleidigten keine Gelegenheit gewährt hatte, die erlittene Schmach an seinem Beleidiger selbst zu rächen, die Verpflichtung, ihrerseits für ihn einzutreten. Das war nicht leicht, denn der Gegner war auf seiner Hut. Zwei Jahre brachten die Zurückgebliebenen damit zu, eine geeignete Gelegenheit zur Ausführung ihres Planes zu finden. Wohl wußten sie, daß ihnen selbst durch diese Handlungsweise die Todesstrafe drohte; aber die Sühne nicht zu erstreben, die der Ehrenkodex vorschrieb, wäre ein

Gedanke gewesen, der niemals einem ritterlichen Japaner in den Sinn gekommen wäre. Endlich gelang es ihnen durch List, des Frevlers habhaft zu werden. In einer Winternacht, als jener sich bereits wieder in Sicherheit glaubte, drangen sie in seinen Palast ein, überrumpelten die Wachen und bemächtigten sich seiner. Doch auch in diesem Augenblick noch zeigten sie sich ritterlich, indem sie den Vernichter ihrer eigenen Ehre und Existenz nicht einfach niederschlugen, sondern ihn aufforderten, das ihm als Edelmann gebührende Harakiri an sich selbst zu vollziehen, damit auch er noch, von seiner eigenen Hand getroffen, ehrenvoll sterben könne. Erst als er sich weigerte, der Aufforderung nachzukommen, töteten sie ihn, und zwar mit derselben Waffe, die einst ihrem Lehnsherrn den Todesstoß versetzt hatte; dann begaben sie sich in feierlichem Aufzuge und unter brausendem Beifalle der Bevölkerung in den Tempel, um daselbst auf dem Grabe ihres Herrn sein Haupt niederzulegen. Freiwillig stellten sie sich darauf dem Gericht, und in Anerkennung ihrer treuen Gesinnung wurde ihnen die Vergünstigung zu teil, ebenfalls durch Harakiri, also auf ehrenvolle Weise, ihr Leben zu beschließen. Alle 47 Ronins, darunter der vierzehnjährige Sohn des erschlagenen Lehnsherrn, starben durch Harakiri.

Mehr denn 200 Jahre sind seit jener Zeit verflossen, und noch immer huldigt das Volk an dem Grabe dieser Getreuen dem Andenken ihrer Lehnstreue. Die Stätte, wo die Tapferen ruhen, bildet heute eine Arbeitervorstadt Tokios, und an nüchternen, alltäglichen Hütten vorbei, durch das Gewühl hastender Menschen im prosaischen Arbeitskittel sieht man begeisterte Pilger zu den Gräbern ziehen, um dort, als ein Zeichen gleich empfindender Anerkennung, ihre Visitenkarten niederzulegen.

Das Harakiri wird als offizielle Todesstrafe nicht mehr verhängt, aber alle Bestrebungen, das Harakiri auch als einen freiwilligen ritterlichen Brauch aus dem Ehrenkodex des Volkes zu beseitigen, sind bis jetzt gescheitert. Kurz vor dem Kriege hörten wir von einem japanischen Offizier, der sein Vaterland auf die von Rußland in Korea drohende Gefahr aufmerksam machen wollte und, um seiner Warnung Gehör zu verschaffen, an sich selbst Harakiri vollzog.

Die gegen das Harakiri gerichteten Bestrebungen in Japan erinnern an die bei uns immer wieder auftretenden Versuche, das Duell endgültig abzuschaffen. Ihre Erfolglosigkeit ist ähnlich zu erklären.

Es wird mit Nachdruck gegen das Duell ins Feld geführt, daß es ein Rest der Ordalien sei, also einen Aberglauben zur Grundlage habe, dessen Aufrechterhaltung dem sittlichen Empfinden unserer Zeit nicht mehr entspräche. Wenngleich eine den Ordalien entsprechende Auffassung, welche in dem Ausgang des Duells ein Gottesurteil sieht, sich noch heute aus der Lehre der christlichen Kirchen schöpfen ließe, daß alle Haare auf dem Haupte des Menschen gezählt sind, so daß auch der Ausgang jeder menschlichen Handlung auf höhere Einwirkung zurückgeführt werden kann, so glaube ich doch, daß die trotz aller Strafen und üblen Folgen immer wiederkehrende Vornahme des Duells weniger dieser Auffassung seitens der Beteiligten, als dem Empfinden für Ritterlichkeit zuzuschreiben ist. In Wirklichkeit handelt es sich bei dem Duell auch nur um einen ritterlichen Brauch, der moderne Formen angenommen hat, und der an die Stelle unwürdiger Rauferei getreten ist, welche überall dort unvermeidlich ist, und auch tatsächlich stattfindet, wo der geregelte Zweikampf verworfen wird. Das Ritterliche am Zweikampf ist nicht ein Glaube an ein

Gottesurteil, sondern die Zähmung der Leidenschaften, die dem Erregten die Verpflichtung der Selbstbeherrschung auferlegt bis zu dem Augenblick, wo unter möglichster Gleichmachung der Kampfesaussicht, die den Stärkeren seines Vorteils beraubt, der Kampf innerhalb gewisser, durch Sitte und Anstand vorgeschriebener Grenzen stattfinden darf. Durch den Ausgleich auf beiden Seiten wird der Schwächere geschützt. Aus einer militärischen und daher ritterlich fühlenden Nation wird also das Duell, so sehr seine Einschränkung wünschenswert erscheint, nicht völlig beseitigt werden können, solange es Dinge gibt, die sich nun einmal für zarter empfindende Menschen nicht mit dem Richter und der aus Wolken lächelnden Miene abtun lassen wollen.

Eine ähnliche Denkungsart scheint auch dem Harakiri zugrunde zu liegen. — Jeder Besucher Japans findet Gelegenheit, das eiserne Mark und den tollkühnen Schneid dieser kleinen Japaner zu bewundern, sei es beim Bergklettern, im Wasser oder bei den Volksspielen. In allem zeigen sie ihre unverhohlene Freude an mutiger Tat. Sie sind begeisterte Bewunderer schneidiger Säbelhiebe. Wir waren gelegentlich in ein japanisches Gasthaus auf dem Lande eingekehrt und hatten mit dem Wirt ein Gespräch angeknüpft. Als dieser erfuhr, daß mehrere von uns preußische Offiziere seien, hellte sich sichtbarlich sein Antlitz freudig auf. Mit leuchtender Miene zeigte er uns seine im chinesischen Kriege erhaltenen Wunden und fügte dann mit sinkender Stimme hinzu, ja, auch er sei einst Soldat gewesen, aber jetzt müsse er sich als Gastwirt sein Brot verdienen. Das sei doch jämmerlich! So spiegelt sich gelegentlich auch bei geringfügigem Anlaß die Seele eines Volkes in durchsichtigster Klarheit.

Mit der soldatischen Natur der Japaner in Verbindung steht ihre unumstößliche Treue zum Thron. Auch das haben sie mit den Preußen gemein. Aehnlich wie wir, sind die Japaner ein viel regiertes Volk, und der von der Krone ausgehende Nimbus gibt dem ganzen Beamtentum einen besonderen Einfluß. Es gibt sehr viele Beamte, und ohne offiziellen regierungsseitigen Beistand kann nichts gemacht werden. Manche sehen darin einen Fehler der Staatsorganisation, aber das beispiellose Emporblühen Japans, zu dem es unter den von offiziellen Organen geleiteten Anstrengungen gelangt ist, liefert einen Beweis für das Gegenteil

Aehnlich wie Preußen, hat Japan Erfolg gehabt mit politischer Zentralisation. Seine 43 Millionen Einwohner marschieren wie ein Mann. Natürlich liegen die hieraus resultierenden Erfolge im wesentlichen auf militärischem Gebiete und in der äußeren Politik. Im Innern sind die Japaner gespalten, und ein unruhiger Zug geht durch das ganze öffentliche Leben. Politische Parteien bilden sich und lösen sich wieder auf. Zuweilen nehmen Radikale, die gestern von der Hauptstadt verbannt wurden, heute wieder einen Sitz im Landtage ein oder gehen als Gesandte ins Ausland. Die Japaner erscheinen unfähig, ihre politischen Parteien vor endlosen Zersplitterungen und Zänkereien über Nebensächlichkeiten zu bewahren. Man hört vielfach darüber Klage führen, daß sie nicht fähig seien, sich über die wichtigsten maßgebenden Gedanken und Prinzipien zu verständigen, und daß die parteipolitischen Zänkereien fast jede ersprießliche Tätigkeit des Parlaments ausschließen. Dafür haben die Japaner aber einen Zug in ihrem politischen Leben, der durch alle Parteien und Schattierungen hindurchgeht: das ist eben jener tiefe Respekt vor dem Thron, der dem Ganzen Beständigkeit gibt und die Möglichkeit des

Festhaltens einer bestimmten, vorgezeichneten Richtung. Der Monarch ist nach japanischer Auffassung für die Art seiner Regierung direkt persönlich dem Himmel verantwortlich. Aber der Kaiser selbst schwebt nicht mehr wie in früheren Zeiten mit seiner eigenen Person im Himmel, sondern er ist mit dem Parlament und mit der Preßfreiheit zur Erde herabgestiegen; zurück kann er nicht mehr. Daß trotzdem ihm gegenüber Taktgefühl und Ehrfurcht in keiner Weise abgenommen haben, ist eine Tatsache, mit der die Japaner andern Nationen ein Beispiel geben.

Die veränderten sozialen Verhältnisse und die Aufhebung der Vorrechte des Adels haben den Daimio und Samurai nur teilweise seines Einflusses beraubt. Er spielt im politischen Leben immer noch eine bedeutende Rolle, ganz besonders als der Vertreter des Militarismus im Gegensatz zu einer Art Zivilpartei, welche seit der Restauration des Mikado die Regierung geführt hat und als deren Vertreter bei uns der frühere Premierminister Ito am meisten bekannt ist. Aber auch moralisch übt er einen Einfluß aus, indem er das Uebergewicht der soldatischen Richtung im Volke entgegen der kaufmännischen aufrecht erhält. Dieses, in Verbindung mit der zweifellos hervorragenden künstlerischen Veranlagung der Japaner, bildet ein starkes Hemmnis für die kaufmännische Entwicklung des Landes und für die Verbreitung einer mehr berechnenden, nüchternen Geistesrichtung im Volke, wie sie das Geschäftsleben erheischt. Bis auf den heutigen Tag haben sich die oberen Stände von dem kaufmännischen Erwerbsleben ferngehalten, und der japanische Kaufmann, verbannt in einen tieferen Rang als der Bauer, wurde eine furchtsame Kreatur mit geschäftswidrigen Methoden, armseligen Zielen und niedrigem moralischen Niveau. Alles dies haftet ihm noch jetzt

an, wo er auf einmal eine ganz ungeahnte Stellung und politische Bedeutung erlangt hat. Der Zwiespalt zwischen Militär und Zivil wird dadurch noch erhöht. Ferner hemmten noch bis vor kurzem unzählige Regeln, Einschränkungen, Monopole, das Gildewesen, die Beschlagnahme neuer Erfindungen und dergleichen die Entwicklung von Handel und Verkehr. Zu Anfang benahm sich selbst die Regierung letzteren gegenüber ein wenig stiefmütterlich.

Dies alles ist so ganz anders in China. Auch in China war der Bauernstand nach altem Gesetz der vornehmste Stand. Aber China kennt kein Heldenepos. Die militärische Geistesrichtung ist den Chinesen völlig fremd. Der Ackerbau, der auch bei ihnen das Fundament des Volkslebens ausmacht, ist für sie nur ein Erwerb wie jeder andere und kein Hindernis für die Betätigung ihres Handelsgeistes. Dieser wurzelt außerordentlich tief in der chinesischen Natur, wie wir an der höchst eigentümlichen Gewohnheit der Chinesen wahrnehmen können, die auch die Wohlhabenden und Reichen unter ihnen angenommen haben, nämlich alles Hausgerät, das sie nicht täglich benutzen, auf die Pfandleihhäuser zu tragen. Es fällt ihnen gar nicht ein, Dinge, wie Juwelen, Silber- und Goldgeräte, Galakleidungsstücke, ja, selbst im Sommer unbenutzte Winterkleider, bei sich im Hause als ein totes, nicht werbendes Kapital zu verwahren. Der Chinese übergibt diese Gegenstände dem Pfandhause und verwendet die darauf entnommenen Summen zur Vergrößerung des Geschäftskapitals. Das steht wohl einzig in der Welt da. In China hat das kaufmännische Gilden- und Innungswesen durch den feinen Sinn der Chinesen für alles, was den Handel angeht, eine hochentwickelte Gestaltung gewonnen. Die Korporationen gewähren Unterstützungen im Falle der Hilfsbedürftigkeit, Schutz gegen

raubsüchtige Behörden, Uebernahme der Kosten böswillig gegen ein Gildenmitglied eingeleiteter Prozesse, Rechtsprechung in kaufmännischen Streitsachen, Beerdigung alleinstehender armer Mitglieder mit gebührendem Aufwande, eine höchst wichtige Leistung bei der hohen Bedeutung der Bestattung bei den Chinesen, und anderes. Die Zugehörigkeit zu einer geachteten Gilde ist also für jeden Kaufmann ein dringendes Bedürfnis, wie die Ausstoßung aus dem Verbande sofort seinen Ruin herbeiführen kann. Mit Rücksicht auf ihre große Bedeutung haben die Kaufmannsgilden weitreichende Befugnisse über ihre Mitglieder, und das ist von großer Bedeutung, denn sie werden im eigensten Interesse gleichsam zu Wächtern der öffentlichen Moral. Zu unvorhergesehenen Zeitpunkten nimmt der Gildenvorstand bei den Mitgliedern der Gilde Bücherrevisionen vor, weil die zu leistenden Mitgliederbeiträge nach den Geschäftsumsätzen berechnet werden. Eine gewissenhafte und geordnete Buchführung ist folglich für jeden Kaufmann eine Notwendigkeit und das geringste Zeichen seiner Ehrenhaftigkeit. Das solidarisch unverbrüchliche Zusammenhalten aller Korporationsmitglieder soll mustergültig sein, und daran knüpft sich die gegenseitige Kontrolle über die persönliche Rechtschaffenheit.

Auf dem Boden uralter spezifisch kaufmännischer Kultur konnte sich somit in China ein mit den zartesten Ehrbegriffen ausgestatteter Kaufmannsstand entwickeln, der heutzutage alle Europäer in Erstaunen setzt. Der Kaufmann stellt in China die Höhe der menschlichen Gesellschaft und die Blüte der Nation dar; in Japan dagegen tut dies nicht der Kaufmann, sondern der Soldat.

Das ist wohl der Grund, um dessentwillen die europäischen Kaufleute in Ostasien so oft Veranlassung haben, ein

abfälliges Urteil über die Japaner im Gegensatz zu den Chinesen zu fällen; denn in Japan haben sie im Kaufmann gar nicht den kultiviertesten Teil der Bevölkerung vor sich wie in China, sondern im Gegenteil die ursprünglich untergeordnetste Schicht, der die Vorzüge einer alten Kultur fehlen. So kommt es, daß wir von unserer Heimat aus geneigt sind, wegen ihrer militärischen Tüchtigkeit den Japanern mehr Sympathie entgegenzubringen als den Chinesen, während die in Ostasien lebenden Europäer im allgemeinen die Chinesen bevorzugen. Man kann vielleicht die Chinesen ihrer ganzen Natur nach, die mehr passiv und konservierend ist, für den weiblichen Teil dieser Asiaten ansehen, während die Japaner mit ihrer stürmisch aktiven, kriegerischen Art das männliche Element darstellen. Wahrscheinlich wird die Verbindung beider den fernen Osten erst zu einer einheitlichen Persönlichkeit gestalten, wie die Vereinigung des soldatischen Nordens unserer Heimat mit dem Süden, der durch seine heitere und frohe Gemütsart mehr der weiblichen Natur entspricht, das heutige Deutschland hervorgebracht hat.

Wie sich nach außen hin kaufmännische und soldatische Art voneinander unterscheiden, so bedingen beide auch im Innern der einzelnen Persönlichkeit eine verschieden geartete sittliche Lebensauffassung.

Das Ideal des Soldaten ist der selbstlose Dienst für das Vaterland, der ausklingt in dem Opfertod auf dem Felde der Ehre. Als ein Held kann aber nur derjenige leben und sterben, welcher sich dazu erzogen hat, von allem, was er lieb hat und was sein eigen ist, leichten Herzens Abschied zu nehmen, wenn es verlangt wird. Nichts muß daher einem Soldaten verächtlicher erscheinen als das

Kleben am Besitz, die Lust am systematischen Profitieren und die wonnige Behaglichkeit, die auf goldenen Bergen thront.

Diese Lebensauffassung hat in ihren Auswüchsen eine gewisse Leichtfertigkeit gezeitigt, welche förmlich als Attribut des bunten Rocks zu gelten pflegt, und daneben zuweilen eine hochmütige Verachtung aller Erwerbsstände, als deren Repräsentant dem Soldaten vor allen Dingen der Kaufmann erscheint. Das schließt nicht aus, daß ein guter Kaufmann auch ein guter Soldat ist und daß ein Held alles Zeug zu einem guten Kaufmann in sich vereinigt. Nur die zu Grunde liegenden Lebensauffassungen sollten hiermit in Umrissen gezeichnet werden und eine wesentliche Erscheinung des modernen Lebens auch bei uns erklären, den Zwiespalt zwischen militärischen und nichtmilitärischen Gesellschaftskreisen. Auf der einen Seite soldatische Selbstlosigkeit, auf der andern die Sanktionierung der Pflege des persönlichen Egoismus. Dieser Gegensatz verursacht es, daß in Militärstaaten dem Soldatentum gesellschaftliche Vorzüge eingeräumt werden, welche den Kaufmann veranlassen, sich trotz seiner in Friedenszeiten viel einflußreicheren Stellung gesellschaftlich zurückgesetzt zu fühlen. In reinen Kaufmannsstaaten, wie beispielsweise in China oder Amerika, tritt ein solcher Zwiespalt nicht hervor und wird dort auch gar nicht verstanden. So fand ich es sehr bezeichnend, daß einem Vertreter eines der größten deutschen Industriewerke, welcher Reserveoffizier eines preußischen Artillerieregiments ist, mit Rücksicht auf seine notwendigen Beziehungen zum japanischen Hofe und den ersten gesellschaftlichen Kreisen Japans von seinem preußischen Bezirkskommando besondere Vergünstigungen betreffs des außerdienstlichen Tragens der Uniform im Interesse der deutschen Industrie zugebilligt werden mußten. Nur der Charakter des Offi-

ziers vermochte dieser durch ihre kaufmännische Tätigkeit für die politischen Verhältnisse und die Entwicklung des Landes außerordentlich bedeutungsvollen Persönlichkeit das erforderliche gesellschaftliche Ansehen zu verleihen. „Die Kirschblüte ist die erste unter den Blumen, und der Krieger der erste unter den Menschen", lautet ein japanisches Sprichwort.

In Zeiten kriegerischer Verwicklungen werden solche Ansichten mit besonderer Schärfe hervortreten; lange Friedensepochen dagegen, wie sie namentlich Deutschland seit dem Feldzuge 1870 zum ersten Male erlebt hat, wirken abschwächend. Die Notwendigkeit einer besonders gearteten Lebensauffassung für die Offiziere hat aber bereits Kaiser Wilhelm I. u. a. in folgenden Worten ausgedrückt: „Je mehr anderweitig Wohlleben und Luxus um sich greifen, um so ernster tritt an den Offiziersstand die Pflicht heran, nie zu vergessen, daß es nicht materielle Güter sind, welche ihm die hochgeehrte Stellung im Staate und in der Gesellschaft erworben und erhalten haben. Nicht nur, daß die kriegerische Tätigkeit des Offiziers durch eine verweichlichende Lebensweise beeinträchtigt werden könnte, sondern völlige Erschütterung des Grund und Bodens, worauf der Offiziersstand steht, ist die Gefahr, welche das Streben nach Gewinn und Wohlleben mit sich bringen würde." Der Kaufmann ist aber nun einmal ohne Streben nach Gewinn nicht zu denken, das wäre ein Unding. Hierin liegt des Pudels Kern. An dem Prinzip, das sie vertreten, nicht an den Persönlichkeiten liegt die Ungleichheit der gesellschaftlichen Stellung. Dies gilt für Preußen wie für Japan.

Die hochwichtige Bedeutung wirtschaftlicher Fragen für die Politik hat den Kaufmann in unserer Zeit in den Vordergrund des Interesses gestellt. Im öffentlichen Leben ist

der Kaufmann, sei es als Händler, Industrieller oder Finanzmann, die treibende Kraft, und mit Betrübnis sieht auch bei uns der Daimio und Samurai seinen Einfluß schwinden. Der letztere lebt im Geiste noch in einer vergangenen Zeit und fühlt sich in der neuen nicht mehr heimisch; sie ist ihm unsympathisch, und deshalb zieht er sich immer mehr in sich selbst zurück. Ganz besonders verletzt ihn die Macht des Geldes, die Sucht nach Reichtum, der Einfluß traditionsloser Emporkömmlinge und die unstreitig mit der Geldwirtschaft in ursächlichem Zusammenhange stehende Demoralisation des ganzen Volkes.

Demoralisation.

Die demoralisierende Wirkung des Geldes führt das Beispiel Japans ebenfalls am deutlichsten vor Augen.

Ebenso wie Preußen, ist Japan von Natur ein armes Land. Aber dennoch war es relativ reich, so lange sich das Wenige gleichmäßig verteilte und niemand durch den Kontrast in der Lebensführung seines Nachbarn die eigene Armut erkannte.

Soweit das Geld als Zahlungs- und Umlaufmittel in Japan in Frage kommt, handelt es sich noch heute immer nur um ganz geringe Beträge. Die japanische Währung ist folgende:

1 Yen (ca. 2 Mark)	=	100 Sen,
1 Sen	=	10 Rin,
1 Rin	=	10 Mo,
1 Mo	=	10 Schu,
1 Schu	=	10 Kotsu.

Der Mo, Schu und Kotsu sind allerdings keine gesetzlichen Zahlungsmittel mehr. Die Banken nehmen geringere Geldstücke als den Rin nicht mehr an; wohl aber sind die übrig bleibenden Münzen noch allgemein im Gebrauch, und sogar der Kotsu ist noch in einigen Teilen des

Landes usancemäßiges Zahlungsmittel, man kann also damit eine Leistung erkaufen.

Nun bedenke man: In ein solches Land kommt der Europäer, und ganz besonders der Amerikaner, dessen Einfluß sich jedem Reisenden in ganz Japan bereits in den riesenhaften Reklameschildern bemerkbar macht, die die reizende Landschaft verunstalten, und der den Dollar etwa so ausgibt, wie der Deutsche, wenn er nicht geizig ist, das Fünfzigpfennigstück. In Amerika hat ohnehin der Dollar nur ungefähr die Kaufkraft einer Mark. Mit jedem Dollar aber gibt der Amerikaner zwei Millionen der geringsten Münze, nämlich zwei Millionen Kotsu aus. Was muß das für einen Eindruck auf die Bevölkerung machen! Selbst in Europa zeigt sich die Zauberkraft des amerikanischen Dollars, welcher in seiner Wertung einem Fünffrancsstück bzw. vier Mark in Deutschland entspricht, an manchen Eigentümlichkeiten, zu denen hauptsächlich die Bevorzugung des amerikanischen Publikums in europäischen Hotels gehört. Um uns aber in die Lage der Japaner versetzen zu können, müssen wir einmal annehmen, unsere Valuten wären gleich und man könnte an die Stelle des Kotsu den Pfennig setzen, so daß der Amerikaner in Deutschland mit jedem Dollar zwei Millionen der niedrigsten deutschen Münze, nämlich zwei Millionen Pfennige verausgabte. Ein Dollar hätte dann bei uns an Stelle von vier Mark den Wert von zwanzig Tausend Mark. Ist es da sehr zu verwundern, wenn bei den Einwohnern Japans Habgier und Geldsucht zartere Regungen betäuben und einen schrillen Mißton in den paradiesischen Frieden des Landes und seiner Einwohner hineintragen?

Das Geld hat denn auch schon in ganz bedenklicher Weise begonnen, die Köpfe der Japaner zu verwirren.

Wie die Mücken vom Lichte angezogen werden, strömt alles dem Gelde zu. Die idealen Bestrebungen und der Enthusiasmus erbleichen vor der Macht des Geldes, und eine immer mehr um sich greifende Korruption tritt an ihre Stelle. Sie erfüllt bereits die Atmosphäre so stark, daß sich die kaiserliche Regierung veranlaßt gesehen hat, um der kaufmännischen Unzuverlässigkeit abzuhelfen, einen Lehrstuhl der „Kaufmännischen Sittenlehre" an der Universität Tokio einzurichten, denn es ist selbst vorgekommen, daß ein Politiker von der Tribüne herab erklären konnte, er werde den Mann, der ihn bestochen und den versprochenen Betrag nicht voll ausgezahlt habe, gerichtlich belangen.

Noch sind die Strömungen stark, die diesem Gang der Dinge sich entgegenstellen. Hier sind es ganz besonders die Kreise des Soldatentums und der Beamten, sowie der ländlichen Aristokratie, die sich dem Zuge der Zeit widersetzen. Gesellschaftlich gilt ihnen das Geld gar nichts, und der Gedanke, ihre Kinder zu einem erwerbenden Berufe zu erziehen, erscheint ihnen gerade so haarsträubend, wie etwa einem adligen preußischen Helden aus dem Feldzuge 1870 der Gedanke, sein Sohn könnte wie die Söhne englischer Lords an die Börse gehen. Nach japanischen Begriffen mußte und muß noch heute jeder Edelmann Soldat sein und jeder Soldat ein Edelmann. Das Heer ist in Japan noch in einer Weise wie bei uns etwa zur Zeit Friedrichs des Großen mit aristokratischen Elementen durchsetzt, nur mit dem Unterschiede, daß nicht nur das gesamte Offizierkorps aus Adligen besteht, sondern daß diese auch einen erheblichen Teil der Unteroffiziere und Mannschaften ausmachen. Dabei bilden sie nur fünf Prozent der Gesamtbevölkerung. Die Ausbildung im Waffenhandwerk, die Ehr-

begriffe und die geistige Atmosphäre des Samurai besitzen eine auffallende Aehnlichkeit mit dem Geiste unserer Offizierkorps.

Es dürfte nicht leicht sein, die Gründe mit aller Klarheit zu erkennen, welche gerade in Militärstaaten dem Gelde eine so schwer empfundene demoralisierende Wirkung zu teil werden lassen. Auch in Amerika hat die Jagd nach dem Dollar eine epidemische Verbreitung gefunden. Das Streben nach Profit in seiner allernaivsten Form durchzieht das ganze Leben der Amerikaner wie ein kühler Hauch, und wer, gleich uns, nicht von Jugend auf daran gewöhnt ist, dem fröstelt dabei. Und doch ist die Demoralisation in Amerika keineswegs auffällig, und es sind im tiefsten Grunde bedeutungsvolle Unterschiede zwischen Amerika und Japan vorhanden. Die kapitalistische Erschließung der neuen Welt hat in Amerika die produktive Seite des Geldes mit größerer Deutlichkeit hervortreten lassen, als dies in Ländern von uralter Kultur der Fall sein konnte. Dem Amerikaner ist das Geld nichts weiter als ein Mittel zum Zweck, und als solches in seiner Wirkung anerkannt und bewährt. Allerdings fühlen wir uns zuweilen etwas seltsam berührt, wenn wir dort drüben selbst in der intimsten Konversation immer wieder den Dollar durchblitzen sehen, als gäbe es nur eine Maßbestimmung auf der Welt, die Zahl für die Größe und das Gold für den Inhalt, und nicht weniger, wenn uns überall die krasse Zweckmäßigkeit mit so überwältigender Rücksichtslosigkeit entgegentritt, wie beispielsweise in der amerikanischen Baukunst, wo sie, wenigstens was die Geschäftsviertel der Städte anlangt, anscheinend der Schönheit jede Existenzberechtigung versagt. Immerhin zeichnet den Amerikaner eine Unbefangenheit in seinen Beziehungen zum Gelde aus, die dort fehlt, wo das Geld weniger als Mittel zum Zweck

angesehen wird, als weit mehr für ein Uebel, und als solches auch empfunden wird.

Für die demoralisierende Wirkung des Geldes in soldatisch erzogenen Nationen fällt meines Erachtens aber noch der Umstand ganz besonders ins Gewicht, daß in ihnen mit aller Kraft das Streben nach Gewinn verächtlich gemacht wird und werden muß, und so die Jugend mit weltverachtenden Lehren aufgezogen wird, welche sich im späteren Leben gegenüber der Notwendigkeit, wenn nicht im eigenen, so im Interesse der Kinder materielle Erfolge zu erzielen, als unzweckmäßig herausstellen. Das zwingt die Menschen dort, wenigstens innerlich und im Verborgenen, zur Umkehr der Gesinnung. Auf diese Weise macht sich unter dem Deckmantel äußerlicher Gleichgültigkeit gegen das Geld überall die Lüge breit. Die Lüge aber wirkt demoralisierend.

Hier kann nur die Anerkennung der Wahrheit Heilung bringen.

Erziehung.

Es gilt vorurteilsvolle Anschauungen zu überwinden und die veränderten Zeiten einer gerechten Beurteilung zu unterziehen. Dazu muß man sich zunächst einmal die psychologische Einwirkung der modernen Verhältnisse vergegenwärtigen. Die Freizügigkeit und die enorme Verbilligung der Verkehrsmittel hat große Menschenmassen in Bewegung gesetzt, welche früher gebunden waren. In den engen Grenzen ihrer Bewegungsfreiheit konnten die Menschen sich auch nur einen entsprechend beschränkten Horizont aneignen. Jetzt auf einmal bekommen sie Einblicke in Verhältnisse, die ihnen bisher gänzlich verschlossen waren. In den Großstädten wird der Mann vom Lande mit den Vorzügen der Zivilisation, mit kulturellen Genüssen und allerhand Luxus bekannt gemacht. Wie ein Märchen aus Tausend und einer Nacht ersteht eine neue Welt vor seinem Geiste, und seine ‚an-

geregte Phantasie verleiht dem großstädtischen Dasein allerhand Vorzüge, die es gar nicht besitzt. In erster Linie werden seine niedrigen Instinkte geweckt und seine Begehrlichkeit entflammt. Er sagt sich, daß er doch auch allen Glückes teilhaftig werden könnte, wenn er nur das nötige Geld besäße. Und was ihm persönlich nicht mehr zu teil werden kann, das wünscht er wenigstens seinen Kindern. Ferner aber, und das ist wohl der schwerwiegendste Punkt bei dieser Sachlage, offenbart sich ihm, daß heute weder Geburt noch Gesetze die Menschen wie ehedem in Herren und Knechte teilen, sondern einzig und allein das Geld, welches wie ein launiger Souverain die Rangverhältnisse durcheinanderschüttelt. Wir dürfen nicht verkennen, daß heutzutage in den Herzen von Millionen abhängiger Menschen ein quälender Gedanke bohrend sich behauptet, nämlich, daß es nur ein Mittel gibt, sie aus der lästigen Abhängigkeit von andern Mitmenschen zu erlösen. Und dieses Mittel ist das Geld. Was nützen da alle Tiraden gegen die Geldwirtschaft, alles Jammern über die blinde Anbetung des Götzen Mammon und seine Verfluchung. Können wir im Ernst von jenen verlangen, daß sie diesen ihren Erlöser verachten sollen?

Von jeher ist allen sittlich empfindenden Menschen der Tanz ums goldene Kalb verächtlich erschienen. Ganz besonders ist seit unvordenklicher Zeit von den Kirchenkanzeln herab gegen denselben gewettert und zum Kampfe aufgefordert worden.

Ich verkenne nicht den tiefen sittlichen Ernst, dem dieses Widerstreben entspringt. Es ist wohl begründet, und eine eingehendere Betrachtung der Gründe wird es uns noch begreiflicher erscheinen lassen. Wir alle machen die Erfahrung, daß sich das Geld und der Reichtum nicht gerade gewohnheitsmäßig in den Händen der verfeinertsten Kultur-

träger und ethisch höchststehenden Individuen anzusammeln pflegt. Sogar das Gegenteil trifft leider recht oft zu. Das ist ein sehr wesentlicher Punkt. Und nun kommt noch weiteres in Betracht. Das Geld erhält bekanntermaßen seinen Wert erst von dem Augenblick ab, wo es als Tauschmittel in Funktion tritt. Mit einem Tausendmarkschein in der Tasche kann der Mensch in der Wildnis verhungern. Sobald das Geld aber verwendbar wird, erhält es wie durch Zaubergewalt eine ganz unbegreifliche Macht. Denn alles Tauschbare ist durch Geld zu gewinnen. Es gehören nicht nur Lebensmittel und Waren zu diesen tauschbaren Objekten, sondern auch ideelle Werte, wie sie sich aus den Beziehungen der Menschen zueinander ergeben, Arbeitskraft, Gefolgschaft, Gehorsam und dergleichen. Das alles beschaffende Geld wird somit der Repräsentant der weitreichendsten wirtschaftlichen Einheit und wird zum Symbol aller Werte. Einen ähnlichen einheitlichen Zusammenschluß der Interessen kennt man sonst nur auf religiösem Gebiet, und daher empfanden die Kirchen instinktiv die Gefährlichkeit der Konkurrenz, welche das Geldinteresse dem religiösen Interesse bietet; daher die Feindschaft der Kirche gegen das Geld und das Losungswort: Gott oder Mammon!

Dadurch, daß das Geld in jedem Augenblick bereit ist, alles zu beschaffen, bietet es der Seele eine andauernde Verlockung von unheimlicher Gefährlichkeit. So wurde das Geld für asketische Gemüter zum Symbol des Teufels, der in der Maske der Harmlosigkeit verführt. Das Geld wird zum Gegenstand der Furcht und des Abscheus. Den Fallstricken des Geldes wie des Teufels gegenüber erscheint als einzige Rettung gänzliches Fernhalten. In dem Mönchswesen ist dieser Zweig kirchlicher Geistestätigkeit am deutlichsten ausgeprägt. Die Möncherei ist nicht etwa nur

uns eigentümlich, sondern wir finden sie in gleichem Maße bei den Asiaten. Auch die buddhistischen Mönche besitzen kein persönliches Eigentum. Bei uns haben dann einige Mönchsorden sogar das Verhältnis völlig umgekehrt. Die Armut, welche äußere Güter fernhielt, dafür aber die inneren erhöhte, wurde nach ihrer Vorstellung der reinste und feinste Extrakt aller Dinge. Sie ehrten die Armut als den köstlichen „Besitz" wie der Geizige das Geld. Ueber diese Ansicht sind wir im allgemeinen wohl hinausgelangt; aber immer noch findet der Abscheu vor dem Gelde in den tatsächlichen Verhältnissen eine wirksame Unterstützung. Als das universelle Tauschmittel gibt das Geld allen Werten einen Geldpreis. Damit zwingt es alles, Edles und Unedles, auf dasselbe prinzipielle Niveau. So sehen wir dort, wo das reine Geldinteresse herrscht, Tugend, Ehre, Talent und Schönheit, selbst Ueberzeugung und das Heil der Seele dagegen eingesetzt. Alle Güter, auch die Ideale, erhalten einen Marktpreis wie die Güter des Wochenmarktes. Man sieht, daß in nicht seltenen Fällen die feinsten, idealsten und persönlichsten Güter nicht nur jedem, der das Geld parat hat, zur Verfügung stehen, sondern sogar, was noch bezeichnender ist, dem Edelsten und Würdigsten versagt bleiben, wenn er mittellos ist; kein Wunder daher, wenn sich in Geldkreisen eine frivole und spöttische Stimmung geltend macht, welche den bekannten Zynismus der Börsianer geschaffen hat. Es ist leicht, über diesen Zynismus die Nase zu rümpfen und mit verzweiflungsvollem Augenaufschlage die gute alte Zeit zu preisen. Das ändert daran nichts, und wer sich selbst in den Strudel hineinbegeben hat, wird unzweifelhaft an sich die bedauerliche Einwirkung der Verhältnisse verspürt haben. Das einzige Mittel dagegen ist ein tieferes Denken über eine vernünftige Wertskala. Daß

wir sie mit der Zeit gewinnen werden, dafür garantiert uns die menschliche Natur, die in ihren Tiefen am letzten Ende stets zur Wahrheit zurückzukehren bestrebt ist.

Und was nun unsere Kirchen anlangt: „Hand aufs Herz"; haben nicht die Kirchen aller Konfessionen zu jeder Zeit den Reigen um das goldene Kalb mitgetanzt, und haben sie jemals auch nur den Pfennig verachtet? Ist doch der Peterspfennig die Grundlage des päpstlichen Finanzwesens und des ungeheuren Reichtums dieser Kirche geworden, welcher bereits im 13. Jahrhundert ein imposantes System darstellte und die Kirche im Mittelalter geradezu zur bahnbrechenden Kapitalsbildnerin machte? Sind nicht die Kirchen gerade erst durch ihren Geldbesitz in die Lage versetzt worden, sich praktisch in den Dienst der Liebe zu stellen, Krankenhäuser zu gründen, arme Leute zu pflegen und Unterstützungen zu gewähren, und haben sie nicht tatsächlich viel Segen damit ausgestreut?!

Ob der Mammon schnöde genannt werden darf, hängt also doch wohl ausschließlich davon ab, in welcher Weise er gewonnen und verausgabt wird. Die Macht des Geldes und sein eigenes Interesse daran zu leugnen oder sich für seine Person einzubilden, tatsächlich das Geld zu verachten, weil es entbehrlich sei, mag in einem ganz kleinen Orte jemandem möglich sein, wo der Gemeindevorsteher der einzige ist, der in seinem Leben einmal eine Banknote zu Gesicht bekommen hat. In der großen Welt zeigt sich die erschütternde Macht des Geldes einem jeden mit allzu großer Deutlichkeit. Auf dem Wege zum Unentbehrlichsten begegnen wir heute dem Gelde unaufhörlich. Sogar der Asket kann sein Bewußtsein nicht davon ablenken lassen, ohne ein Dieb zu werden.

Es hat zu allen Zeiten, von Asketen und Schwärmern abgesehen, Menschen gegeben, die weder nach persönlichen Vorteilen noch nach Geld gefragt haben, die so völlig über sich selbst hinausgelangt sind, daß sie sich mit ihrer ganzen Person in den uneigennützigen Dienst einer Sache gestellt haben. Solche Menschen sind aber nicht die Regel; sie weisen vielmehr die Merkmale des Genies auf, und das Genie war noch stets in der Minorität und wird es wohl bleiben. Seine Eigenschaften können niemals Gemeingut werden. Wir Modernen müssen mit den Verhältnissen zu rechnen lernen, wie sie sind. Nicht mit Gefühlsduseleien können wir dem sinnlosen Mammonskultus und dem unerhörten Schaden, den er anrichtet, zu Leibe rücken, sondern nur durch praktische Willensbeeinflussung und Aufklärung.

Was uns fehlt, das ist ein System, nach welchem einem jeden in der ganzen Nation die Bedeutung von dem Wert des Geldes mit aller Klarheit von Jugend auf verständlich gemacht wird, ein System, nach welchem Geiz und Verschwendung, Habgier und Freigebigkeit nicht nur nach ihrer sittlichen Bedeutung, sondern nach ihren wirtschaftlichen Folgen, nach ihren unmittelbaren Wirkungen auf das praktische Leben vor Augen gestellt werden, ein System, nach dem einem jeden klar ist, was er mit dem Gelde zu leisten imstande ist, wenn er es richtig verwendet, und welchen Schaden er anrichtet, wenn er dies nicht tut.

Es ist nicht anzunehmen, daß die Geldsummen aus den Ballokalen der Großstädte kulturspendend in das Volk hinausströmen; dagegen wird jeder Pfennig, der an Steuern in die Kasse des Staates eingeht, im Interesse des Staates, also im Interesse der Allgemeinheit, verwendet. Mag man im einzelnen die Ausgabepositionen des Etats billigen oder nicht, das durch den Staat oder die Kommunen ver-

ausgabte Geld dient dazu, uns die Sicherheit des Lebens zu erkaufen, die Ordnung des Gemeinwesens, die Rechtssicherheit und vor allen Dingen das Heer zu erhalten, das uns nun einmal nötig ist und sein wird, so lange die Völker noch nicht soweit vorgeschritten sind, zu erkennen, daß sie identische kulturelle Interessen haben und daß die nationale Wohlfahrt durch die internationale bedingt wird. Mit einem Wort, jeder Steuerpfennig wird ein Teil der Grundlage unseres nationalen Lebens und damit zum Träger unserer Kultur und unserer Hoffnungen.

Hat es aber schon jemals irgend jemanden gegeben, der sein Geld mit verdrossener Miene verjubelt hätte, oder ist jemand zu nennen, dem es eine aufrichtige Freude bereitete, Staatssteuern zu zahlen, aus dem Gesichtspunkte, damit kulturfördernd zu wirken? Ich glaube, selbst unter den berufensten Stützen von Thron und Altar dürfte man einer solchen Auffassung schwerlich begegnen.

Und doch ist sie kein Ding der Unmöglichkeit, wie ich zu meinem Erstaunen in China erfahren habe. Die Pflichten gegen den Staat haben dort religiöse Bedeutung, was sich daraus erklärt, daß der Staat als eine Erweiterung des Familiengedankens aufgefaßt wird und die Familie und das gegenseitige Verhältnis ihrer Mitglieder zur Grundlage aller sittlichen Beziehungen der Menschen untereinander gemacht worden ist. Die Familie ist in den Augen der Chinesen der Unterbau aller weltlichen Ordnung, und daher ist sie nach innen wie nach außen so fest geschlossen, daß sie nach ihrer Rechtsverfassung etwa mit der altgermanischen Familie oder heute nur noch mit den Familien unseres hohen Adels und ihrem Recht zur Aufstellung autonomischer Satzungen vergleichbar wäre. Die Familie übt in China sogar richterliche Befugnisse über ihre Angehörigen aus.

Das durch Jahrtausende gepflegte Bewußtsein der Familienzusammengehörigkeit hat den Ahnenkultus geschaffen, der nicht nur durch seinen Einfluß auf das Gemütsleben religiöse Bedeutung erlangt hat, sondern auch von unmittelbarer Einwirkung auf das politische Leben ist.

Die Ahnenfeier selbst, welche mit Formalitäten eingeleitet wird, zu denen das Verneigen vor den Bildern der dahingeschiedenen Vorfahren gehört, zerfällt in drei Teile. Im dritten konstituiert sich die Familie als rechtsprechendes Tribunal, und zu allererst wird festgestellt, ob jemand aus der Verwandtschaft mit Steuerzahlungen im Rückstande ist. Eine Reklamation von seiten des Steuereinnehmers wäre eine unerträgliche Schmach und eine Entehrung der Familie; unter Umständen springt die Familie für den Säumigen ein.

Hieraus schlagen zuweilen die Europäer Kapital, insofern sie mit Vorliebe in der Zeit vor Neujahr ihre Einkäufe machen, weil um diese Zeit herum viele Chinesen ihre Ware verschleudern, um nur ihren Steuerverpflichtungen nachzukommen. Es zeigt sich somit bei den Chinesen eine Lebhaftigkeit der Staatsidee und eine Auffassung von den Pflichten gegen den Staat, die aller Hochachtung wert ist und von der wir nicht behaupten können, daß sie bei uns Gemeingut wäre. Und dabei glauben wir doch auch, Patrioten zu sein!

Hier liegt nur ein Mangel in der Erziehung vor, der sich beseitigen läßt, sobald wir uns über die Bedeutung des Geldes klar werden, über die Bedeutung desselben für uns und unsere Kinder, für die ganze Kultur und damit für die Zukunft des Menschengeschlechtes. Es ist eine grenzenlose Torheit, das Geld zum Endzweck zu erheben, es ist aber eben so falsch, nicht zu wissen, daß Geld ein „Mittel zum Zweck“ ist und auch sein soll. Diese Einsicht wird

es sehr erleichtern, dem Gelde die Stellung anzuweisen, die ihm nun einmal in der realen Welt gebührt. Betrachten wir das Geld aus dem Gesichtspunkte seiner historischen Entwicklung, so wird es zunächst ohnehin manches von seiner dämonischen Kraft einbüßen.

Geschichtliches.

Alle zivilisierten Völker sind erst ganz allmählich von der Naturalwirtschaft zur Geldwirtschaft übergegangen. Wer früher einen Ochsen kaufen wollte, hatte eine entsprechende Anzahl Schafe dagegen einzutauschen, oder wer eine Arbeitsleistung verlangte, mußte sie mit einer bestimmten Menge Getreide bezahlen.

Reine Naturalwirtschaft finden wir nur noch in Teilen Ostasiens, Afrikas, Südamerikas und den Polargegenden. Mit der Erhöhung des Verkehrs und der Entwicklung der Zivilisation wurde Metallgeld als gesetzliches Zahlungs- und Umlaufsmittel überall eingeführt. Insbesondere Edelmetalle, von denen Gold und Silber die allgemeinste Verwendung fanden.

Erst seit den Ablösungsgesetzen der fünfziger Jahre fand auch bei uns in Preußen das Geld auf dem Lande allgemeine Aufnahme, und mit dem Rest von Feudalismus schwand auch die Naturalwirtschaft. Es entstand Produktion über den Bedarf, die Unternehmungstätigkeit wurde angeregt und ein neuer Faktor in das Wirtschaftsleben eingeführt, das Kapital. Die Wohlhabenheit wurde über größere Teile der Bevölkerung ausgebreitet und damit der Boden geschaffen, auf welchem allgemeine Volksbildung entstehen konnte und Kunst, Gesittung und Wissenschaft ihren Aufschwung nahmen.

Der Uebergang von der Naturalwirtschaft zur Geldwirtschaft und dann zur Kapitalwirtschaft ist also ein Fortschritt zu nennen, der sich etwa vergleichen ließe mit dem

Uebergang von der Handarbeit zur Tierarbeit und von dieser zur Maschinenarbeit, welche das Merkmal unserer Zeit ist.

Während so zunächst eine Dezentralisation des Besitzes entstand, weist unsere Zeit wieder die Spuren erneuter Zentralisation auf, welche aus der natürlichen Erwägung hervorgeht, daß mit der Größe des Kapitals dessen Unternehmungsfähigkeit und die Aussicht auf Erfolg wächst. Es liegt für den Kapitalisten nahe, sich mit andern Kapitalisten zu gemeinsamer Arbeit zu vereinen, und so die Summe mehrerer Kapitalien ein und demselben Zweck dienstbar zu machen. Mit der Zeit hat die Erkenntnis der Vorteile dieser Vereinigung immer mehr Kapitalien miteinander verbunden. Der Grundgedanke ist die Absicht, große Summen einheitlich zu leiten. Anderseits wurde aber in Betracht gezogen, daß es vorteilhaft ist, Einzelkapital, sobald es eine nennenswerte Höhe erreicht hat, in einzelne Teile aufzulösen, damit das Risiko der Unternehmung auf eine größere Anzahl Menschen verteilt wird. So ist das Gesellschaftskapital entstanden, welches in Aktiengesellschaften, Gesellschaften mit beschränkter Haftung und dergl. verschiedene Formen angenommen hat. Das gab nicht nur einer großen Anzahl Menschen Gelegenheit, am Kapitalismus teilzunehmen, sondern eine solche Geldkombination hat ferner den Vorzug außerordentlich schneller Ausdehnungsfähigkeit durch Hinzutreten vieler neuer kleiner Teilhaber.

In diesen neuen Gebilden wirtschaftlicher Organisation sind vielfach die früher unabhängigen Stufen der Entwicklung, Grund und Boden, Gewinnung von Rohmaterialien, Transport, Fabrikation, Verkauf zu einem einheitlichen Ganzen und einer einzigen großen Interessengemeinschaft verbunden worden, welche vermöge ihrer Ver-

fassung, Ausdehnung und Produktionskraft private und öffentliche Interessen auf das engste verknüpft. Ganze Städte, Kreise, Provinzen haben ein Interesse am Auf- und Niedergang der betreffenden Unternehmung. Von den Betrieben werden Schulwesen, Steuerkraft, Zu- und Abnahme der Bevölkerung, Wohlstand und Verarmung der ganzen Gegend abhängig. Mehrere solcher Gesellschaftskapitalien vereinigen sich wieder zu Kartellen und Syndikaten. Wie im Kriege vereinzelte Streifkorps nicht den Erfolg haben können, den eine geschlossene, von einer einzigen Hand geführte Armee haben wird, so ist auch im Wirtschaftskriege Verbindung und einheitlicher Plan die beste Taktik. Die Kombinationen gewinnen heutzutage durch ihren riesenhaften Umfang eine Gestalt, die nicht sowohl als Aktienkapital, sondern als sinnreich und tief durchdachte Organisation Bedeutung erlangt. Das, was von Staatsgebilden galt, findet heute auch auf sie Anwendung; ihre Leiter sind keine Privatpersonen mehr, sondern Leute mit sozialen Pflichten und politischen Aufgaben; ihre Politik hebt sich aus der Interessenpolitik heraus zur Wirtschafts- und Weltpolitik. Es ist eine ganz neue Erscheinung im Wirtschaftsleben. Die bekanntesten Kombinationen sind die amerikanischen Trusts, welche deutlich beweisen, wie durch die Größe des Kapitals wirtschaftliche Schwierigkeiten bewältigt werden können, welche durch schwächere Geldmächte nicht zu überwinden waren. „Einigkeit macht stark!"

Zuweilen werden aber wiederum solche Trusts durch vereinte Privatvermögen beherrscht. Es gibt beispielsweise in Amerika zwei Finanzgruppen, welche Privatvermögen zwischen 25 und 300 Millionen Dollars zu einer insgesamt etwa 900 000 000 Dollars betragenden Summe vereint haben, womit Eisenbahn- und Telegraphengesellschaften mit einem Kapital von etwa drei Milliarden Dollars kontrolliert

und die Geschicke des gesamten Landes entscheidend beeinflußt werden.

Sind derartige Riesenunternehmungen nur einer im Verhältnis zur Bevölkerung kleinen Gruppe von Menschen dienstbar, so werden letztere leicht durch Mißbrauch ihrer Gewalt zu eigenem Vorteil in einen Gegensatz zur Gesamtbevölkerung treten. Dadurch werden die Trusts schädlich, und die Tendenz drängt alsdann dahin, für die sich riesenhaft auswachsenden Produktivkräfte neue, gesündere gesellschaftliche Eigentumsformen zu schaffen. Eine weise Regierung greift hier ein, um die Explosion der Massen zu verhüten. Entweder wird sie sich eine Einwirkung auf Leitung und Betrieb der Gesellschaften selbst sichern oder von vornherein einen Erwerbszweig, der für den nationalen Wohlstand allzu wichtig ist, verstaatlichen.

Die Verstaatlichung des Getreidehandels hat man in der Schweiz schon lebhaft diskutiert. In einigen Ländern ist Salz- und Tabakhandel monopolisiert. Von vielen wird die Verstaatlichung der Bergwerke angestrebt. Den Uebergang des Privateigentums in Gemeinde- und Staatseigentum haben wir in Deutschland des öfteren erlebt.

Umgekehrt sehen wir heute eine Fülle von Staats-, Gemeinde- und Genossenschaftseigentum emporschießen. Es sieht so aus, als ob der kapitalistische Staat immer mehr selbst zur Produktion gedrängt würde. Denn da, wo der Staat und die Kommunen kapitalistisch tätig werden, ist es möglich, die Preis- und Produktionspolitik größerer Unternehmungen nicht nach dem unmittelbaren Vorteil des Augenblicks, sondern nach den zukünftigen Bedürfnissen der Allgemeinheit einzurichten.

Deutschland ist hierin vorbildlich geworden. Das liegt zum Teil wohl daran, daß in Deutschland schon an und für sich die Macht einer neuen Idee fruchtbarer zu sein

pflegt, als bei andern Nationen, im übrigen der Deutsche einen ausgeprägten Sinn für Organisation und somit für Gemeinsamkeit besitzt. Schon in alten Zeiten fand bei den Germanen der Anbau des Grund und Bodens vielfach nach kommunistischen Grundsätzen statt, namentlich dort, wo er ein im Kriege gewonnenes Gut war. Da jeder Germane Krieger war, so war es nur natürlich, daß einem jeden die Nutzung der Kriegsbeute in gleicher Weise zukommen müßte. Die Regalien haben sich bis in unsere Zeit hinein erhalten.

Mittlerweile ist der preußische Staat Großkaufmann, Großindustrieller, Großreeder und Großbankier geworden. Wir haben auch eine Bank, die vom Deutschen Reich geleitet und beaufsichtigt wird. Diese besonderen Umstände haben es Deutschland ermöglicht, die aus staatlichen Unternehmungen hervorgehenden Gewinne zur Tilgung der Staatsschulden zu verwenden und damit die steuerliche Inanspruchnahme der Bevölkerung zu verringern. Trotz der Klagelieder über drückende Steuerlasten, die von allen Biertischen Deutschlands täglich gen Himmel steigen, werden bei uns, insbesondere in Preußen, mehr als in allen andern Ländern, die Ausgaben des Staates unter Schonung der Steuerkraft des Landes aus Staatsbetrieben gedeckt. Die folgende Tabelle illustriert diesbezüglich das Verhältnis der Länder zueinander:

Aus den Einnahmen der Staatsbetriebe bestreiten von seinen Ausgaben	
Preußen-Deutschland	34,37 %
Rußland	9,6 %
Italien	2,96 %
England	5,5 %
Frankreich	2,5 %
Vereinigte Staaten von Amerika	2,5 %
Oesterreich	1,63 %

Die andern Staaten haben infolgedessen eine entsprechend stärkere Besteuerung nötig. Das System der indirekten Besteuerung ist überall weit mehr entwickelt als bei uns, während uns im Tabak, Bier, Branntwein und der kaum nennenswerten Erbschaftssteuer noch starke Steuerreserven für den Bedürfnisfall verblieben sind.

Unsere Entwicklung hat es verhindert, daß in Deutschland „eine dünne Schicht Millionäre über einer mehr oder weniger proletarisierten Menge" schwebt und daß durch die Anhäufung von Reichtum auf dem einen Pol der menschlichen Gesellschaft, wie sie namentlich Monopole in den Händen von Privatpersonen ermöglichen, Abhängigkeit und Verschlechterung der Lebensbedingungen auf dem entgegengesetzten Pol herbeigeführt wird.

Aufgabe des Staates wird es immer sein, einer zügellosen Geldwirtschaft mit ihren gefährlichen Folgen entgegenzutreten.

Zu seiner heutigen Bedeutung konnte das Geld aber nicht in der bloßen Form von Metallgeld gelangen, sondern es mußte in seinem Wesen außerordentlich verfeinert werden, um zu so weittragenden Wirkungen befähigt zu werden. Dies geschah durch das Bankwesen.

Der Ursprung der Banken reicht in das Mittelalter zurück, woselbst in vorgeschrittenen Ländern infolge der gesteigerten Entwicklung von Handel und Industrie unter staatlicher Mitwirkung Banken ins Leben gerufen wurden. Die Vermittlungstätigkeit dieser Banken bei Aufnahme staatlicher Anleihen führte dazu, sie mit besonderen Privilegien auszustatten. Solche Banken haben für eine Anzahl noch jetzt bestehender Nationalbanken das Muster abgegeben. Die Reichsbank hat sich aus der im Jahre 1760 gegründeten und anno 1846 durch Hinzutritt von Privatbeteiligten

erweiterten preußischen Bank gebildet. In Deutschland gingen erst spät durch freie Vereinigung unternehmender Kapitalisten Privatbankinstitute hervor. Die gegenwärtig bestehenden Banken Preußens sind erst nach dem Jahre 1848 entstanden.

Ursprünglich waren die Banken lediglich Kapitalaufbewahrungsstellen mit Rechnungsführung. Allmählich erfolgten die Umsätze nicht mehr in Metallgeld, sondern durch bloße Buchung. Dadurch entwickelten sich die Banken zu Buchungs- und Kreditinstituten, und das Geld wurde aus einem greifbaren Gegenstand zu einer Fiktion. Das, was nunmehr heutzutage die Banken in geprägtem Gelde oder ungeprägten Metallbarren verwahren und in Umlauf bringen, ist eine Lappalie im Vergleich zu den ungeheuren Summen, die sie jährlich umsetzen. Um ein Beispiel anzuführen: anno 1890 hat die französische Bank auf Kontokorrent das 135fache des tatsächlich darauf eingezahlten Geldes umgesetzt, 54 Milliarden auf 400 Millionen Francs, die deutsche Reichsbank sogar einmal das 190fache. Durch das moderne Kreditwesen wird das Stagnieren des Kapitalvorrats verhindert, und das ist eine bedeutungsvolle Errungenschaft. Denn der Mangel eines geordneten und ausgleichenden Kreditwesens, wie er eben nur bei völliger Naturalwirtschaft vorkommen kann, war schon im Altertum eine Quelle der tiefen Verschuldung der Massen und ihres sozialen Elends, da sie nach dem damaligen Rechte durch ungetilgte Schuldverbindlichkeiten in die Knechtschaft gelangten.

Daß demgegenüber auch Nachteile des Kreditwesens geltend gemacht werden können, ist sattsam bekannt. Unser deutsch-ostafrikanischer Aufstand hat sie uns erst kürzlich recht deutlich vor Augen geführt; denn die Kreditierteilung an die

Inder und deren schamloses Wuchersystem den Eingeborenen gegenüber hat sich als eine wesentliche Ursache des Aufstandes erwiesen. Doch lassen sich solche Gründe an und für sich nicht gegen die Vorzüge der Kreditmöglichkeit als solche ins Feld führen. Nicht nur benötigt jeder Kaufmann die Bank für seinen ordnungsmäßigen Geschäftsverkehr. Die Banken selbst erwecken in vielen Fällen durch ihre Kreditgewährung Handel und Industrie. Dafür fehlt bei uns in Deutschland noch an manchen Orten das nötige Verständnis. Unser Welthandel folgt in seinem Umfange dem Großbritanniens. Während den Handel Englands 2403 überseeische Banken und Banknebenstellen unterstützen, haben wir deren nur 29! Andere Länder, die nur geringe praktische Weltpolitik treiben, haben erheblich mehr, so Holland 53, Frankreich 94.

Am deutlichsten tritt der Einfluß kapitalkräftiger Banken in den unzivilisierten Ländern hervor, in denen die Europäer erst anfangen, mit ihrem Handel einzudringen, insbesondere in Ostasien. In dem Stande der Banken kann man dort im allgemeinen den Einfluß der verschiedenen Nationen erkennen, und es ist bezeichnend, daß die Fangarme, welche Rußland nach Ostasien ausstreckt, sich dem von Westen kommenden Reisenden in Shanghai zum ersten Male durch den prachtvollen Monumentalbau der Russian Chinese Bank bemerkbar machen. Ohne die Bank ist der moderne Handel einfach undenkbar.

Von dem Augenblick ab, wo der Handel aus einem bloßen Tauschgeschäft in einen Ankauf und Verkauf übergegangen war, entstand das Bedürfnis, zum Abschluß eines möglichst vorteilhaften Geschäftes eine möglichst große Anzahl von Käufern bzw. Verkäufern zur Verfügung zu haben. Das führte dazu, daß Kaufleute in gewissen Zeit-

räumen an bestimmten, durch ihre geographische Lage als Zentralstelle besonders geeigneten Orten zusammenkamen, um den Abschluß von Handelsgeschäften vorzunehmen.

So entstanden die Märkte.

Das Charakteristische dieser Märkte, die noch heute zahlreich auf der ganzen Welt abgehalten werden, besteht darin, daß hier Waren feilgehalten und von den Käufern Zug um Zug abgenommen werden, ohne daß bei dem Abschluß der Geschäfte bestimmte Formalitäten zu beobachten sind oder eine innere Organisation der Märkte vorhanden wäre. Da es nun aber Waren gibt, die man nicht notgedrungenerweise vor dem Kauf besehen haben muß, sondern bei denen das Vorzeigen einer Probe genügt, um einen Begriff von der Ware abzugeben, nämlich bei den Fungibilien, wie beispielsweise Getreide, Spiritus und Baumwolle, konnte das Aufspeichern für diese Waren auf den Marktplätzen unterbleiben, denn man kaufte nunmehr nicht eine bestimmte Tonne Weizen oder einen bestimmten Ballen Bauwolle, sondern einen beliebigen von der durch die Probe veranschaulichten Qualität. Bei andern Waren konnte aber sogar die Probe wegfallen, so bei Staatsobligationen, Eisenbahnaktien, kurz allen Wertpapieren, bei denen eine von vornherein feststehende Gattung ohne Qualitätsunterschiede in Frage kommt. Mit diesem Augenblicke aber mußten bestimmte Abmachungen über den Preis, die Art der Ablieferung oder Abnahme, über Verzögerung der Lieferung, Güte der Ware, Zahlungsbedingungen, Verfahren bei Streitigkeiten nach möglichst einheitlichen Formen stattfinden, und so schieden für derartige Handelsgeschäfte die Börsen von den Märkten aus und setzten für sich eine bestimmte Organisation und Ausschüsse fest. Um ihren, nach privaten Abmachungen abgeschlossenen Geschäften Rechts-

verbindlichkeit und Einklagbarkeit zu geben und den festgestellten Gebräuchen vertragsmäßige Wirkung, mußte der Staat seine Genehmigung erteilen und gleichzeitig das Aufsichtsrecht über solche kaufmännischen Vereinigungen übernehmen.

So entstanden die heutigen Börsen.

Der zunehmende Umfang der Geschäfte führte zur Teilung in Waren-, Produkten- und Effektenbörse und brachte praktische Institutionen, wie die Clearing Houses. Telegraph und Kabel haben schließlich den Börsen ihre heutige Bedeutung verschafft und verursachen, daß die Bestimmung der Preise nunmehr nicht nur von dem engen Geltungsbereich der Börse, sondern von den Verhältnissen der ganzen Welt abhängig ist.

Dieser kleine geschichtliche Ueberblick ist hier mit Rücksicht darauf eingefügt worden, daß gerade bei uns in Deutschland nicht wenige Menschen, zu denen auch der Schreiber dieser Zeilen einst gehörte, vorhanden sind, welche es bei der bloßen Erwähnung des Wortes Börse kalt überläuft. Das hat seinen guten Grund; denn nicht ohne Sachkenntnis ist ihr aus dem Mund eines erfahrenen Mannes der wenig schmeichelhafte Name „Giftbaum" zu teil geworden. Aber verdienen tut die Börse ihn eigentlich nicht; denn von Natur ist sie ein unschuldsvolles Lamm und nur die passive Vermittlerin von Geschäften, wie die Märkte. Erst dadurch, daß sie auch unreellen Manipulationen als Vermittlerin dienen mußte, und dies auch heute noch tut, und daß die erhöhte Leichtigkeit der Umsätze Gewinnsucht und Leidenschaft entflammte, ist sie in den Augen der allermeisten herabgesetzt worden. Das, was diesem Lamm das Wolfskleid umgehängt hat, ist die Spielsucht und Unerfahrenheit der Massen und die darauf begründeten Umtriebe

an der Börse. Gegen diese gibt es aber nur, will man nicht das Gute mit dem Schlechten gleichzeitig treffen, ein tatsächlich wirksames Mittel der Bekämpfung, und das ist die Aufklärung. Bei genauerer Kenntnis der Verhältnisse würde es dem Publikum von vornherein klar sein, daß es für die Interessenten bei allen gewagteren Unternehmungen in erster Linie auf eine möglichst schnelle Information und deren Verwertung ankommt, und daß deshalb die an Börsenplätzen Wohnenden schon an und für sich einen großen Vorzug vor dem Publikum in der Provinz besitzen, daß ferner an der Börse selbst die Eingelebten und Erfahrenen den Neulingen überlegen sind, und daß dort, wie überall, die Größen die Kleinen „rupfen", daß das Publikum in der Provinz aber unter allen Umständen der geplünderte Teil sein muß.

Kenntnis ist eine Macht, und ebenso das Kapital; es gibt aber keine Macht, die nicht auch mißbraucht worden wäre.

Soziales.

Von jeher verführte das Kapital zu Ausschreitungen. Die erheblichen Verschiebungen in den Besitzverhältnissen erzeugten das Verlangen, durch sie begünstigt zu werden. Die Mittel, die zum Ziele führten, wurden nicht immer mit der Sonde der Moral untersucht. Der unlautere Reichtumserwerb wieder entflammte die Leidenschaften und brachte eine materielle Geistesrichtung hervor, zu deren Beseitigung mannigfache Reformen in die Welt gesetzt wurden. Man griff zur Einführung allerhand fiktiver Zahlungsmittel und erfand komplizierte Kreditsysteme, welche die Benutzung des Metallgeldes überhaupt beseitigen sollten. Aber vergeblich. Noch heute sind die unausbleiblichen Schäden der Geldwirtschaft Gegenstand ernstester Bedenken.

Je zügelloser nämlich die Kapitalwirtschaft wird, desto mehr vergrößert sich der Abstand zwischen Reich und Arm. In dem Mißverhältnis ihrer Lage, wie es mit besonderer Deutlichkeit in Amerika und England hervortritt, und welches auch bei uns im Wachsen begriffen ist, liegt der Urgrund aller sozialen Kämpfe, welche in unserer Epoche die zivilisierten Staaten erschüttern und dem Wort Kapitalwirtschaft einen Sinn gegeben haben, der die tiefsten Seiten des menschlichen Gemütes in den seltsamsten Tönen erklingen läßt. Es handelt sich bei diesem Kampfe nicht etwa um eine Rückkehr zur Naturalwirtschaft, also um die Wiederherstellung einer bereits überwundenen Kulturepoche, in der es noch kein Geld gab, sondern nur um die Beseitigung eines Uebelstandes, wie ihn wohl jeder Fortschritt des Menschengeschlechtes mit sich führt, nämlich um eine gerechtere Ausgleichung der Besitzverhältnisse.

Am deutlichsten tritt dieser Kampf in den Bemühungen hervor, eine Besserung der Lebensbedingungen für die unterste Klasse der Lohnarbeiter zu erreichen.

Alle Preise bilden sich im wirtschaftlichen Leben aus Angebot und Nachfrage; so auch die Löhne. Je geschlossener und in sich gefestigter das Angebot aufzutreten vermag, desto günstiger ist also seine Position. Die Zusammenfassung der sich zur Arbeit anbietenden Kräfte ist somit ein natürlicher Ausfluß des Wirtschaftslebens. Er hat zur Entstehung der verschiedensten Arbeiterorganisationen geführt.

Am bekanntesten sind die Trade Unions in England, die Labourer Unions in Amerika und die sozialdemokratischen Verbände in Deutschland.

Dies anzuerkennen und die Lohnkämpfe als eine notwendige Nebenerscheinung der kapitalistischen Wirtschaft an-

zusehen, ohne sie deshalb als ein Zeichen ungesunder Verhältnisse deuten zu wollen, hat man sich in Amerika am schnellsten entschlossen, da hier für einen jeden der Grundsatz gilt: help yourself, und so auch das geschlossene Auftreten des Arbeitnehmers als berechtigt angesehen wurde, im Gegensatz zu Deutschland, wo der Staat als Gegenleistung für die Verpflichtung zur allgemeinen Dienstleistung im Heere und die allgemeine direkte Besteuerung eine weitergehende Fürsorge für alle Staatsangehörigen, namentlich in den unteren Bevölkerungsschichten, an den Tag gelegt hat. Es sei nur an die Gesetze, betreffend den Arbeiterschutz und die Arbeiterversicherung sowie an die redlichen Bemühungen, Bildung und Wohlfahrt des vierten Standes zu heben, erinnert, so daß das Vorgehen gegen den Staat nicht mit Unrecht als ein Mißverkennen seiner väterlichen Fürsorge angesehen wird.

Durch seine internationale Verbindung ist das Proletariat in den letzten Dezennien in allen Kulturstaaten sehr erstarkt, und es steht sogar schon vor der Frage, welche Rolle es in den bürgerlichen Regierungen spielen soll.

Daß in dem Lohnkampf selbst gröbliche Ausschreitungen auf beiden Seiten begangen werden, daß namentlich ungesunde, staatsgefährliche Theorien als Kampfmittel benutzt werden, darf im Grunde nicht davon abhalten, den gesunden Keim der sozialistischen Bewegung anzuerkennen. In der unglücklichen Verquickung wirtschaftlicher Ansprüche, die ein jeder Staatsbürger diesem Leben gegenüber geltend macht, mit politischen Bestrebungen ehrgeiziger Führer liegt das Verzerrende im Antlitz der Sozialdemokratie. Es wird jetzt immer deutlicher offenbar, daß die Sozialdemokratie in Wirklichkeit schon lange keine „politischen" Ideale mehr hat, die sie einst den ehemaligen demokratischen

Parteien entlehnt hatte, sondern nur ein Ideal, und zwar ein praktisches, instinktiv verfolgt, die Verbesserung der sozialen und ökonomischen Verhältnisse des vierten Standes, trotzdem sie bisher keineswegs die führenden Geister in der Sozialpolitik gestellt hat, sondern im Gegenteil, nur die widerstrebenden Elemente.

So schwer es im übrigen die Führer der sozialdemokratischen Bewegung ihren Mitmenschen machen mögen, der Partei Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, so ist es doch vielleicht ganz gut, gelegentlich daran zu erinnern, daß zu denen, die heute auf Irrwegen den Umsturz planen, auch solche gehören, von deren Vätern zu ihrer und unserer Ehre die weißen Kreuze auf den Feldern an Frankreichs Grenzen erzählen, daß unter denen, die in grenzenloser Verblendung das Gebäude zu zerstören suchen, in welchem sie selbst mit uns zusammen leben, auch Söhne der Erbauer sich befinden.

In Ruhe und Frieden werden wir uns wohl schwerlich mit ihnen auseinandersetzen. Der Kampf ist überdies von jeher der Mittel zum Zweck gewesen und der natürliche Entfalter der Kräfte. Aber die Anerkennung eines im Grunde berechtigten Zieles wird dem Streite manches von seiner Schärfe und Gehässigkeit nehmen.

Die Völker kämpfen um den Welthandel und um Absatzgebiete, die Massen um Macht und Recht, die einzelnen um Bildung und Besitz.

In Amerika ist namentlich von seiten der Arbeitgeber durch die Entwicklung der Maschinenarbeit auf eine Emanzipation von den Handarbeitern hingewirkt worden, und bei dem Enthusiasmus, mit dem der Amerikaner neue Erfindungen aufgreift und sie vermöge der großen verfügbaren Kapitalien sofort ins Praktische übertragen kann, sind in

Amerika erstaunliche Resultate erzielt worden. Wenn die Propheten recht behalten, werden wir noch vor Ablauf der Hälfte dieses Jahrhunderts soweit gekommen sein, daß die schwere körperliche Arbeit des Menschen fast durchweg durch automatische Maschinen verrichtet wird, die von einzelnen intelligenten Leuten bedient werden.

Es ist nun sicherlich ganz außerordentlich schwierig, sein christliches Gewissen mit der kapitalistischen Weltordnung in Uebereinstimmung zu bringen, ganz besonders, wenn man sich all des Jammers und Elends bewußt ist, den der Kapitalismus und seine Schrankenlosigkeit verursacht. Der Gedanke der allgemeinen Teilung ist aber ebenso wie das Theorem der Menschengleichheit für diese Welt logischerweise ins Grab gesunken. Es bleibt also nur die Frage übrig: sollen wir kapitalfreundlich oder kapitalfeindlich sein? Zur Beantwortung dieser Frage ist nun nichts dienlicher als ein Blick auf unsern Planeten, wo wir überall das Kapital an der Arbeit sehen, beim Bau von Eisenbahnen, bei der Entwicklung von Handel und Industrie, Erschließung neuer Gebiete für die Landwirtschaft und bei der Ausbreitung der Kultur. Das neueste an dem Wesen des Geldes ist dies, daß es nicht allein dazu dient, dem Besitzer ein geruhsames Leben zu verschaffen, sondern daß es zu einem Kampfmittel geworden ist, nicht etwa nur gegen die Mitmenschen, sondern gegen Staaten und Nationen, ja sogar gegen die Elemente.

Wir sehen diese Entwicklung jetzt erst in den Anfängen. Was ist eine Zeit von achtzig Jahren im Vergleich zur Ewigkeit? Sollen wir das, was wie nichts anderes den Stempel unserer Zeit trägt, für schädlich halten? Sind nicht in diesen wenigen Jahren, seitdem das Kapital in seiner heutigen Wirksamkeit hervorgetreten ist und den un-

erhörten Verkehr geschaffen hat, die beengenden Fesseln des Raumes und der Zeit, die im wesentlichen die Beschränkung des Menschen ausmachen, um ein ganz erstaunliches Maß gelockert worden?

Zum wenigsten müssen wir also wohl vorsichtig sein in der Beantwortung der Frage, ob die Kapitalwirtschaft schädlich ist, um so mehr, als wir die Beobachtung machen können, daß die meisten Kapitalgegner nur dasjenige Kapital für schädlich und staatsgefährlich halten, welches größer ist als ihr eigenes. Schädlich ist immer nur die ins Maßlose gesteigerte Selbstsucht, welche das Wohl der Nation und der Allgemeinheit mit Füßen tritt. Ob mittelalterlich dynastische Fehden ehrgeiziger Eroberer das Unheil anrichten, oder ob sich die Selbstsucht in brutaler kapitalistischer Vergewaltigung äußert, welcher sogar zuweilen die vom Großkapital ins Schlepptau genommene Regierung hilfreiche Dienste zu leisten gezwungen wird, ist im Grunde ganz gleichgültig. Der Vorwurf trifft nicht das Kapital als solches, sondern höchstens seine Besitzer, noch weniger das so oft verfluchte Geld.

Das „Geld" hat sich im Wege des Kredits aus der ursprünglichen Form eines Metallstückes in eine Idee verwandelt. Das Wort hat eine neue Bedeutung bekommen; sein Sinn ist aus dem Realen in das Ideale übergegangen. Man kann nicht mehr von dem Gelde sprechen, »qui toujours salit qui la touche«. Es ist kein bloßes Metallstück mehr, an dem allerhand Schmutz ungewaschener Hände und Bazillen kleben. Als ein einheitliches großes Kreditsystem umspannt es den ganzen Planeten und verbindet nicht nur die Personen, sondern auch die Staaten. Kredit wird ohne Deckung nur gegeben, wo Tüchtigkeit und Zuverlässigkeit eine gewisse Gewähr bieten.

So ist das Geld obendrein zu einem moralischen Wertmesser geworden. Wie wichtig Ehre und Reputation nicht nur für den einzelnen Menschen, sondern auch für Staaten sein können, hat sich erst kürzlich an vergeblichen Anleiheversuchen gewisser Staaten wahrnehmen lassen. Umgekehrt kann ein Land, das aus irgendwelchen Gründen einen großen Kredit genießt, sich, wo seine Mittel nicht ausreichen, mit Hilfe fremden Geldes entfalten. Dieses Beispiel hat Japan geliefert.

Wie jeder einzelne Mensch Geld braucht zum Leben, so jeder Staat und jede Nation. Die Länder schulden sich gegenseitig Geld und sind gegenseitig aneinander interessiert, weil sie die Zinsen für ihr verliehenes Kapital haben müssen. Es ist für sie wünschenswert, daß auch ihre Handelsunternehmungen in der Fremde, deren Gewinn an die Bewohner des eigenen Landes geht, prosperieren. Man denke an Venezuela. Darin liegt auch eine Art Friedensgarantie, denn der eigene Vorteil knüpft sich in solchem Falle an das Wohlergehen des Nachbarn. Sollte Rußland jemals genötigt werden, seine Zinszahlungen einzustellen, so würden in Deutschland, und namentlich in Frankreich, wo ein großer Teil der russischen Konsols untergebracht ist, ungezählte Existenzen, besonders kleinere Kapitalisten, zugrunde gehen. Diese Länder haben also schon deshalb ein Interesse an Rußlands Zahlungsfähigkeit, und demnach am Frieden. Viele Kulturerrungenschaften, die uns wert und teuer sind, bestehen einzig und allein von Kapitals Gnaden. Wer im einzelnen hierüber nachdenken will, falls er es noch nicht getan, wird ganz sicherlich einen Schreck bekommen. Aber dieser Schreck kann nur heilsam sein, denn er offenbart eine Tatsache, der gegenüber wir uns nicht länger mehr verschließen dürfen. Wie viel geistige Kraft

und Genialität in unserm Volke muß brach liegen bleiben, weil das Geld fehlt, ihnen die Gebiete einer zweckentsprechenden Betätigung zu erschließen!

Der Mensch ist sich selbst der Maßstab aller Dinge. Es steht ihm nichts im Wege, auch dem Gelde einen höheren Sinn zu geben und ihm den idealen Schimmer zu verleihen, dessen es bisher noch ermangelte.

Adel

Die Erkenntnis dieser ganzen Sachlage ist nach meinem Dafürhalten für die heutige Zeit von der größten Wichtigkeit; denn sie muß auf die Erziehung der zukünftigen Geschlechter unbedingt wesentlich einwirken und fernerhin dazu beitragen, die Vorurteile gewisser Kreise Deutschlands zu brechen, welche lähmend auf unsere Verhältnisse wirken.

Wenn das Geld an und für sich nichts Schädliches, sondern im Gegenteil den nützlichsten Zwecken zu dienen fähig ist, so ist seine Ansammlung zum Zwecke der Verwendung ein Gebot der Vernunft.

Dem Erwerb aber haftet noch heute, wie bereits erwähnt, bei uns ebenso wie in Japan ein moralischer Mangel an, der gewisse Kreise, und gerade den Adel, von der Erwerbstätigkeit ausschließt. So lange der Landbesitz unveräußerlich war, die wesentliche Quelle des Reichtums und der Macht, konnte an einer Auffassung festgehalten werden, nach welcher Geld etwas Nebensächliches und der Erwerb des Geldes anstößig sei. Nachdem aber die Naturalwirtschaft aufgehoben und die Veräußerung des Grundbesitzes zur Regel geworden war, hätte dieser Gedanke fallen gelassen werden müssen; denn nun traten durch Erbgang Teilung und Zersplitterung ein, und jeder Nachwuchs bedeutete einen neuen Devisor und eine Verschlechterung der Position der folgenden Generation. Der Erfolg war denn auch in Deutschland eine immer mehr zunehmende Verarmung der

oberen Stände, insbesondere des niederen Adels. Der Schwenkung in der Gesinnung stand aber wieder ein anderes Hindernis im Wege, und zwar, wie bereits erwähnt, die soldatische Richtung, die jeder kaufmännischen Lebensauffassung abhold sein mußte. Das Trachten nach Gewinn mußte als die größte Gefahr für die menschliche Seele angesehen werden, deren Glück eben nicht in den äußeren Gütern zu suchen ist.

Diese Grundauffassung ist noch heute für die gesellschaftlichen Begriffe in Deutschland die maßgebende. Sie bringt das peinliche Empfinden hervor, das einen Leutnant jedem Kaufmann gegenüber beseelt, und das sich in ihm auch gegenüber dem ersten Bankier des Landes geltend macht. Für ihn ist Kapitalismus, Judenwirtschaft, Kaufmann, Börsenjobber und Reportertum identisch und eine hierauf berechnete Literatur bestärkt ihn in dieser Auffassung. Einige Reminiszenzen aus längst verflossenen Zeiten unterstützen dieselbe. Bei Aristoteles und Plato gilt das Geld als ein notwendiges Uebel, was daraus zu erklären ist, daß bei den Griechen nur der Grundbesitz als die eigentliche vom Gesetz geschützte Eigentumssubstanz galt. Die Arbeit wurde von Sklaven besorgt. Das Geld erschien nur als ein Ausfluß des Grundbesitzes, und die wenigen sittlichen Vorschriften für den Verkehr mit dem Gelde erstreckten sich bei Aristoteles und Plato nur auf das Ausgeben des Geldes, nicht auf seinen Erwerb. Die alten Aegypter und Inder hielten den Seeverkehr für unverträglich mit der Aufrechterhaltung ihrer Kasten und abscheuten das verbindende Meer, weil es, ähnlich wie das Geld die vornehme Abgeschlossenheit beseitige. Dem alten venezianischen Adel wurde der eigene Handel sogar rundweg untersagt. Die mittelalterliche Kirche stellte den

Grundsatz auf: Mercator sine peccamine non esse potest, und ein Cölner Patrizier des 13. Jahrhunderts hat sich sogar in dem Bewußtsein seiner „kaufmännischen Sündhaftigkeit" zu diesem Grundsatz offen bekannt. Im Mittelalter wurde seitens der Kirche das Zinsnehmen und das Geldgeschäft rundweg für verwerflich erklärt, und dieser Makel ist noch heute nicht getilgt, sondern eher noch erhöht durch die begreifliche Spannung zwischen Arm und Reich und die unklaren Vorstellungen über Geld und Geldesmacht. So finden wir noch den Glauben verbreitet, daß große Vermögen nicht anders als mit unrechten Dingen gewonnen sein können. Es wird heute so häufig übersehen, daß sich das moderne Kapital wesentlich von seiner primitiven Urform, dem Handels- und Wucherkapital, unterscheidet; denn in den früheren Zeiten der Sklaverei und Hörigkeit war die menschliche Arbeitskraft noch kein Kaufobjekt auf dem Markte. Das Geld konnte also noch nicht Werte erzeugen und Waren produzieren durch Verwendung von Arbeitskraft; es beschränkte sich notwendigerweise darauf, durch Tauschhandel und Wucher nutzbar zu werden.

So ist es gekommen, daß gerade die Kreise der preußischen Samurai durch Generationen in dem Dienste des Staates ihre Knochen zu Markte getragen haben, ohne die Absicht zu hegen, auch nur jemals irgendwelchen materiellen Gewinn daraus zu ziehen. Wenn je Stolz auf Abstammung verzeihlich ist, so ist es in dem Bewußtsein, sich durch Generationen hindurch einem harten Dienst selbstlos hingegeben zu haben. Nicht mit Unrecht hat man gesagt, daß Preußen durch seine Offiziere und Beamten groß gehungert worden ist.

Eine solche Lebensauffassung ist keineswegs veraltet, sondern noch heute in großen Kreisen Deutschlands die

Basis der Gesinnung, und eine gewisse Erhabenheit wird ihr niemand absprechen wollen.

An diesem Geiste zu rütteln, liegt mir fern. An dem Tage, an dem an Stelle der Armut Luxus und Wohlleben in die Kreise des Offiziertums eindringen sollten, ist die Ueberlegenheit der preußischen Armee erloschen, und das Schicksal des Deutschen Reiches ruht nun einmal „auf der Spitze des Degens". Nur muß diese Auffassung modifiziert werden.

Da nämlich zur sozialen Pflichterfüllung ein gewisses Maß von äußeren Gütern unumstößlich notwendig ist, das Geld also eine conditio, sine qua non, so entstand im Anschluß an diese Auffassung ein innerer Zwiespalt in der Gesinnung jener Kreise. Der Besitz wurde als eine durch die Notwendigkeit gebotene, stillschweigende Voraussetzung anerkannt, mußte also da sein. Die Hauptsache war, daß er nur nicht erworben wurde. Damit wurde dem Besitz ein Heiligenschein verliehen, der dem Erwerbe nicht zuteil wurde, und den er auch heute noch nicht hat.

Wenn an dem gesellschaftlichen Grundsatz, daß der offene Erwerb unedler ist als der Besitz, unumwunden festgehalten werden sollte, so kann dies mit der Zeit verhängnisvoll für uns werden; denn er steht im Gegensatz zu den Bedürfnissen unserer Zeit, welche jeden Menschen mehr oder weniger auf den Erwerb hindrängt. Die ehrlichen Verfechter desselben müssen nicht nur logischerweise mit der Zeit völlig verarmen, sondern auch in Versuchung geraten, dem Jeu und spekulativen Heiraten moralische Zugeständnisse zu machen, die ihrem inneren Wesen durchaus fremd sind.

Es ist jedenfalls nicht gut, daß gerade die Offiziere und Beamtenkreise an dieser Auffassung so zäh festhalten.

Ich verkenne nicht, daß die berufsmäßig geübte Tätigkeit Geist und Charakter der Persönlichkeit formt, und daß es selbstverständlich nicht ohne Einfluß auf den Menschen sein kann, ob er zeitlebens Geld zu machen sucht oder, ohne jemals an Profit zu denken, sich im ritterlichen Waffenhandwerk übt. Das zeigt die unleugbar wahrzunehmende Tatsache, daß in den ungemischt kaufmännischen und soldatischen Gesellschaftskreisen die Ansichten über Moral verschiedenartig gefärbt sind. Der Beruf bringt das eben mit sich. In den Augen von Geschäftsleuten kann die Entstellung der Wahrheit oder ihre Verheimlichung im Interesse des Geschäfts verzeihlich erscheinen. Die Ausnutzung der Schwäche oder der bedrängten Lage anderer zu eigenem Vorteil ist nicht selten. Reklame ist keine Schande. Alles dies steht im absoluten Gegensatz zur Ritterlichkeit. Hier bewußt eine Scheidung in der Grundlage der Gesinnung aufrecht zu erhalten, ist Pflicht der Offizierkorps. Aber ein Offizier wird dadurch noch nicht besser, daß er aus armer Familie stammt. Gäbe die wirtschaftliche Lage den umgekehrten Maßstab für die Güte des Offiziers ab, so müßten die aus armen Familien hervorgehenden Offiziere die besten, dagegen beispielsweise die Garde-Kavallerie-Offiziere die schlechtesten Offiziere der Armee sein. Das wird niemand behaupten wollen. Mars la Tour und andere Tage sprechen dagegen. Und es ist ferner zu bedenken, daß es einem Beamtenstand, der zum größten Teil in die „enge und dunkle Kammer der Not gebannt ist", zur Unmöglichkeit gemacht wird, den für unsere Zeit notwendigen freien Blick zu erlangen, um so mehr, wenn er überhaupt die Berührung mit jenen Handelskreisen ablehnt, denen Deutschland die Erweiterung seines Horizontes zuzuschreiben hat.

Man muß auch nicht verkennen, daß anderseits der Beruf vom Geiste derer durchtränkt wird, die ihn ausüben. Das kann ein jeder im Einzelfalle beobachten, und generell beweist es der Vergleich zwischen China und Japan.

Ganz besonders schwebt mir hierbei der preußische Adel vor; dadurch, daß er auf Grund seiner Vorurteile an dem wirtschaftlichen Leben nicht teilnehmen will, entfremdet er sich seiner Zeit. Er wird nicht nur kapitalsunkundig, sondern, indem er dem geschäftlichen Niedergang verfällt, wird er auch kapitalfeindlich werden müssen. Kapitalfeindlich ist aber gleichbedeutend mit staatsgefährlich, insofern diese Feindschaft zu sozialistischen Utopieen verführt und der einzelne Besitzlose, der nicht um höherer Interessen willen freiwillig seinen Besitz geopfert hat, wird stets zur großen Masse hinneigen, die nichts zu verlieren hat. Das brächte wichtige Bevölkerungsschichten in das Lager der Umsturzplanenden.

Der Offizierstand wird aber dazu verwendet, die auf Besitz gestützte Gesellschaftsordnung zu schützen, und wenn jemals wieder die Deutschen zu den Waffen gerufen werden sollten, so wird dies wegen der wirtschaftlichen Interessen Deutschlands geschehen, also im Interesse des Erwerbs. Das Mittelalter sah Lehenskriege, im 17. Jahrhundert traten kirchliche Fragen in den Vordergrund des Interesses, das 18. Jahrhundert war das Jahrhundert der Kabinetts- und Erbfolgekriege, das 19. Jahrhundert das der Volkskriege, das unsrige ist das Zeitalter der Wirtschaftskriege. Darum muß verhindert werden, daß der Erwerb in der Achtung zu gering steht, namentlich bei denen, welche ihr Leben mit Begeisterung, am letzten Ende doch nur in seinem Interesse, hingeben sollen.

Ich will damit nicht befürworten, daß nun auf einmal alle Offiziere und Beamten darauf ausgehen sollten, Kaufleute zu werden; der preußische Samurai, dessen Urtypus noch heute auf dem sandigen Boden der Mark wie die Kiefern gerade und spröde emporwächst, muß das Mark unserer Armee bleiben, deren Geist in ihm seinen Ursprung hat. Aber das, worauf es ankommt, ist, daß der deutsche Kaufmann auch im Innern Deutschlands weder durch Standesunterschiede, noch durch Klassenvorurteile daran gehindert wird, sich aus dem Menschenmaterial, welches Deutschland darbietet, das beste und für seine Zwecke geeignetste auszusuchen. Das verlangt unsere Zeit im Interesse der wirtschaftlichen Entwicklung Deutschlands. Wir müssen unbedingt das Vorbild Englands nachahmen, wo von jeher der stolzeste Adel der Welt mit den erwerbenden Berufen Schulter an Schulter gestanden hat und Kaufmann, Schiffsreeder und Fabrikant geworden ist. Leider wird uns dies dadurch erschwert, daß zwischen England und Deutschland ein wesentlicher Entwicklungsunterschied besteht. Während England reich wurde, war sein Adel mächtig und nahm Teil an der wirtschaftlichen Entfaltung des Landes. Der Reichtum Deutschlands steht nicht in enger Verbindung mit den erbeingesessenen Geschlechtern, sondern wurde außerhalb ihrer Sphäre geboren. Das mag ein Grund dafür sein, daß wir in Deutschland, ebenso wie in Japan, den Adel starr und unbeweglich auf seinem Standpunkte beharren sehen, ohne sich den veränderten Zeitverhältnissen anzupassen. Andere Bevölkerungsschichten wurden die Repräsentanten des Reichtums und brachten damit auch ihren Geist zur Herrschaft. Wir müssen daher, wie schon bemerkt wurde, unsere Handelswelt in Deutschland nachträglich aristokratisieren und dafür sorgen, daß der Reichtum auch

ein deutsches Kulturelement abgibt. Dazu kann der preußische Samurai helfen, und es eröffnet sich ihm hier ein geeignetes Feld moderner Betätigung seiner aristokratischen Traditionen, sofern er Kaufmann wird. Und zwar darf er dies nicht nur aus Not werden oder als vereinzelte Ausnahme, wie dies bereits der Fall ist, sondern der unglückliche Gedanke, daß dem Adel die Verpflichtung auferliege, sich vom Erwerbe zurückzuhalten, muß unbedingt verschwinden. Ein jeder hat vielmehr die Verpflichtung, seine Fähigkeit und seine Kräfte auf das beste auszunutzen; die Form, in der es geschieht, ist eine Nebensache. Zunftgedanken sind veraltet. Der Kaufmann hat in unserer Zeit große Aufgaben zu lösen und auch sehr ernste. Allerdings wird diese Schwenkung dem Adel erst auf Grund einer zweckmäßigen Erziehung seiner Jugend möglich sein, denn vorläufig vermutet der Kaufmann selbst bei den Willigen, infolge der bekannten Vorurteile, für kaufmännische Aufgaben weder das nötige Verständnis, noch den erforderlichen Ernst. Das Interesse an einer Aenderung der Verhältnisse liegt durchaus auf seiten des Adels. Es erscheint mir zweckmäßig, auf Amerika hinzuweisen. Dieses Land ist förmlich zu einem Hymnus der erwerbenden Arbeit geworden. Durch die prinzipielle Anerkennung der Erwerbsarbeit hat der Amerikaner einen neuen sittlichen Grundsatz in die Welt gesetzt, nämlich den, daß der Erwerb edler sei, als das Besitzen. Dort sehen wir die reichsten Männer ebenso schaffen und erwerben, wie die ärmsten, von denen sie sich nicht in der Arbeitsmenge, sondern nur durch die Größe der Mittel und die Weite der Gesichtspunkte unterscheiden, mit denen sie arbeiten, und so zu den Hunderten von Millionen immer neue Hunderte hinzufügen.

Auch uns diesen Grundsatz anzueignen, gebietet uns die Zeit, in der wir leben, wollen wir uns nicht in den Hintergrund drängen lassen.

Wenn hier Wandel geschaffen würde, so müßte das in der Folge allerhand tiefgreifende Umwälzungen hervorrufen, denn in allen Berufszweigen, und demnach auch als Offizier und Beamter, würde man für eine geleistete Arbeit ohne Scheu eine angemessene Bezahlung verlangen, deren Höhe von den Anforderungen abhängen würde, die sich an die betreffende Position knüpfen. Und weshalb sollte das aber nicht geschehen? Ein amerikanischer Offizier wird sich nicht entblöden, einzugestehen, daß die — nebenbei bemerkt — sehr hohen amerikanischen Gehaltsverhältnisse mitbestimmend auf seine Berufswahl eingewirkt haben, ein preußischer Offizier soll es dagegen für unter seiner Würde halten, überhaupt pekuniäre Gesichtspunkte zu kennen. Und dabei lebt eine Unzahl preußischer Offiziere bei Salz und Kommißbrot von einem Gehalt, das noch nicht einmal hundert Mark monatlich beträgt, Tausende mit zwanzig bis dreißig Mark monatlicher häuslicher Zulage. Sie müssen sich nicht nur ehrlich durchschlagen, sondern, wenn auch zuweilen unter schweren Kämpfen, nach außen hin den Glanz und Schein wahren, den sie dem Rock des Königs schulden. Für einen schweren und aufreibenden Dienst und ein zuweilen recht kummervolles Leben müssen sie obendrein in Witzblättern die ständige Figur der Lebemänner abgeben, und von einer sensationslüsternen Presse werden sie mit Argusaugen auf Schritt und Tritt bewacht, damit jede Entgleisung aus ihren Kreisen breit genug getreten werde, daß auch ein jeder aus dem Volke einen Bissen von dieser pikanten Speise zu sich nehmen könne. Unter unserer höheren Beamtenschaft gibt es keinen Posten, dessen Bezüge

nach dem jetzigen Wert des Geldes ausreichten, den pflichtgemäßen Aufwand dieses Standes zu bestreiten, wenn kein eigenes Privatvermögen vorhanden ist, geschweige denn den Nachkommen die gleiche Erziehung angedeihen zu lassen, die diese Stellung erfordert. Beide Berufsarten genießen als Entschädigung nur einen gesellschaftlichen Vorzug, den ihre Angehörigen aber nicht ihrer Person als solcher, sondern dem System verdanken, welches sie repräsentieren. Dennoch gilt es bei ihnen als eine Ehrensache, die eigenen Kinder in gleicher Weise in den Dienst des Vaterlandes zu stellen.

Auf die Dauer wird sich dieses Verfahren nicht aufrecht erhalten lassen, denn es trägt Not und Bitterkeit in diejenigen Kreise der Bevölkerung, welche am Aufbau und an der Erhaltung des Staatswesens berufenerweise mitwirken sollen. Es drängt die Leistungsfähigen, welche sich ihres Könnens bewußt sind, und daher auch auf materielle Gewinne nicht verzichten wollen, in andere Berufszweige, welche mehr Aussicht auf Erfolg verheißen. Mit der Zeit muß dadurch das Gesamtniveau dieser Berufskategorie herabgesetzt werden. Diejenigen Familien, denen die Liebe zum Dienst für das Vaterland traditionell in den Knochen steckt und in denen sie durch die Erziehung sorgsam gepflegt wird, werden verhindert, an ihren Grundsätzen festzuhalten, weil ihnen immer mehr die Mittel dazu fehlen. Gerade sie werden der Demoralisation am stärksten ausgesetzt. In die Lücken, die sie hinterlassen, treten die Vermögenden, denen äußere Macht und Ehrenstellung eine verlockende Ergänzung ihrer wirtschaftlichen Position erscheinen. Für sie müssen die besten Posten, welche vermöge ihrer Wichtigkeit auch äußere Repräsentation verlangen, reserviert werden. Wenn auch in vielen Fällen

die Tüchtigkeit des einzelnen über allen Zweifel erhaben ist, so hat doch dieses System den Nachteil, daß mit reichen Beamten im Interesse der Sache nicht so umgesprungen werden kann, wie mit wirtschaftlich abhängigen Existenzen, da ihre Dienste mehr den Charakter eines freiwilligen Gnadenaktes annehmen. Je mehr ihre Zahl zunimmt, desto mehr muß sich der Geist im Heer und in der Beamtenschaft verändern, und die gefährlichste Herrschaftsform, welche die Geschichte kennt, wird auf diese Weise angebahnt, die plutokratische. Will der Deutsche eine gute und zweckentsprechende Armee und eine tüchtige Beamtenschaft haben, so wird er sie in Zukunft auch gut bezahlen müssen. Nicht ein frivoler Handelsgeist soll in unsere von ehrwürdigen Traditionen getragenen Offiziers- und Beamtenkreise hineingetragen werden, sondern nur so viel Geschäftssinn, daß sie sich nicht scheuen, die zur Erfüllung ihrer Pflichten nötigen Geldmittel zu beanspruchen.

Leicht wird es uns nicht werden, Kaufmannsgeist und Soldatentum miteinander zu verschmelzen, ebensowenig, wie den Japanern; aber zum Troste mag es uns gereichen, daß große Aufgaben niemals den Unbedeutenden gestellt zu werden pflegen. Für Deutschland ist es notwendig geworden, den Schwerpunkt seiner Volkserziehung auf die soldatische und kaufmännische Richtung gleichmäßig zu verteilen. Damit wird noch lange nicht das goldene Kalb von neuem auf den Schild erhoben und der Deutsche dazu erzogen, das Herz an das Geld zu hängen. Hätte eine solche Bemerkung nicht bereits den Beigeschmack der Selbstverständlichkeit, so müßte sie hier mit Nachdruck als der Weisheit tiefste Weisheit abermals verkündet werden, daß es nämlich nicht äußere Güter sind, die den Menschen beglücken, sondern einzig und allein das Gemüt, von dessen

Beschaffenheit es abhängt, ob wir uns aus unserm Gelde oder seinem Mangel in unserm Herzen einen Himmel oder eine Hölle schmieden. Einem Kinde vermögen oft wenige Pfennige, die ihm den Genuß verbotener Süßigkeiten verschaffen, eine größere Wonne zu bereiten, als einem Milliardär ein Vergnügen im Preise von mehreren Tausend Dollars.

Im übrigen muß man auch nicht verkennen, daß materielle Zwecke sehr wohl idealisiert werden können, und daß wirtschaftliche und ideale Gesichtspunkte von jeher eng miteinander verknüpft gewesen sind.

Auch bei uns hat der Erwerb eine größere Rolle gespielt, als in militärischen Kreisen gemeinhin angenommen wird. Die Soldaten betrieben noch bis in das 17. Jahrhundert hinein das Kriegshandwerk als Broterwerb, und sie haben die Schlachten von Lützen und Fehrbellin geschlagen. Der Erhebung Deutschlands in den Freiheitskriegen war dessen wirtschaftlicher Zusammenbruch vorausgegangen, aus dem es sich nicht anders als durch Abschüttelung der Fremdherrschaft wieder emporarbeiten konnte. Die Flamme der Revolution wurde noch nie entfacht in Zeiten einer Hochkonjunktur, sondern stets erst durch den Eintritt von Mißernten, Not und wirtschaftlicher Depression. Alle politischen Fragen werden erst dann brennend, wenn sie durch wirtschaftliche Momente verschärft werden.

Vielleicht verkennen wir im Grunde nur die Vergangenheit, wenn wir im Vergleich zu ihr die Jetztzeit ihrer materialistischen Richtung wegen aller Ideale bar erklären. Die Formen waren andere, nicht der Inhalt. Die Grundherren früherer Jahrhunderte erweiterten ihren Einfluß und ihre Macht zwar nicht durch Anhäufung von Geld, aber durch Ausdehnug der räumlichen Einfluß-

sphäre ihrer Grundherrschaft. Das geschah, indem brach liegende Strecken der Heimat durch Ansetzung von Grundholden kolonisiert und bereits bestehende Hufen zu grundholder Bebauung erworben wurden. Im Grund und Boden lag das rentabelste Kapital und die Quelle der Macht, mit ihm erweiterte sich der Einflußbereich des Grundherrn. Um seinetwillen wurde gestritten und Blut vergossen.

In den heutigen Staaten mit Eisenbahnen und Telegraphen, modernen Hochöfen und Fabriken, der intensiven Wirtschaft auf künstlich gedüngtem Felde und industrieller agrarischer Nebenerwerbe hat die Erweiterung der Einflußsphäre andere Bedingungen. Das rentabelste Kapital und eine Quelle der Macht und des Erfolges ist das Geld, und deshalb wird um dieses gestritten und gekämpft.

Realismus.

Der wirtschaftliche und der politische Machtinstinkt gingen stets Hand in Hand, nur nicht mit der Deutlichkeit von heutzutage. Deshalb tritt erst jetzt die Aufgabe hervor, sich damit öffentlich abzufinden und anzuerkennen, daß ein wahrer und wertvoller Idealismus nur immer dort entstehen und seine wohltuenden Wirkungen ausüben kann, wo reale Interessen zugrunde liegen. Eine solche Weltanschauung wird sich am ehesten mit der Entwicklung des Handels, Verkehrs und der Technik, dem Aufschwung aller Gewerbe und den Erfolgen der Wissenschaft aussöhnen.

Wir sehen sie bereits auf allen Gebieten herannahen. In England und Amerika weiß jedermann schon lange, daß er nur einer kraftvollen Wirtschaftspolitik seine Daseinsmöglichkeit zu verdanken hat, mag sie auch vom Auslande brutal, rücksichtslos und perfide genannt werden.

Auch wir fangen jetzt an, die Leitung unserer auswärtigen Politik nach Zweckmäßigkeitsgedanken für gesunder zu halten, als das Nachgeben gegenüber idealistischen

Träumereien, die in jedes Menschen Kopf andere Gestalt annehmen. Wenn wir auch das Schmähwort Opportunismus gerne gebrauchen, so leuchtet es uns doch nun schon ein, daß opportunes Handeln für die deutsche Nation zuträglicher ist, als das zu tun, was inopportun ist. Nur auszusprechen wagen wir es nicht.

Auch in der inneren Politik tritt die rauhe Wirklichkeit immer mehr zutage. Wir sehen die bisherigen politischen Parteien, die alle mehr oder weniger nach außen hin ihre Entstehung den politischen Idealen der Verfassungskämpfe und der nationalen Einheitsbestrebungen verdanken, jetzt, nachdem das Reich geschaffen ist, sich auflösen und in wirtschaftliche Parteien umformen. Alle sind genötigt, zu den großen wirtschaftlichen Fragen unserer Zeit in irgendeiner Weise Stellung zu nehmen. Nur diejenigen politischen Parteien, welche sich mit einer bestimmten wirtschaftlichen Idee ganz identifizieren, scheinen Bedeutung erlangen zu sollen. Daher das Anwachsen der Sozialdemokratie mit ihrem förmlich religiösen Fanatismus.

Der Bund der Landwirte ist als eine reine Interessenvertretung gegründet worden, und dennoch wird ihm niemand eine ideale Unterströmung abstreiten. Die Ernährung der gesamten Nation aus eigener Produktion ist doch sicherlich ein ideales Ziel, nicht weniger als die Erhaltung vaterländischer Gesinnung bei den Bauern, welche durch die Bedrohung der wirtschaftlichen Existenz auf dem Lande droht, ins Wanken zu geraten.

Jetzt steht uns die Bildung einer rein kaufmännischen politischen Interessenvertretung bevor, welche sich vom Bunde der Landwirte dadurch unterscheidet, daß sie für Deutschlands politische Zukunft auch die Pflege der auswärtigen Handelsbeziehungen für nötig erachtet. Im Aus-

lande sehen wir unsere Konsulate die Bedeutung der diplomatischen Posten immer mehr in den Hintergrund drängen.

Je mehr wir erkennen, daß wirtschaftliche Erfolge für Deutschland wie für den einzelnen nötig sind, desto leichter wird die Verständigung werden.

Vor allen Dingen bedürfen wir für die Zukunft einer kapitalistischen Volkserziehung. Der einzige Grundsatz, den der Deutsche bisher in seinen Beziehungen zum Gelde kannte und an dem er mit achtungswerter Ueberzeugungstreue festhält, ist der, „im Geldpunkt hört die Gemütlichkeit auf".

Für die Zukunft wird dieser als Richtschnur nicht genügen.

Schon in den Schulen sollten Begriff und Wesen des Kapitals gelehrt werden, damit es als nützlicher wirtschaftlicher Faktor erkannt wird und vor allen Dingen das Publikum eine Grundlage bekommt zur Beurteilung seiner eigenen Angelegenheiten. Daran fehlt es uns bis jetzt noch vollkommen. Beispielsweise kümmert sich in Amerika jedermann persönlich um den Stand und die Geschäftsführung derjenigen Gesellschaften, deren Aktien er in Händen hat, und selbst wenn er zweitausend Meilen weit reisen müßte, um an wichtigeren Generalversammlungen teilzunehmen. Aktien von Gesellschaften, bei denen ihm die Möglichkeit fehlt, eine Kontrolle über den Geschäftsgang auszuüben, kauft der Amerikaner einfach nicht. Denn die Aktie stellt kein „Kreditpapier", sondern einen „Geschäftsanteil" dar. Bei uns kommt fast nie eine beschlußfähige Generalversammlung zustande, und das Publikum begnügt sich damit, täglich mit verhaltenem Atem und kummervoller Miene den Kurszettel zu studieren und gegebenenfalls die Dividenden einzustreichen. Im Falle des Niederganges aber geht es

über die Börse her und die Regierung, die dem Treiben der Geldleute keinen Riegel vorschiebt. Im übrigen aber ist der deutsche Aktionär ein willenloser Sklave der Direktion und des Aufsichtsrats seiner Gesellschaft und bedenkt nicht, daß er beiden Amt und Macht verlieh, durch welche sie ihn knechten. Finanzwissenschaft und Bankwesen sind keine Geheimkunst und dürfen auch nicht zu einer solchen gemacht werden, indem sie nur einer bestimmten Kaste zugänglich sind, für alle übrigen Staatsbürger aber eine terra incognita bleiben. Ein jeder sollte das notwendigste von der modernen Geldwirtschaft und ihrem Einfluß auf das öffentliche Leben und unser Wohlbefinden wissen. Das würde die Kapitalisten vor unberechtigten Angriffen schützen und anderseits der Allgemeinheit ermöglichen, die Ansprüche zu normieren, die wir an unser heimisches Kapital stellen müssen. Arbeit und Kapital sind aufeinander angewiesen, da jedes für sich allein nicht produktionsfähig ist.

Demokratisierung.

Vielleicht wird das Verständnis für die Kapitalswirtschaft auch manche darüber hinwegsetzen, daß als ihre unausbleibliche Folge in der Zukunft eine immer mehr zunehmende äußerliche Demokratisierung aller Kulturstaaten eintreten muß.

Ursprünglich war die Unveräußerlichkeit aller Güterquellen die Regel, und damit erhielten die aus den Eigentumsverhältnissen hervorgehenden Abhängigkeitsverhältnisse große Beständigkeit. Erst mit dem Uebergang von diesem Prinzip zur Käuflichkeit hörten Macht und Einfluß auf, erblich zu sein; sie wurden erwerblich. Das erschütterte in allen Ländern das Fundament des Uebergewichts der erbeingesessenen Aristokratie; diese Veränderung ermöglichte jedem, in aristokratische Machtverhältnisse einzurücken. Wurde damit schon früh der Boden adliger Suprematie

gelockert, so hat anderseits gerade unsere Zeit durch das Aufblühen von Handel und Industrie eine neue, früher unbekannte Macht geschaffen, welche durch die Erzielung unendlich größerer Gewinne als die Landwirtschaft die ehemalige Wohlhabenheit und den bisherigen Luxus des Adels fast zur Dürftigkeit stempelte. Der moderne Staat wiederum sah sich genötigt, gegenüber den neu entstandenen Aufgaben des Staatslebens die Mittel zur Bestreitung seiner Bedürfnisse in denjenigen Kreisen zu suchen, welche über bedeutendere Geldmittel verfügten als der Adel, und denen die moderne Produktionsart dauernd reichlichere Erträge zuführte als dem Grundbesitz. Dafür mußte er diesen auch äußerlich adelige Machtstellung einräumen. So entstand in Deutschland neben dem aus Urfreien und Ministerialen hervorgegangenen historischen Adel ein neues Wesen, der „Geadelte". Ersterer hatte zum Hintergrunde die Geschichte, letzterer die Konjunktur. In den Augen des Volkes aber mußten damit die Adelsprädikate aufhören, ein Ausdruck unserer heroischen Vergangenheit zu sein; sie wurden zu bunten Federn, mit denen sich gelegentlich die Eitelkeit schmückt. Das tötete ihren inneren Wert. Dazu kam, daß in allen Kulturstaaten nicht nur die gesetzlichen Vorrechte des Adels beseitigt wurden, sondern auch die Bildung, das ehemalige Privilegium der Oberen, durch das obligatorische Schulwesen verallgemeinert wurde, sogar die vornehmste, exklusive Pflicht des Adels, die Dienstleistung im Heere, wurde auf die Schultern des ganzen Volkes verteilt. Damit veränderte sich das Bild vollständig.

Man kann vielleicht von zwei Arten der Demokratisierung eines Landes sprechen; von einer solchen, bei der die Höherstehenden durch Laxheit der Lebensauffassung, Bildungsmangel und Oberflächlichkeit zur großen Masse

herabsinken, und einer solchen, bei der die Allgemeinheit durch Bildung und Gesinnung emporgezogen wird. Typisch für erstere ist das Frankreich vor der Revolution, für letztere das heutige Deutschland.

Gerade die preußische Armee, nach Moltkes Ausspruch die „vornehmste Institution im Deutschen Reiche", ist der wirkungsvollste Demokratisator geworden; denn mit ihm ist auch der Geist unserer Offizierkorps mit ihrem erhöhten Pflicht- und Ehrgefühl in die weitesten Kreise des Bürgertums hineingetragen worden und hat aufgehört, alleiniger Vorzug des Adels zu sein. Das übrige hat die größere Selbständigkeit des einzelnen und die Zunahme der Bewegungsfreiheit hervorgebracht. Es ist dasselbe, was auf Java die Ehrbezeugung vor den Europäern mit dem zunehmenden Verkehr verschwinden läßt. In allen englisch sprechenden Ländern ist heutzutage jedermann ein Esquire, und den Titel „Fräulein", den anno 1600 in Deutschland nur Fürstentöchter führen durften, und welchen erst viel später der übrige Adel sich aneignete, beansprucht heute jedes Dienstmädchen, ebenso wie jeder Hausknecht ein „Herr" ist. Die ehemaligen Schlösser und Burgen der Feudalzeit sind Gefängnisse und Restaurationen geworden; in einem der großen Hotels Moskaus wird jedem, der es bezahlen will, auf dem Geschirr des Sonnenkönigs serviert. Noch mehr, im Lichte des geprägten Goldes verbleicht sogar der Berufsstolz; erstklassige Sänger betreten Variétébühnen, und in guten Hotels machen Königliche Kammermusiker und Virtuosen Tischmusik. Vortreffliche Künstler zeichnen Reklamebilder. Einige werden eine derartige Demokratisierung bedauern, andere nicht.

Wer das Wesen aristokratischer Gesinnung nicht in Kastengeist und unberechtigten Herrschaftsgelüsten sieht, die

nach oben für Freiheit und Gleichheit schwärmen, nach unten sie mit Füßen treten, sondern in der freiwilligen Unterordnung unter Höherstehende, die einen jeden das gelten läßt, was er ist, ein Prinzip, wie es, für jedermann sichtbar, in unserer Armee mit eiserner Strenge durchgeführt wird, der kann davon nicht weiter berührt werden. Im Gegenteil. „Der beste Verbündete einer wahren Aristokratie war von jeher das Volk, und über Stammbäume zu lachen, hat man schon längst aufgehört.“ „Kaiser und Edle waren von jeher den Klubrednern und dem Parvenu gewachsen.“

Dafür scheint man sogar in Amerika Verständnis zu haben. Nirgends werden mit so eifrigem Bemühen genealogische Spuren verfolgt, Stammtafeln geschaffen und Wappen ausgegraben wie dort. Das muß um so sonderbarer berühren in einem Lande, in dem der geschichtliche Begriff des Uradels überhaupt nicht existiert oder verstanden wird, und wo obendrein jedermann mit gehobener Brust versichert, daß hier der Mensch einzig und allein nach dem Wert seiner nackten Menschlichkeit geschätzt wird. Obgleich man nicht fehlgehen wird, wenn man einen Teil der Bemühungen dem menschlichen Hange zur Eitelkeit zuschreibt, der bei vielen den Wunsch erzeugt, sich von der Masse äußerlich zu unterscheiden, so muß man doch anerkennen, daß das Streben auch vielfach einen sittlichen Gehalt in sich birgt. Dann liegt ihm die ernste und aufrichtige Absicht zugrunde, jene Pietät gegen die eigene Familie ins Leben zu rufen, die die Nachkommen verpflichtet, im Geiste ihrer Altvorderen fortzuleben, eine Gesinnung, durch welche sich nun einmal die vornehmen Leute, adelige und bürgerliche, auszeichnen.

Eine infolgedessen an solche äußeren Merkmale anknüpfende Gesellschaftsordnung wird man nicht ohne weiteres

für ungesund halten können. Selbst die eingebildeten Ehrbegriffe üben eine erzieherische Kraft aus, und wer die Eitelkeit der Standesabgrenzungen und die von Ueberhebung diktierten erbärmlichen Vorurteile mancher anderer Kreise beobachtet hat, die z. B. selbst unter den Lohnarbeitern des Maschinengewerbes die Kesselflicker sich mehr dünken läßt, als alle andern Arbeiter, der wird jene auf sittlichen Grundgedanken sich aufbauenden strengeren Gesellschaftsgesetze einfach in den Kauf nehmen. Die Titel aber werden in der modernen Zeit immer mehr, wie einstmals, hinter die Namen zurücktreten. Das ist gut. Denn „alles Aristokratische ist angeboren".

Die Aufrechterhaltung patriarchalischer Zustände, eine Nachwirkung der ehemaligen Lehnsverhältnisse, von denen wir auf den Sitzen des Landadels in Deutschland noch manche Spuren finden, wird sich gegenüber der modernen Zeit nicht mehr ermöglichen lassen und weichen müssen zugunsten einer Auffassung, nach welcher die Abhängigkeit der Unselbständigen von den Selbständigen nichts anderes darstellt, als die Beziehungen gleichgestellter Persönlichkeiten, die durch Geldverhältnisse geregelt werden.

Das scheint etwas Abgeschmacktes zu haben, besitzt aber dennoch einen hohen ethischen Wert. Denn bei einer solchen Auffassung müssen mit der Zeit die aus der Abhängigkeit sich ergebenden übeln Folgen, um derentwillen dieselbe verabscheut wird, wegfallen, wie die persönliche Unterdrückung, Entwürdigung und hochmütige, schlechte Behandlung der Abhängigen. Die durch die Geldbeziehung vermittelte Ueber- und Unterordnung erscheint nicht mehr als ein Ausdruck persönlicher Qualitäten, sondern nur als eine brauchbare Form gesellschaftlicher Werktätigkeit und als ein unentbehrliches Organi-

sationsmittel. Aehnlich ist es beim Militär, wo durch den Gehorsam der Untergebenen in keiner Weise deren eigene Selbstachtung verletzt wird, noch irgendein Schatten auf ihre individuelle Stellung fällt. Hierin gibt auch Amerika ein gutes Beispiel. Ein Student der Rechte, der sich während der Sommerferien in einem Hotel als Lift boy anstellen läßt, verliert dadurch nichts an seiner sozialen Stellung, und läuft auch nicht Gefahr, über die Achsel angesehen zu werden. Dagegen ist bei uns noch gar zu sehr das bloß Zweckmäßige und Aeußerliche der sozialen Hierarchie mit dem persönlich Individuellen verknüpft, was Haß und Aerger erregt. Durch eine richtigere Bewertung des Abhängigkeitsverhältnisses, welches die Geldbeziehungen erzeugen, würde das Freiheitsgefühl im deutschen Volke berechtigterweise seine Befriedigung erfahren.

Nationales Kapital.

Ein recht bedeutendes Hemmnis für eine wohlwollende Beurteilung des Kapitals ist der Geruch der Internationalität, in dem es steht. Und dieser ist wohlbegründet. Leider kennt das Kapital bis jetzt noch keine nationalen Grenzen. Bei der internationalen Nachfrage nach Geld hat sich dieses immer dort zusammengefunden, wo seine Verwendung am rentabelsten erschien. Die Rentabilität wurde der allein entscheidende Gesichtspunkt. Durch seine Beweglichkeit ermöglicht es auch seinen Besitzern, in Fällen von Gefahr Hab und Gut in Sicherheit zu bringen, während der seßhafte Grundbesitzer an das Schicksal seines Heimatlandes unrettbar gebunden ist. Waren doch außerdem, namentlich in früheren Zeiten, die Vertreter der größten Finanzhäuser fast niemals Kinder des Landes, sondern Fremde. Neuerdings erst beginnen wir in diesen Dingen ein öffentliches Gewissen auszubilden, indem wir erkennen, daß neben dem berechtigten Streben, das Kapital

rentabel zu machen, die Gesichtspunkte nicht aus den Augen verloren werden dürfen, welchen das Geld als „Mittel zum Zweck", namentlich im Falle der Gefahr, zu dienen hat. Unsere Bestrebungen gehen dahin, die großen Finanzinstitute in höherem Maße, als es bisher der Fall ist, mit nationalen Interessen zu verbinden. Wenn erst ihr Vorteil mit dem der Nation untrennbar verknüpft ist, muß auch die Leitung eine patriotische werden. Wie das Wort „Kaiser" oder „König" unbedingt einen nationalen Begriff bezeichnet, so sollte auch das Wort „Kapital" einen nationalen Begriff repräsentieren. Dann würde es sich nicht ereignen, daß jedesmal deutsches Kapital in erster Linie in Mitleidenschaft gezogen wird, wenn auswärtige Werte niedergehen, oder daß deutsches Kapital fremden Staaten die Eisenbahnen baut und nachher, wenn die ausländischen Gesellschaften verkrachen, der Deutsche das Nachsehen hat und der Fremde seine Eisenbahnen; auch nicht, daß unsere Banken um des Agios willen die Anleihen halbbankerotter Staaten emittieren. Es wäre wahrlich besser, die zwanzig Milliarden deutschen Kapitals, die im Auslande arbeiten, wären im Inlande tätig, und die Anleihen deutscher Staaten, namentlich wo es sich nicht um dringende Tilgungsschulden, sondern um Finanzschulden handelt, also um solche, welche für „produktive Zwecke", für die kulturelle Hebung des Landes, Bau von Eisenbahnen und dergleichen kontrahiert werden, aus denen der allergrößte Teil unserer Schulden überhaupt besteht, kämen im Deutschland unter. Die finanzielle Abhängigkeit vom Heimatlande stärkt den Patriotismus. Das, was uns an nationalem Wohlstand verloren geht, ist auf alle Fälle eine Verschlechterung unserer Position, hindert uns, die notwendigen Verkürzungen der Arbeitszeiten einzuführen, und

zwingt Millionen fleißiger Hände zu arbeiten, um nur erst mal die durch die Verluste entstandene Lücke im Nationalwohlstand wieder auszufüllen. Dagegen ist es z. B. kaum möglich, für unsere Kolonien, welche doch gerade bezwecken, Deutschland vom Auslande zu emanzipieren, dem es für Rohmaterialien jährlich drei Milliarden zahlen muß, ebenso wenig wie für eine kolonisatorische Tätigkeit in Deutschland selbst, bei den Deutschen Geld aufzutreiben.

Hätte das Geld, welches die Deutschen im Auslande verloren haben, unsern Kolonien zur Verfügung gestanden, so hätten wir vielleicht schon in Deutsch-Ostafrika unser deutsches Indien, während jetzt dort noch nicht einmal die notwendigsten Eisenbahnen gebaut sind. Fremden Nationen den Eintritt versagen, aus Furcht, sie könnten gute Geschäfte machen, ist noch kein Zeichen von Patriotismus. Wenn ausländische Gesellschaften in unsern Kolonien Unternehmungen ins Werk setzen, so können wir das nur freudig begrüßen, ebenso wie die von Sachkennern mehrfach behauptete Aussicht, daß das amerikanische Kapital in noch viel höherem Grade als bisher anfangen wird, in Europa zu arbeiten.

Noch steht bei uns der größte Teil der Bevölkerung der modernen kapitalistischen Bewegung fern. Aber die neue Zeit, die vorläufig nur in den großen Städten sich bemerkbar macht, wird immer weiter um sich greifen und schließlich in alle Winkel dringen, wo Geld, Kredit und Vereinfachung bis jetzt nur leerer Schall waren. Welthandel und Geldwesen schreiten in unzertrennlicher Entwicklung, genau Schritt haltend, miteinander fort. Seit dem Jahre 1899 hat allein das steuerpflichtige Vermögen in Deutschland um 5½ Milliarden zugenommen. Eine Erhöhung des

allgemeinen Wohlstandes ist nicht nur zu hoffen, sondern sogar zu erwarten, und die Flut des Geldes wird wahrscheinlich immer höher steigen. Das sollten wir nicht beklagen. Deutschland kann gar nicht reich genug werden, vorausgesetzt, daß der Reichtum alle Klassen der Bevölkerung gleichzeitig hebt und das Geld in Bewegung bleibt.

Je kapitalistischer Deutschland und die ganze Welt wird, desto mehr bedürfen wir aber einer kapitalistischen Volkserziehung. Das heißt, wir dürfen nicht mehr wie bisher die Beziehungen des Menschen zum Gelde in mystische Unklarheiten verhüllen, aus denen mönchische Askese und entsittlichende Geldgier hervorgehen, sondern ruhigen Blutes die Nachteile und Vorteile anerkennen, welche sich aus der Geldwirtschaft und dem Kapitalismus ergeben. Es muß in weite Kreise die Einsicht gelangen, daß es sinnlos ist, das Geld zum Endzweck zu machen, daß das Geld vielmehr nur ein Mittel zum Zweck ist und sein darf, als solches aber um so segensreicher sein wird, je höher und edler die Zwecke sind, denen es gewidmet wird. Der erste Schritt dazu ist das Hineintragen patriotischer Gesichtspunkte in unser Wirtschaftsleben. Toren sind die Leute, bei denen solche verpönt sind. Die alte Republik Venedig hat im Gegensatz zu dem krämerhaften Genua den Beweis erbracht, daß sie Nutzen bringen. Sogar die Amerikaner fangen neuerdings an, dies einzusehen, allerdings erst, nachdem sie ihre Wälder um des Dollars willen niedergebrannt haben und ein mißleitetes Großkapital das Land durch Raubbau ausgesogen und hundertjährige Vorräte an Erdschätzen in zehn Jahren vergeudet hat. Jetzt leiden drüben bereits die Kinder an den Sünden ihrer Väter. Eine falsche Bewertung des Geldes, hervorgebracht durch die Erhebung desselben zum Selbstzweck, erzeugt im günstigsten Falle Augenblickserfolge,

rächt sich aber jedesmal in der Zukunft. Das gleiche gilt für die Beziehungen der Menschen untereinander. Wem das Geld zum Selbstzweck wird, der verletzt naturgemäß die ethischen Pflichten seinen Mitmenschen gegenüber. Die Folge davon ist die grausame Brutalität, welche sich im Erwerbsleben breit macht. Der Kampf ums Dasein, der in den Urzeiten nur mit Faust und Messer geführt wurde, wird heute mit Geld und ums Geld, aber nicht weniger brutal gekämpft. Im Geschäftsleben wird von vielen Menschen Gutmütigkeit mit Dummheit auf die gleiche Stufe gestellt. Ethische Motive erscheinen vielen nicht dorthin gehörig. So kommt es, daß sich der rein geschäftsmäßig interessierte Mensch seiner Grausamkeit und Brutalität gar nicht erst bewußt zu werden pflegt, sondern nur sachlich und folgerichtig zu handeln wähnt, wo er grausam und brutal ist. Solche Menschen behandeln ärmere Leute, als ob sie sich etwas hätten zu Schulden kommen lassen, während sie vor den Reichen auf Knien liegen. Selbst gutmütige Menschen halten sich zuweilen armen Leuten gegenüber zu einer selbstverständlichen Ueberlegenheit legitimiert. Das alles liegt aber daran, daß wir sittlich noch nicht in unsere Zeit hineingewachsen sind, sondern uns auf dem Gebiete des Geldwesens noch in einem Uebergangsstadium befinden. Während wir sonst allen Absolutismus beseitigt haben und keine Tyrannen mehr dulden, welche nach Gutdünken mit ihren Untertanen schalten und walten können, wie sie wollen, ist auf dem Gebiete des Geldwesens ein jeder noch vollständig absolut und in keiner Weise daran gehindert, seine Mittel zur Schädigung des Gemeinwohls und einzelner Kreaturen zu verwenden. Gerade in dieser rücksichtslosen Benutzung angehäufter Geldmittel zur Ausbeutung der Kräfte und der Arbeitsleistung anderer zu rein egoistischen,

persönlichen Zwecken liegt eine Wurzel unserer sozialen Verderbnis und eine Quelle der Entartung. Absolutistischer Kapitalismus bedeutet am letzten Ende Proletarisierung der Massen zugunsten einer ganz kleinen, vaterlandslosen Schicht und deren absolute Monopolstellung in der Welt. Die Entwicklung aus dem Barbarismus muß uns dahin führen, das gesetzlich zugelassene und zum Mißbrauch verführende übertriebene Verfügungsrecht des Besitzers über sein Privatkapital einzuschränken. Geschieht dies nicht, so werden nur die niederen Leidenschaften der Menschen geweckt und angestachelt, und das erzeugt jenen häßlichen Geldkultus, den wir in England und Amerika so abstoßend empfinden. Er ist eine der bedauerlichsten und ethisch verderblichsten Seiten der modernen Geldwirtschaft.

Anderseits dürfen wir nicht verkennen, daß das Geld auch an der ethischen Höherentwicklung der Menschen mitarbeitet. Denn früher kannten die Menschen als einzigen Besitzwechsel Schenkung und Raub, wie noch heute die wilden Stämme des indischen Archipels. Der Raub mit all seinen scheußlichen Konsequenzen war das Bevorzugte und Interessantere. Erst später kam der Tausch hinzu, und jetzt tritt durch das Geld eine wohltuende Scheidewand zwischen die Menschen und ebenso zwischen den einzelnen und seine Interessen, welche ihn ganz von selbst ein wenig in seiner Brutalität eindämmt.

Nicht zu verkennen ist auch, daß als eine spezifische Eigenschaft der geldwirtschaftlichen Epoche das Hervortreten des Verstandes als leitende seelische Energie in die Erscheinung tritt, im Gegensatz zu den nicht geldwirtschaftlich bestimmten Perioden und Interessengebieten, in denen namentlich das Gefühl und die Leidenschaft zu Worte kamen. Das hat eine intellektuelle Verständigung zwischen den Völkern

und Nationen ermöglicht, welche früher gar nicht denkbar war, als das Gefühlsleben allein mit seinen Härten und Schroffheiten ausschlaggebend war. Es ist zu hoffen, daß sich dies auf internationalem Gebiete immer mehr zur Geltung bringen wird. Anstatt sich ausschließlich auf den Streit miteinander zu richten und die Jugend in mißverstandenem Patriotismus zum Kampfe aufzureizen, werden die Menschen dazu kommen, die höheren Bedürfnisse der Völker festzustellen und das gemeinsame Interesse an denselben darzulegen, damit ein weises Abwägen der Interessen und verständnisinniges Entgegenkommen Platz greifen kann. Das ist ein Vorteil unserer, vom Geldinteresse beherrschten Zeit. Daß einem Volke Wohlhabenheit von Nutzen ist, wird heutzutage niemand ernstlich bestreiten. Der zunehmende Wohlstand hat ebenso für die Gesamtheit, wie für den einzelnen eine wohltuende Einwirkung. Armut ist zumeist der Boden der Verkommenheit. Deshalb müssen wir danach streben, daß Deutschland ein reiches Land wird, nicht nur ein Land, in dem reiche Männer wohnen. „Künftige Kriege werden nicht mit Säbel und Gewehren gewonnen werden; siegen wird die Nation, die auf die Disposition ihrer nationalen Mittel und die Stärkung der Börse die größte Sorgfalt verwendet." Das Geld macht Weltgeschichte! Einen rohen Geldkultus, wie man ihn gelegentlich in England und Amerika antrifft, darf sich Deutschland nicht leisten. Dazu ist die deutsche Volksseele viel zu empfindsam und das deutsche Gemüt zu tief. Mit seinen Idealen verliert der Deutsche auch seine Kraft, und unter der platten Nüchternheit müßte mancher zarte Gedanke erstickt werden, den Liebe und Sorgfalt zu herrlicher Frucht zu entfalten hofften. Will der Deutsche sich seine Ideale in unsere scheinbar ideallose Zeit her-

überretten, so bleibt ihm nichts übrig, als das Reale zu idealisieren. Er bedarf eines solchen veredelten Geldkultus. Nur auf diese Weise kann er sich den Nachen zimmern, der ihn auf der steigenden Flut des Geldes vor dem Ertrinken bewahrt und ihn mit königlicher Gelassenheit von oben auf die Wogen des Geldes herabblicken läßt. Wir wissen nicht, was das Großkapital noch leisten wird, das schon jetzt zu so großzügigen Unternehmungen die Mittel bietet und so wunderbare Veränderungen auf unserm Planeten vorgenommen hat. Wir sollten es in seiner Arbeit nicht hemmen, sondern in der Weise fördern, daß dieselbe zum Segen Deutschlands gereicht.

Geld regiert die Welt, ist nicht nur ein banaler Stoßseufzer, sondern eine Tatsache, welcher wir uns aus kulturellen Gründen nicht länger verschließen sollten. Das Geld ist der mächtigste Monarch der Welt. Vor den Monarchen der Staaten verneigen sich die Menschen äußerlich, vor diesem Weltmonarchen innerlich. Dieses Verhältnis umzukehren, dürfte vielleicht an der Zeit sein.

III. Religion.

Volkserziehung ist kein leerer Wahn.

Japan und China.

Das fühlen wir Deutsche bereits in jenen Ländern, in welchen das ganze Volk nicht wie bei uns die strenge Schule militärischer Disziplin durchgemacht hat. Aber in noch höherem Grade tritt uns das Wesen der Volkserziehung in Japan entgegen. Hier hat sie zur beispiellosen Volkswohlerzogenheit geführt und überrascht uns auf Schritt und Tritt.

Der Krieg zwischen Rußland und Japan hat nunmehr aller Augen nach Ostasien gerichtet und weit über die Kreise derjenigen hinaus, die den Osten durch eigenen Augenschein kennen gelernt haben, das Interesse für Japan und die Japaner geweckt. Deshalb sei hier zunächst der Versuch gemacht, durch die Wiedergabe einiger persönlicher Eindrücke und besonders hervortretender Charaktereigenschaften des japanischen Volkes mit wenigen Strichen ein Bild von Land und Leuten zu entwerfen.

Japan und Amerika sind Nachbarn auf unserm Planeten und doch wohl die seltsamsten Gegensätze, die sich auf ihm finden lassen. Amerika, das reiche Land, mit einer robusten Bevölkerung und riesenhaften Dimensionen auf allen Gebieten, von den breiten Strömen und uferlosen Seen angefangen bis zu den himmelhohen Häusern und den unübersehbaren Vermögen, mit extensiver Bewirtschaftung des Bodens, schmählichstem Raubbau, mit der Freude am Riesenhaften und der Massenproduktion, der Feindin allen guten Geschmacks und dem eiligen Außerachtlassen überflüssiger Formalitäten; hier in Japan ein armes Völkchen von kleiner Statur, mit hochentwickeltem eigenartigen Geschmack, einem sonderbar feinen Empfinden für das Kleine und Zarte, ein Land, in dem die Berge meist nur Hügel und die Schluchten nicht viel mehr als Gräben sind, wo jedes Fleckchen Erde seit undenklichen Zeiten sorgfältigster Kultur unterworfen ist und altmodische Gebräuche sowie übertriebene Förmlichkeiten das Leben ausfüllen. Die Wolkenkratzer oder eine Brooklyn-Bridge auf japanischem Boden würde geradezu unerhört erscheinen, ebenso wie der Anblick niedlicher Japanerinnen in den verräucherten Straßen von Chicago oder am Fuße der Niagarafälle ein Zerrbild darstellt. Verblüfft ist der Fremde in Japan namentlich durch

die allgemeine Verbreitung konventioneller Höflichkeitsbezeugungen, die nach unserm Geschmack weit über das zulässige Maß von Devotion hinausgehen. Es mutet uns eigenartig an, wenn wir einen Bauernburschen und einen Eisenbahnschaffner auf einer Station sich begrüßen sehen, indem sie sich tief vor einander verneigen, sich die Knie mit den Händen reiben und dann vernehmlich einige Male die Luft durch die Zähne ziehen. Höflichkeit ist in Japan Gemeingut der ganzen Nation, von dem niedrigsten Kuli hinauf bis zum ersten Staatsmann. Es läßt sich schwerlich ausdenken, in welcher Weise sich der Japaner mit diesen zeitraubenden Sitten der neuen schnelllebigen Zeit gegenüber, der er sich mit Haut und Haaren verschrieben hat, abfinden wird. Es wird ihm sicherlich nicht leicht werden, denn nicht nur nach dem Eindruck, den wir bei oberflächlicher Bekanntschaft von den Japanern empfangen, sondern sogar nach dem erfahrenen Urteil einheimischer Europäer und bewährter Kenner des Landes handelt es sich für die Kinder dieses Landes um die »politesse qui vient du coeur«. Es ist ein Genuß, den Japaner in seinem intimen häuslichen Leben zu beobachten, wo das Zeremoniell selbst in den ärmsten Hütten jede Handlung begleitet und allein schon dadurch die natürliche Schroffheit im Wesen des Menschen von vornherein abschwächt. Es ist bezeichnend für den Charakter dieses Volkes, daß die japanische Sprache nicht einmal Worte hat für den Fluch. Nie wird der Japaner reden, ohne mit einem freundlichen Gesicht dreinzuschauen. Wunderbar hat mich die Beobachtung berührt, daß selbst bei der schwersten Arbeit auf dem Felde und in den Fabriken ein fröhliches Lachen ertönt, als bedeute die Arbeit nur ein Spiel und das Leben die Freude daran. Wie anders in unsern Werkstätten, wo die Menschen mit unverkennbarer

Bitterkeit in den Zügen sich ihr Brot verdienen und die Mienen der Fabrikarbeiter so finster sind, wie die Atmosphäre, die sie umgibt.

Bewundernswert ist die Selbstbeherrschung, zu der sich die Japaner erziehen. Eine der ersten Regeln des Anstandes ist bei ihnen, in allen Lebenslagen völlige Gewalt über sich selbst zu behalten, und Unwille, Furcht, Schrecken oder Verlegenheit gleichmäßig unter der Maske eines verbindlichen Lächelns zu verbergen. Im Geschäftsleben hat der Europäer oft Gelegenheit, hierüber mißgestimmt zu sein; denn sobald der Europäer, über die kleinlichen Winkelzüge des japanischen Kaufmanns erregt, seine Beherrschung verliert, glaubt sich der Japaner ihm geschäftlich überlegen und von diesem Augenblicke an bleiben alle Verhandlungen und Bemühungen fruchtlos.

Der Japaner lacht um so lauter, je schwieriger es ihm wird, seine wahre Gemütsstimmung zu verheimlichen. So erzählte mir ein alter französischer Resident aus Yokohama, daß er einmal einen Zusammenstoß zweier Eisenbahnzüge in Japan miterlebt habe. Bestürzt sei er zum Wagen hinausgeeilt und habe eine entsetzliche Verwüstung gesehen: zertrümmerte Wagen, Geschrei, verwundete und stöhnende Menschen und in der Mitte die beiden übereinander getürmten und völlig zertrümmerten Lokomotiven. Wie ein Blitzstrahl aber habe ihn die Wahrnehmung berührt, daß die Heizer und Lokomotivführer, die sich noch rechtzeitig durch Abspringen gerettet hatten, neben den Trümmern der Lokomotiven standen, sich die Knie rieben und aus vollem Halse lachten. Nur die langjährige Kenntnis japanischer Verhältnisse habe ihn daran gehindert, voll Wut mit seinem Stock dreinzuschlagen. Denn jenes Lachen bedeutete keineswegs frivole Gleichgültigkeit; vielmehr

waren diese Japaner ebenso erschüttert von der Katastrophe wie alle übrigen, nicht nur in dem Bewußtsein, alles Elend verursacht zu haben, sondern auch in der sicheren Voraussicht, ihrer Stellung verlustig zu gehen; aber keiner von ihnen wollte dem andern seine Ergriffenheit zeigen, und so lachten sie schließlich alle vier, so laut sie nur konnten.

Es wird unsereinem nicht leicht, sich in eine solche Gedankenwelt hineinzufinden. Aber das Lob männlicher Selbstbeherrschung können wir diesem Benehmen nicht absprechen.

Bestrickend ist die Wahrnehmung, wie sauber das japanische Volk ist und dies ganz besonders im Gegensatz zu den Chinesen. Man kann sich in Japan getrost in den dichtesten Volkshaufen hineinbegeben, ohne auch nur im mindesten eine peinliche Reizung der Geruchsnerven befürchten zu müssen, und das Benehmen der Menge ist so ruhig und reserviert, wie bei uns nur der gesellschaftliche Ton in den Salons. — Japaner, die Europa kennen lernten, haben als ihre bedeutungsvollste Wahrnehmung bei den Europäern übereinstimmend drei Eigenschaften genannt, welche wir schwerlich erraten dürften, nämlich: Faulheit, Aberglauben und Unsauberkeit. Was nun die letztere anbelangt, muß ich zu meiner Beschämung gestehen, daß ich diesem Urteil einen gewissen Scharfblick zusprechen mußte, als ich nach meiner Ausreise aus Japan zum ersten Male wieder europäischen Boden betrat und in einen Wartesaal geriet, in dem eine Anzahl nach Sibirien auswandernder Europäer versammelt war. Allerdings kommt den Japanern die Natur des Landes sehr zu statten, denn über ganz Japan sind heiße Quellen verbreitet, die, in die Häuser geleitet oder in freien, natürlichen Bassins gesammelt, zum Baden einladen. Es gibt keinen Japaner und auch keine

Japanerin, denen nicht das tägliche Bad zu selbstverständlichem Bedürfnis geworden wäre, und da ihnen die Heizung so gut wie unbekannt ist und sie selbst im Winter in ihren Wohnräumen, nur mit einem kleinen Aschenbecken versehen, welches gerade ausreicht, die Pfeife in Brand zu stecken, hinter Wänden aus dünnem Papier Schnee und Kälte ertragen müssen, ersetzt ihnen häufig einzig und allein das Baden im heißen Quellwasser die verloren gegangene Körperwärme.

Der Japaner ist auch der begeistertste Naturverehrer. Ich habe Gelegenheit gehabt, japanische Arbeiter in der Nähe des Biwasees auf ihrem Wege zur Arbeit zu beobachten, und sah sie häufig in andachtsvoller Betrachtung der Berge und des Sees versunken. Ein jeder Ort in Japan pflegt nach altem Brauch acht besonders hervorragende Schönheiten aufzuweisen, deren Genuß dem Reisenden angepriesen wird. Die Japaner gehen so weit, nicht nur den Liebreiz sonniger Gefilde und das magische Zauberlicht des Mondes zu preisen, sondern beispielsweise ist Karasaki berühmt wegen seiner Schönheit in einer Regennacht. Wenn wir die liebliche, lachende Landschaft Japans mit dem lachenden Völkchen vergleichen, so scheint es fast, als erwidere hier die Natur die ihr entgegengebrachte Liebe, indem sie ihre Bewunderer glücklich macht.

Den schönsten Ausdruck findet aber der liebenswürdige Charakter der japanischen Bevölkerung in der Frauenwelt, die ja mehr als einmal selbst in den nüchternsten Alltagsmenschen die poetischen Saiten des Gemütes in Schwingung versetzt hat. Es ist ein reizendes Bild, welches jene »sweet retiring little things« darbieten, über deren lachenden Gesichtern eine kunstvolle Frisur schwebt, mit Blumen und Gehängen geziert, die bei der leisesten Berührung auf ihren

Stielen erzittern, während der breite seidene Obi jene zierlichen und schmiegsamen Gestalten umgürtet, als sollten dieselben mit der großen, den ganzen Rücken bedeckenden Schleife wie kleine Engel an den Weihnachtsbaum gehängt werden.

Die Japanerin erweckt durch ihren Eindruck nicht das Gefühl, welches uns angesichts der vollkommenen europäischen Schönheit beseelt, bei deren Anblick wir im Geiste anbetend in die Knie sinken; aber der duftende Charme der Weiblichkeit, den wir bei einzelnen unserer Frauen als besonderes Gnadengeschenk empfinden, ist anscheinend diesen kleinen Wesen allen gemein und offenbart sogar noch seinen leisen Schimmer bei jenen Mädchen, die als Kohlenschipperinnen die Schiffe bedienen. Es ist jener Zauber, zu dessen Verherrlichung die Dichter seit Jahrhunderten nach einem erschöpfenden Ausdruck ringen, und der bei der absichtlich zur Schau getragenen Emanzipation des Weibes so leicht verloren geht. Soll es doch sogar nach dem Urteil einer bekannten englischen Schriftstellerin vorkommen, daß Ausländer, die lange in Japan gelebt haben, mit der Zeit zu ihrer eigenen Ueberraschung finden, daß ihre Landsmänninnen eitel, heftig, herausfordernd, ungeschickt erscheinen inmitten jener kleinen, sanften, reservierten und graziösen japanischen Mädchen. Das Harmonische im Wesen dieser sympathischen Geschöpfe nimmt unsere Sinne gefangen. Harmonie ist im Grunde das Geheimnis aller Persönlichkeit, ja vielleicht sogar allen Lebens, und sie ist von eines gütigen Schöpfers Hand über das ganze Japan ausgegossen, daß es uns wie ein Märchenland erscheint. Hier fühlen wir uns zum ersten Male wirklich als Fremde.

Aber nicht nur das Kleine und Zierliche entspricht dem Charakter des Landes und seiner Bewohner. Wie ein

Symbol dafür, daß das Volk nach großen Zielen aufwärts strebt, ragt mitten aus dem lieblichen Gelände der Insel Nippon der riesenhafte Vulkan Fudjijama empor, wie ein Kegel geformt, und von seinem Fuße aus fast alle Zonen verkörpernd, bis hoch hinauf zu dem ewig beschneiten Gipfel. Wer das Glück gehabt hat, gleich bei seinem ersten Besuch diesen Riesen in seiner Schönheit bewundern zu können, vielleicht, nachdem er am frühen Morgen die Höhe von Otometoge erklommen und nun in die weite Ebene hinabgeblickt hat, aus deren Blumen- und Reisfeldern, die winzig erscheinen wie die Felder eines Schachbrettes, der sonnenbeschienene Berg majestätisch sich erhebt, der hat eine unauslöschliche Erinnerung für sein ganzes Leben gewonnen. Der Berg gewährt einen geradezu überwältigenden Anblick.

Es wäre im übrigen verwegen, wollte ich wähnen, bei der Kürze meines Aufenthaltes im Osten ein in allen Einzelheiten zutreffendes Urteil über die dortigen Völker abgeben zu können. Den Versuch macht ja wohl ein jeder, daß er seine persönlichen unmittelbaren Eindrücke mit dem Urteil erfahrener Europäer, die schon längere Zeit in Ostasien leben, vergleicht, um daran die Richtigkeit seiner Beobachtungen zu prüfen. Aber gerade hierbei wird er den seltsamsten Widersprüchen begegnen. Denn die meisten Europäer, mit denen der Reisende in China und Japan zusammentrifft, sind durch irgendeine Spezialtätigkeit dort gefesselt, die sie nur eine bestimmte Seite des Lebens mit größerer Deutlichkeit erkennen läßt. Je nach ihren eigenen Bedürfnissen werden sie nun ein und dieselbe Charaktereigenschaft der Völker verschieden beurteilen, und so kommen sie schließlich zuweilen zu völlig entgegengesetzten Resultaten. Ein jeder betrachtet das Leben durch seine eigene

Brille, und die Geschäftsbrillen färben bekanntermaßen mit der Unterschiedlichkeit von Komplementärfarben. Wenig bekannt dürfte aber bei uns sein, daß fast alle älteren Europäer, die den größten Teil ihres Lebens in China oder Japan verbracht haben, eine tiefgehende Liebe zu diesen Völkern und eine hohe Achtung vor ihren Charaktereigenschaften und ihrer Kultur besitzen. Auch mich hat ein etwas eingehenderes Studium asiatischer Verhältnisse veranlaßt, für manches abfällige Urteil, das der Impuls des ersten Augenblicks erzeugte, im Geiste Abbitte zu leisten in der Erkenntnis, daß dort drüben zwar andere Zustände herrschen, als bei uns, und vieles uns sogar gänzlich unverständlich erscheint, immerhin wir diesen Völkern und ihrer Kultur Achtung schulden, wenn wir uns nicht selbst erniedrigen wollen.

Dies hat auch Geltung auf dem Gebiete der Religion. Wir neigen dazu, den Japanern Sinn für Religion abzusprechen, und in fast jeder Reisebeschreibung kann man lesen, die Japaner wären kein religiöses Volk. Diese Auffassung halte ich für unzutreffend.

Ich befand mich eines schönen Tages in Betrachtung einer großen bronzenen Buddhastatue versunken, wie sie in Japan an verschiedenen Plätzen als der erhabenste künstlerische Ausdruck der Gottheit aufgestellt worden sind. Vor dieser Buddhastatue befand sich ein kleiner Shintotempel. Durch Vorschrift der Regierung sind die Japaner vom Buddhismus zum Shintoismus übergegangen, und die Leichtigkeit, mit der diese Reform, wenn man dies so nennen darf, vor sich ging, hat den Japanern, namentlich seitens der Ausländer, ein abfälliges Urteil über ihre Religiosität zugezogen. Dieses Urteil beruht nach meiner Ansicht auf

einer Verkennung des Wesens der Religion, wie ich im folgenden auseinanderzusetzen versuchen will.

Hin und wieder traten einige Leute aus der Menge heraus, namentlich ältere, stiegen die Stufen zum Tempel hinauf und zogen dann an einem langen, dicken Tau, das an der Seite der Eingangspforte herabhing und mit dem eine uralte, gebrochene Schelle in Bewegung gesetzt wurde, deren heisere Stimme offenbar den Gott auf die frommen Beter aufmerksam machen sollte. Dann verbeugten sich dieselben mehrmals vor dem Gitter in das Innere des Tempels hinein, von wo aus auf einem Holzgestelle eine große Anzahl Papierschnitzel ihnen entgegenwehte, und gingen dann lächelnden Antlitzes wieder davon.

Ich kann nicht leugnen, daß diese Prozedur etwas komisch auf mich wirkte und mich zum Lachen reizte; aber im stillen sagte ich mir, daß die christliche Religion, die die meinige ist, wenn sie nicht die Religion des Hochmutes sein soll, die Verpflichtung in sich schließt, den Ausdrucksformen anderer Religionen die schuldige Ehrfurcht nicht zu versagen, und meine Mienen veränderten sich wieder.

Wer Gelegenheit gehabt hat, etwas von der Welt und ihren Bewohnern kennen zu lernen, der wird mit der Zeit toleranter in der Beurteilung fremder Sitten und Einrichtungen und verliert die Neigung, sie zu bespötteln. Er forscht mehr nach den Gedanken, die die Aeußerlichkeiten verursacht haben, und so fühlt er bald, wie die Formen vor dem Inhalte verblassen. Im Grunde ist das, was die Glocke des Shintotempels oder die Gebetmühle der Inder in Bewegung setzt, nichts anderes, als das, was den Unsrigen die Hände faltet, nämlich das gequälte Menschenherz in seinem Drange, sich an die Hoffnung überirdischer Barmherzigkeit zu klammern.

Zu lachen gibt es dabei also absolut nichts.

Plötzlich kamen drei Soldaten des Weges daher, die sofort durch die Aehnlichkeit ihrer Uniformen mit denen unserer Infanterie meine Blicke auf sich gelenkt hatten. Scheinbar befanden sie sich auf Urlaub. Als sie in die Nähe des Tempels gelangt waren, erklommen auch sie die Stufen, stellten sich nebeneinander auf, und der älteste von ihnen zog am Strick, worauf alle drei in militärischer Haltung „durch Anlegen der Hand an die Kopfbedeckung" in den Tempel hineingrüßten, stramm, daß ein preußischer Unteroffizier seine Freude daran gehabt hätte. Dann ließen sie die Hand sinken und kehrten zu ihren Gefährten zurück. Unwillkürlich fiel mir eine Erzählung Bismarcks ein, nach welcher am Abend unseres Einzuges in Paris im Jahre 1871 beim Zapfenstreich eine große Anzahl Franzosen unsern Truppen gefolgt sei, und bei dem Kommando „Helm ab zum Gebet" plötzlich eine Stimme gerufen habe: »Voilà ce qui nous manque.«

Es ist für uns ganz sicherlich recht schwer, über die Religiosität eines Volkes ein klares Bild zu bekommen. Selbst diejenigen Europäer, die die Landessprachen beherrschen, werden über sie im Dunkel bleiben, wenn es ihnen nicht gleichzeitig gelingt, sich völlig in die Gedankenwelt der andern Rasse hineinzuleben. Und das dürfte recht schwer sein, denn die Denkungsart anderer Völker ist zuweilen der unsrigen durchaus nicht kongenial, eine Wahrnehmung, die wir sogar als bloße Vergnügungsreisende in Japan mit Leichtigkeit machen können. Zum Beispiel stellt der japanische Kleinhändler nur minderwertige Waren in sein Schaufenster, während er seine Prunkstücke sorgfältig verwahrt und sie dem verblüfften Kauflustigen erst dann zeigt, nachdem dieser mehrfach den Laden besucht hat. Er verlangt

also scheinbar erst eine Art freundschaftlichen Verkehrs mit seinen Kunden, bevor er ihnen seine Schätze zeigt und seine teuersten Waren an sie verkauft. Ein anderes Beispiel. Im Einzelverkauf ist der Japaner billiger als im Massenverkauf. Er geht dabei von der sonderbaren Logik aus, daß der Käufer, der viele Exemplare ein und derselben Ware kaufen wolle, sicherlich diese Ware sehr dringend benötige. Das veranlaßt ihn zur Preissteigerung. Jeder europäische Käufer teilt daher in Japan seine Großeinkäufe in eine größere Anzahl Einzeleinkäufe.

Wenn aber schon an der Oberfläche des täglichen Lebens so erhebliche Denkunterschiede obwalten, um wie viel mehr wird dann erst in den Tiefen des Gemütes eine Verschiedenheit zwischen jenen und uns vorhanden sein? Das sollte uns zum wenigsten vorsichtig machen in der Beurteilung japanischer Religiosität.

Bekanntlich haben die Japaner ihre gesamte Kultur aus China über Korea erhalten und sind in allem die Schüler der Chinesen. Und doch sind Schüler und Lehrer einander außerordentlich unähnlich. Das zeigt sich in allerhand Aeußerlichkeiten. Wer sich hierüber nicht aus Büchern belehren lassen will, der begebe sich in einen chinesischen Volkshaufen und dann in einen japanischen und beobachte die Reinlichkeitsbedürfnisse der Chinesen, die in ihrer Bescheidenheit einen Europäer unter Umständen in leichte Schwindelanfälle geraten lassen, im Vergleich mit denen der Japaner, vergleiche die Ordnung und Sauberkeit in den Hütten und dergleichen. In China herrscht ferner allem Anschein nach ein erschreckender Aberglaube, der in den seltsamsten Formen zutage tritt, namentlich in der Vertreibung böser Geister durch Räucherkerzen und Feuerwerk, kirchliche Veranstaltungen scheinen sehr beliebt zu sein und

Prozessionen begegnet man häufig; in Japan tritt uns dagegen ein nach unserm Empfinden geradezu hochmütiges Außerachtlassen aller Kultusformen oder sonstiger Frömmigkeitsbezeugungen entgegen.

Und doch beruht bei beiden Völkern Religion und alle Moral auf ein und denselben Grundpfeilern, nämlich Gehorsam und Ehrfurcht gegen die Eltern und höchste Ehrung aller Voreltern. In diesen Punkten ist bei beiden Völkern die Religion so lebendig, wie nur irgend möglich.

Die religiösen Lehren des Buddha, Confutsius, Laotse und anderer haben beide Völker sicherlich beeinflußt; es steht aber anderseits außer Frage, daß beide sie in abweichender Weise ausgebildet haben. Die Völker sind es, die sich ihre Religionen schaffen, und nicht umgekehrt, und nach ihren persönlichen Fähigkeiten gestaltet sich auch die sinnliche Vorstellung Gottes. Die Buddhastatuen liefern einen der vielen Beweise für die Unfähigkeit des Menschen, über sich selbst hinaus und seine Wahrnehmung in der Natur produktiv zu wirken. Das einzige neue, was der Mensch zu schaffen vermag, entsteht durch Kombination von altem und bekanntem. Das Sinnbild Gottes ist bei Chinesen und Japanern weder der indo-arische Zeus des Phidias, noch die Venus von Milo, auch nicht ein grandioses Bauwerk, wie der Cölner Dom, sondern ein Mongole, wie die, die ihn verehren, wenngleich in Haltung und Gebärden nach der unverkennbaren Absicht des Künstlers ein Ausdruck göttlicher Erhabenheit.

Was mir neu war, ist der philosophische Gehalt der buddhistischen Lehren, der zu ihrem Verständnis eigentlich eine philosophische Schulung des Geistes zur Voraussetzung macht. Die Lehre vom Karma, die den Ursprung aller Dinge auf den bloßen und ewigen „Willen" zurückführt, erfordert

abstraktes Denken. Daß jede Individualität nur ein Irrtum sei, eine vorübergehende Erscheinungsform, wie der Fluß, der aufhört, ein individueller Fluß zu sein, sobald er sich mit den Wassern des Meeres vermischt hat, und so jedes Ding weder Anfang noch Ende habe, erinnert doch ebenso an das παντα ῥεῖ der Griechen, wie an die wissenschaftliche Lehre von der Erhaltung der Substanz. In jeder Erscheinung nur den unvollkommenen Ausdruck der ihr zugrunde liegenden vollkommenen Idee zu erblicken, so daß nur innere Realitäten als Wahrheiten anzusehen sind im Gegensatz zu allem Aeußerlichen, Zeitlichen und Räumlichen, hat einen poetischen Ausdruck in Goethes „ewigen Müttern" gefunden. Ich sollte meinen, eine solche Lehre hätte nur das Kleinod einiger weniger, kultivierter Geister werden können, wie etwa der Platonismus. Doch entzieht sich unserer Einsicht, was hieraus für das Volk gemacht worden ist, namentlich auch aus der an Christus erinnernden Lehre Buddhas, daß es wichtiger sei, das Herz rein zu halten, denn alle heiligsten und erhabensten Zeremonien zu erfüllen.

Ganz unverfälscht kann die Lehre Buddhas nicht geblieben sein, sonst wäre in Japan eine Spaltung in die Sekten der Kedon, Hosso, Ritsu, Tendai, Shingon, Rinzai, Soto, Nichirin der Shodoklasse und der Jodo, Shin, Juzu, Nembutsu und Ji der Jodoklasse nicht möglich gewesen. Aus einer solchen Anzahl Sekten ist aber doch immerhin ein reges religiöses Leben zu erkennen, das nach passenden Formen für innere Vorgänge sucht, und was mir noch mehr ein Zeichen von Religiosität zu sein scheint, ist die bewundernswerte Freigebigkeit, mit der die Japaner ihr Leben einer Idee opfern, und auch sonst die Asiaten dem Tode gegenüber eine unnachahmliche Gleichgültigkeit zur Schau tragen. Das ist nur möglich auf religiösem Hintergrund.

Die Asiaten haben sich bereits verschiedentlich dahin geäußert, daß ihnen am Abendlande die sichtbare Furcht vor dem Tode der größte Mangel der Kultur zu sein scheine. Man mag diese Ansicht billigen oder nicht, eine Idee steckt zweifellos dahinter. Den Japanern Religiosität abzusprechen, weil sie den Kultus vernachlässigt haben, halte ich also für durchaus verfehlt. Eine in der Reiseliteratur häufig wiederkehrende Behauptung ist auch die, die Chinesen seien religiöser als die Japaner. Ein solches Urteil beruht nach meinem Dafürhalten ebenfalls auf einer Verwechslung zwischen Form und Inhalt, denn nur das Zeremonielle überwiegt in China. Zwar steht der Kultus im Zusammenhange mit der Religion, dort wie überall, aber er bleibt für sich allein immer nur eine Aeußerlichkeit, die nicht erkennen läßt, inwieweit Aberglaube oder Religiosität damit verknüpft ist. Der Vergnügungsreisende kann also eigentlich überhaupt kein Urteil darüber haben, ob die Chinesen oder die Japaner religiöser sind oder ob bei den Asiaten Religion Nebensache ist, und wie diese Urteile alle heißen mögen; er kann nur vergleichen, was er an kultusähnlichen Handlungen sieht, das öffentliche Auftreten der Priesterschaft, die Anzahl der Tempel und dergleichen. Wer aber beispielsweise sämtliche Tempel in China und Japan zählen, diese Summen in ein Verhältnis zur Kopfzahl der Bevölkerung setzen und dann an der Differenz angeben wollte, welches von beiden Völkern mehr Religion habe, der würde nach aller Ansicht eine grenzenlose Banalität begehen.

Geschichtliches.

Bei allen Völkern der Erde scheint auf religiösem Gebiet die geschichtliche Entwicklung einen ähnlichen Gang genommen zu haben. Das in der Menschenbrust allgemein wurzelnde subjektive Bedürfnis nach Religion, nach einem

Glauben an Gott, führte zu anthropomorphischer Objektivierung des Gottesbegriffes. Dann wurde der so in der Vorstellung des Volkes lebende Gott lokalisiert. Man schuf ihm Stätten der Verehrung und des Kultus und stellte Leute an, denen die Vornahme der Kultushandlungen und die Pflege der Stätten gemeinschaftlicher Gottesverehrung oblag. Daraus entstanden die Priesterschaften. Je komplizierter nun die Aufgabe dieser Priester wurde, desto höhere Anforderungen mußten an ihre Stellung und Person gestellt werden. Mit ihrer zunehmenden Bildung hob sich aber auch ihr Einfluß, und nicht zum wenigsten zu dessen Wahrung schlossen sie sich allmählich überall zu einer Kaste ab, innerhalb welcher sie sich wieder selbst gliederten, so daß eine klerikale Hierarchie entstand. Diese Kastenbildung ist insoweit von Vorteil gewesen, als die exklusive Stellung und das hohe Ansehen der Mitglieder dieser Kaste den von ihnen ausgehenden religiösen Lehren eine große erzieherische Wirkung auf das Volk verlieh. Anderseits konnte aber nicht ausbleiben, daß auf Grund der menschlichen Unvollkommenheit die Religionsidee selbst im Schoße dieser Gesellschaft eine Umwandlung erfuhr und das natürliche menschliche Streben nach Macht die Religion mit Gedanken verquickte, welche auf Erhöhung der Machtstellung dieser Kaste abzielten. Mit dem Wachstum der Macht schlichen sich Irrtümer und Mißbräuche in zunehmender Weise ein. Alle Religionsstifter sehen wir daher in erster Linie gegen die vorhandene Priesterkaste auftreten, gleichzeitig aber auch das Zeremoniell und die priesterliche Hierarchie verwerfen.

Der Stifter der dualistischen Glaubenslehre der alten Iranier, Zarathustra oder Zoroaster, trat gegen die Priester auf, und in dem Zendavesta, den Bruchstücken von dem heiligen Buche der Zoroastrier, welche die noch in Asien

und Persien übrigen Bekenner seiner Religionslehre uns überliefert haben, spielt der Priester keine Rolle.

Die Opferpriester der indischen Stammesfürsten, die Purohitas, später in den Vedaliedern Brahmanen genannt, bildeten in den ältesten Zeiten des indischen Volkes noch keinen bevorzugten Stand, sondern der Hausvater war zugleich Priester für sich und seine Familie. Erst mit der Zunahme der Opferzeremonien und der Entfaltung eines prunkvollen Kultes, der der indischen phantasievollen Veranlagung entsprang, begann ihr Amt eines Studiums zu bedürfen und die Kenntnis göttlicher Dinge zu einer exklusiven Gelehrsamkeit zu werden. So entstand die Kaste der Brahmanen, die schließlich nach heftigen Kämpfen mit Adel und Königtum die Gewalt über das ganze indische Volk errang.

Confutsius hat weder eine abgeschlossene Kirchenlehre gegeben, noch will er etwas von einem Priesterstande wissen. Er bezeichnet als Religion die Ansicht jedes einzelnen von der klaren Ordnung der Verhältnisse.

Der Buddhismus entstand im Gegensatz zu den Brahmanen. Buddha hob die Geltung der altheidnischen indischen Urkunden, der Veden, auf, und damit nicht nur den auf ihnen beruhenden, komplizierten altindischen Opferkult, sondern auch die Priesterkaste als solche. Er selbst gehörte der Priesterkaste nicht an, und für seine Anhänger ließ er alle Vorrechte, die sonst den Priestern zukamen, wegfallen.

Aehnliches gilt für den Mohammedanismus.

Der beinahe in Fetischismus versunkene Götzendienst seiner Landsleute veranlaßte Mohammed zum Nachdenken über religiöse Dinge und machte ihn, als er bereits im vierzigsten Lebensjahr stand, zum Reformator und Religionsstifter.

Auch die alten Propheten Israels waren zum größten Teil Gegner des Kultus und der Priesterschaft. Erst die jüngeren Propheten seit Ezechiel nahmen dem Kult gegenüber eine freundlichere Stellung ein.

Die Stellung Christi zu den Pharisäern und Schriftgelehrten aber ist uns allen bekannt. Wie er über Aeußerlichkeiten dachte, besagen folgende Worte:

„Gottes Gebote achtet ihr nicht und haltet an der Ueberlieferung der Menschen, von Krügen und Trinkgefäßen und Besprengen und dergleichen. So setzet ihr das Gebot Gottes auf die Seite, um eure Ueberlieferung zu halten, und eurer Gebote wegen verwerft ihr das Wort Gottes." „Der Sabbat ist um des Menschen willen da und nicht der Mensch um des Sabbats willen. Mithin ist der Mensch ein Herr auch über den Sabbat." „Wenn du betest, so gehe in dein Kämmerlein und schließe die Türe zu und bete zu deinem Vater im Verborgenen; dein Vater, der ins Verborgene sieht, wird dir's vergelten."

Auf alle Religionsstifter aber, die mit den Schwingen ihres Geistes auf das religiöse Leben der heutigen Menschheit einen Einfluß ausüben, haben sich von neuem äußere Kirchen aufgebaut, die ihren Namen von dem Stifter ableiten und neben den Lehren Zeremoniell und Kultus ausgebildet haben.

Die christliche protestantische Kirche stellt äußerlich diejenige kirchliche Form dar, in welcher der kastenartige Klerikalismus auf das geringste Maß herabgedrückt ist. Denn durch Luther ist theoretisch dem christlichen Hausvater die ursprünglich priesterliche Stellung des Familienoberhauptes wiedergegeben worden. Immerhin ist diese Lehre in die Praxis noch nicht übertragen worden. Auch auf Luther hat sich wieder eine klerikale Kirche aufgebaut, und

der Protestantismus ist in seiner äußerlichen Gestalt als der Ableger des römischen Kirchentums leicht zu erkennen. Er hat uns auch nicht einmal einen neuen Baustil geschenkt. Der Berliner Dom ist byzantinisch. Doch wird in der protestantischen Kirche der Unterschied zwischen der äußeren Kirche und der Kirche im Sinne einer Gemeinschaft des Geistes, welcher auf religiöser Wesensgleichheit beruht, bereits gelehrt.

Vor allen Dingen aber steht nur in dieser Kirche dem Laienelement auch ein Teil des jus in sacra zu, im Gegensatz zu andern Kirchen, in denen ihm höchstens das jus circa sacra eingeräumt wird, d. h. innerhalb der protestantischen Kirchen wirken auch Nichttheologen mitbestimmend auf die geistliche Lehrtätigkeit, also auf den Inhalt der Lehren selbst, ein. Einen Ausdruck findet dieses Prinzip in der gemischten Konsistorial-Synodalverfassung bzw. dort, wo der Landesherr nicht summus episcopus ist, wie namentlich in außerdeutschen Ländern in der Presbyterialverfassung. Es räumt somit hier zum ersten Male eine Kirche ihren Angehörigen theoretisch das Recht ein, sich selbständig um religiöse Dinge zu bekümmern, was notwendigerweise die Berechtigung einschließt, innerhalb eben dieser Kirche einen eigenen religiösen Standpunkt einzunehmen. Infolgedessen ist auch in protestantischen Gegenden das religiöse Leben der Menschen viel reger, als in den Herrschaftsgebieten anderer Kirchen, und nur in Verkennung der Sachlage werden die modernen religiösen Bewegungen für Irreligiosität gehalten. Sie erwecken diesen Anschein, weil sie teilweise den Damm der äußeren kirchlichen Form durchbrechen.

Hiermit möchte ich auf die christliche Religion und unsere modernen religiösen Verhältnisse eingehen.

Da ich selbst als Angehöriger einer protestantischen Kirche geboren und erzogen worden bin, so haben natürlich die Lehren dieser Kirche mich selbst auf religiösem Gebiet wesentlich beeinflußt, und deshalb können meine Betrachtungen über kirchliche Fragen wahrscheinlich nicht von jeder Voreingenommenheit frei sein, die solchen Lesern besonders bemerkbar entgegentreten wird, welche von vornherein einen fundamental entgegengesetzten Standpunkt einnehmen. Darin liegt für mich die Gefahr, unwissentlich und ohne jede Absicht verletzend zu wirken. Um diese betrübliche Wirkung nach Möglichkeit abzuschwächen, will ich versuchen, zunächst bezüglich der Worte Kirche und Religion eine Terminologie zu fixieren, welche an dem Sinn dieser Worte, wie sie im folgenden gebraucht werden sollen, keinen Zweifel aufkommen lassen kann.

Begriffliches.

Religion ist das System, nach welchem sich ein jeder Mensch mit der seiner Wahrnehmung zugänglichen Welt und seinem natürlichen Gewissen auseinandersetzt. Sich ein solches System zu bilden, wird der Mensch durch die empirische Anschauung und durch die Bedürfnisse seiner sittlichen Persönlichkeit veranlaßt, zu deren Geboten und ihrer Befolgung er sich innerlich verbunden fühlt. Er gebiert die Gottesidee aus den Tiefen des Gemütes. Ist das lebendige Gewissen erstorben, so bleibt dem Menschen nur eine Philosophie übrig; fehlt ihm beides, so hat er nicht viel mehr aufzuweisen, womit er sich von andern Säugetieren unterscheidet. Religion zu haben, ist also „Pflicht des Menschen gegen sich selbst." Sie ist das mit dem persönlichen Wesen verwachsene Höchste und Heiligste, ein Erlebnis und eine Lebensbestimmung.

Während die Religion ausschließlich eine Seite des menschlichen Innenlebens darstellt, bilden die Kirchen an

und für sich mit ihrem Kultus etwas rein Aeußerliches und Unpersönliches.

Die Verbindung zwischen Kirche und Religion besteht darin, daß die Kirchen einen Einfluß auf die Gemüter einzelner Menschen ausüben und ausgeübt haben, teils als Führerinnen des Geistes auf religiösem Gebiet, teils durch die Erziehung der Jugend. Immerhin ist begrifflich streng zu unterscheiden zwischen dem, was die Kirchen lehren, und dem, was der Einzelne in sich davon aufnimmt. Das erstere ist immer nur eine Religionslehre, d. h. also nur eine Lehre, nicht eine Religion; nur die einzelne Persönlichkeit kann die Lehre in sich selbst zur Religion machen. Religionen also gibt es so viele, als es Menschen mit denkenden Köpfen und fühlenden Herzen gibt. Die Kirchen üben nur eine Art Erziehung zur Religion aus. Sie liefern Material für die Entstehung von Religion. Ihren Ursprung verdanken die Kirchen wohl gleichmäßig dem Bedürfnis der Menschen nach Erbauung in der Gemeinschaft anderer gleichgesinnter Menschen, wenngleich die geschichtliche Entwicklung der Kirchen, von verschiedenen Grundgedanken ausgehend, die Abweichungen im Ausbau derselben herbeigeführt hat.

Trotz der innerlichen Verwandtschaft der Begriffe Kirche und Religion, sind dieselben also keineswegs identisch, das ist klar, ebensowenig, wie die nahverwandten Begriffe Essen und Trinken. Und doch ist ihre Verwechslung keine Seltenheit gewesen. Eine mangelhafte Unterscheidung zwischen Persönlichem und Sächlichem ist im Alltagsleben eine häufige Erscheinung, weil oft äußere Handlungen für den Ausdruck eines Zustandes angesehen werden. Kummer, Schmerz, Freude und Heiterkeit sind höchst persönlich, Weinen und Lachen sächlich. Ein lachender Mensch ist aber nicht

immer fröhlich, denn eine heitere Miene verbirgt zuweilen ein betrübtes Herz, und Tränen können auch aus Freude quillen. Die Form ist etwas anderes als der Inhalt. Ein kirchlicher Mensch ist nicht notwendigerweise religiös und ein wahrhaft religiöser Mensch kann den Kirchen herzlich fern stehen.

Damit dürften wohl die Bezeichnungen Kirche und Religion, wie sie hier in dieser Abhandlung Verwendung finden sollen, begrifflich völlig ausreichend definiert sein.

Daß diese Begriffsverwechslung immer noch nicht ein völlig überwundener Standpunkt ist, erkennen wir am deutlichsten bei der Bekehrung von Chinesen. Bekanntermaßen gehen in außerordentlich häufigen Fällen die Chinesen nur deshalb zum Missionar und lassen sich in eine christliche Kirche aufnehmen, um für ein begangenes Verbrechen nicht von den grausam strafenden chinesischen Gerichten abgeurteilt, sondern als Christen der exterritorialen Konsulargerichtsbarkeit unterstellt zu werden. Es wird dem Chinesen nicht schwer sein, den Missionar über die wahren Beweggründe seines Uebertritts zu täuschen. Daß solche Chinesen Christen geworden wären, wird, meine ich, selbst der Missionar, der die Formalitäten des Uebertritts geleitet hat, schwerlich glauben können, sondern im günstigsten Falle wird er hoffen, daß sie es mit der Zeit noch werden. Wie wenig begründet diese Hoffnung aber ist, bestätigt die Zähigkeit des Festhaltens der Chinesen an den früheren Kultusformen und die Unerschütterlichkeit ihres Geisterglaubens. Auf den Gräbern der christlich getauften Chinesen findet man oft genug Räucherkerzen zur Vertreibung der bösen Geister, eine Sitte, die keine der christlichen Kirchen vorschreibt. Noch bemerkenswerter aber erscheint mir die Tatsache, daß für einen Chinesen sein Uebertritt zur christlichen Kirche an

Ort und Stelle selbst die schlechteste Empfehlung ist, da ihm sowohl von Eingeborenen wie von Europäern erfahrungsgemäß unlautere Motive zugrunde gelegt werden, so daß kein angesessener Europäer jemals einen sogenannten christlichen Chinesen in Dienst nimmt. Es wird hier also offenbar den Christen selbst schwer, die Chinesen gleich sich für Christen zu halten.

Bekennen. Und doch ist begreiflicherweise unter den Missionaren ein statistischer Bekehrungseifer vorhanden. Der Grund liegt darin, daß der geschichtliche Gang der Ereignisse dahin geführt hat, den Schwerpunkt auf das religiöse Bekenntnis zu legen, nicht auf den subjektiven, rein persönlichen Glauben. Das kam so. Bei allen Völkern konnten sich nur die Schriftkundigen nach dem Tode der Religionsstifter mit den Aufzeichnungen über deren Leben und Wirken beschäftigen. Da in früheren Zeiten die Geistlichkeit allein des Lesens und Schreibens kundig war, später die Kirchen ganz besonders in ihren Kreisen die Gelehrsamkeit pflegten, konnte das Volk nur durch die Priester mit den Lehren und der Person der Religionsstifter bekannt gemacht werden, und auch sie allein waren imstande, auf Grund der literarischen Quellen die Religionslehre auszubilden. Das machte die Geistlichkeit auf religiösem Gebiet zu Führern. Dadurch traten aber überall ähnliche Uebelstände hervor. Es lag in der Natur der Sache, ebenso wie im Interesse der Kirchen, eine möglichst starke Wirkung der schriftlichen Aufzeichnungen zu erzielen. Zu diesem Zwecke wurde allen fundamentalen Schriften über Religion der Charakter „heiliger" Bücher zuerkannt. Das „heilig" erhielt eine seltsame Bedeutung. So werden beispielsweise die Bekenner des Islam durch ihre Geistlichkeit dazu angehalten, den Koran für ein „vom Himmel gefallenes Buch" zu halten.

Die Lehre geht dahin, daß ein himmlischer Urtext besteht, von dem der irdische Koran eine Kopie ist. Auch die Thora der Juden und das Evangelium der Christen werden als Kopien dieses Urtextes hingestellt, jedoch werden sie als unvollständig und zum Teil als gefälscht bezeichnet, während der Koran die einzig getreue Kopie darstellt. Der Koran ist Gottes selbsteigenstes Wort. Der Koran wird in seiner Gesamtheit für heilig erklärt, d. h. so wie er sich zwischen den beiden Deckeln des Einbandes befindet. Einige fromme Eiferer haben dann die Heiligkeit, die unmittelbare Göttlichkeit auch auf den Einband und das Futteral ausgedehnt. Daher mußte jede wissenschaftliche Kritik an seinem Inhalt, mochte sie auch noch so bescheiden sich auf bloße Lesarten beschränken, für eine Gotteslästerung gehalten werden und die Todesstrafe nach sich ziehen.

Das führte allenthalben, ganz besonders bei den Nicht-Arabern, welche den Koran überhaupt nicht verstanden, zu fetischistischer Vergötterung desselben. Innere Irrtümer des Koran wurden für vollständig ausgeschlossen erklärt; der Inhalt des Buches war unbedingt irrtumslos und der Buchstabe galt als das Entscheidende. „Es steht geschrieben" wurde zum Argument! Unter diesen Umständen empfanden die Priester kein Bedürfnis nach einer Uebersetzung des Koran in andere Landessprachen. Eine solche hätte nur störend wirken können. Erst im letzten Jahrhundert wurden in Indien persische und indische Koran-Uebersetzungen gedruckt.

Auch wir sind von einem ähnlichen Schicksal nicht befreit geblieben. Im 12. Jahrhundert verbot Papst Innozenz das Lesen der Bibel überhaupt, und spätere Synoden und Konzilien haben dieses Verbot immer von neuem eingeschärft. Noch heute finden wir auch bei uns Leute, denen

die Bibel ein „heiliges" Buch ist, d. h. nicht wegen ihres zuweilen göttlich erhabenen Inhaltes, der ihre Mängel reichlich deckt, sondern als „heiliges" Papier mit „heiligen" gedruckten Worten.

Die auf Grund dieser heiligen Bücher erteilten Lehren bildeten die intellektuelle Basis der Kirchen, auf deren Formulierung besondere Sorgfalt gelegt werden mußte, weil sie die absolute Wahrheit darzustellen hatte, an welcher jeder Zweifel, jede Kritik ein sündhaftes Verbrechen war. Gleichzeitig trat wohl auch noch der psychologisch richtige Gedanke hinzu, daß nur auf dem Hintergrunde einer unumstößlichen Ueberzeugung, die jeder Kritik zu widerstehen vermag, der Wille des Menschen in bestimmte Bahnen gelenkt werden könne. Deshalb erfolgte die Aufstellung unter sich zusammenhängender Glaubenssatzungen, Dogmen genannt, an deren Richtigkeit nicht gezweifelt werden durfte, weil sie das ganze Lehrgebäude trugen, das in Gefahr geriet, zusammenzustürzen, sobald nur ein Stein aus seinem Fundament herausgenommen wurde. Der Kern der Lehre aber wurde zu Glaubensbekenntnissen formuliert, welche seitens der Kirche als das Heiligste und Unantastbarste hingestellt wurden. So entstanden die „Konfessionen". Mit der geringen Abänderung des Glaubensbekenntnisses entstand naturgemäß eine neue Kirche oder Sekte.

Das Schwergewicht der kirchlichen Erziehung mußte folglich auf der Heilighaltung des Glaubensbekenntnisses ruhen und die Zugehörigkeit zur Kirche äußerte sich in der Stellungnahme des einzelnen zu diesen Bekenntnissen. Die Billigung des Glaubensbekenntnisses war die Grundbedingung der Aufnahme in den kirchlichen Verband.

Der Glaube, auf den die Kirchen Wert zu legen hatten, war demgemäß weniger der subjektive Glaube, d. h. der-

jenige, welcher eine Ergänzung der Weltanschauung ausmacht über jene fest umgliederten, wissenschaftlich begründeten Dinge hinaus, die das Gesamtbild des Daseins nicht auszufüllen vermögen, sondern der objektive Glaube, d. i. ein Glaube, welcher seitens der Kirche gegenüber abweichenden ketzerischen Meinungen als der allein selig machende ausgegeben wird.

Das Bekennen dieses vorgeschriebenen Glaubens galt und gilt auch heute noch vielen als das Wesen der Religion. So öffnet auch dem Chinesen das Bekenntnis die Pforte zum Eintritt in eine christliche Kirche, worin dann Toren eine Gewähr dafür erblicken, daß der Chinese tatsächlich in religiöser Hinsicht auf christlichem Boden steht. Kirche und Religion sind eben nicht dasselbe. Wenngleich die Vertretung eines derartigen Standpunktes dort Anstoß erregen dürfte, wo infolge traditioneller Erziehung, dogmatischer Schlußfolgerungen und vielleicht auch aus praktischen Gründen die strikte Scheidung der Begriffe für ein Unding angesehen wird, so ist sie doch vielleicht mit Rücksicht darauf nicht ganz unangebracht, als gegenüber den starken negierenden Geistesströmungen unserer Zeit von anderer Seite als einzige Rettung die Erhöhung der Kirchlichkeit betrieben wird. Gerade diese Richtung liefert den Gegnern Stoff zur mißbräuchlichen Verwendung des Wortes Christentum, welche jenen unter uns nicht gleichgültig sein kann, für die das Christentum eine heilige Sache ist. Wenn Schwächlinge einen Athletenklub gründen, der einen entsprechenden Namen erhält und womöglich auch juristische Persönlichkeit, so sind sie selbst dadurch noch nicht zu Athleten geworden und der Eintritt in diese Vereinigung gibt noch niemandem die Qualität eines Athleten, selbst wenn die dort gepflegte Methode der Ausbildung die zweckmäßigste sein

sollte. Und ebenso kann es auch außerhalb des Klubs Athleten geben. So trivial dieses Beispiel angesichts des vorliegenden Gegenstandes erscheinen mag, so veranschaulicht es wenigstens, wie ich glaube, deutlich, worin auf religiösem Gebiet der landläufige Denkfehler gemacht wird.

Die dogmatische und organisatorische Abgeschlossenheit der Kirchen engte naturgemäß das religiöse Leben der einzelnen ihrer Mitglieder ein, und wenn die Schranken dem persönlichen Empfinden des einzelnen im Wege standen, so konnte das Bedürfnis nach einem Wechsel der Kirche eintreten. Hierzu bedurfte es dann abermals einer Stellungnahme gegenüber einem anders gearteten Glaubensbekenntnis. So entstand der Sprachgebrauch eines „Uebertretens von einer Religion zur andern", während es sich in Wirklichkeit um die Entwicklung der Religion einer und derselben Persönlichkeit handelte, und nur der Uebertritt von einer „Kirche" zur andern stattfand. Die Verbindung der Kirchen mit politischen Bestrebungen und ferner allerhand persönliche Motive brachten gelegentlich den Uebertritt ohne Gesinnungsänderung hervor und ermöglichten seinerzeit das sogenannte Territorialsystem, wie es noch im Preußischen Allgemeinen Landrecht zum Ausdruck gelangte, welches nach dem Grundsatz verfuhr »cuius regio, eius religio« oder richtiger »cuius regio, eius ecclesia«. So gewöhnte man sich schließlich daran, einen jeden für das zu halten, was er bekannte, und lernte übersehen, daß Christ oder Buddhist im wahren Sinne sein nicht von äußeren Umständen abhängt, sondern von inneren, daß es sich dabei nicht um eine Formsache handelt, sondern um einen Zustand der Persönlichkeit.

Unglaube.

Es wird heutzutage, namentlich in Deutschland, seitens der kirchlichen Kreise so laute Klage über die Zunahme

des Unglaubens geführt. Diese Klage ist berechtigt, sofern es sich um den objektiven Glauben handelt, d. h. um die Richtighaltung der kirchlicherseits oktroyierten Lehrmeinungen, dagegen nicht hinsichtlich des subjektiven Glaubens. Niemandem wird auf Reisen die Wahrnehmung entgehen, daß in allen germanisch-protestantischen Ländern die christliche Religion nichts weniger als eingeschlafen ist, sondern in allen Schichten des Volkes, und nicht zum wenigsten in den untersten, die Spuren ihrer Wirksamkeit verrät. Das beweist namentlich die außerordentliche internationale Ausdehnung mannigfacher religiöser Vereinigungen, zu deren bedeutendsten wohl die Heilsarmee gehört. Manches scheint an diesen Aeußerungen des Volksempfindens höchst eigentümlich, namentlich die Predigten von Laien unter freiem Himmel, wie sie in Amerika und England im Schwunge sind. Man wird nicht fehl gehen, wenn man vieles hiervon der Sensationslust und der Eitelkeit zuschreibt. Aber bei genauer Betrachtung wird man auch eine Fülle geradezu erstaunlichen sittlichen Ernstes und wahrer Religiosität darin finden.

Bei dieser Art Christen von Unglauben zu reden, und wenn sie sich noch so weit von der Dogmatik entfernt haben sollten, erscheint mir verwegen. Auch sie schöpfen aus der Bibel, auf der sich alle christlichen Kirchen aufgebaut haben, die römische, die griechische, die englische und alle Abarten. Der Grund der scheinbaren Irreligiosität unserer Zeit ist der, daß nicht mehr, wie in früheren Zeiten, die großen Massen von der Kirche geleitet werden. Gerade in Deutschland tritt diese Tatsache so deutlich zutage, weil bei den Deutschen die allgemeine Bildung weit vorgeschritten ist und gleichzeitig ein tiefer religiöser Trieb dem deutschen Charakter eigen ist. Durch Luthers Bibelübersetzung sind

die Deutschen an die Quelle geführt worden, aus der sie nunmehr selbst schöpfen, was ihnen früher nicht möglich war. Das hat den Einfluß der Geistlichkeit auf religiösem Gebiet erheblich herabgesetzt, denn Analphabeten, denen die Bibel verschlossen bleiben muß, kommen bei uns gar nicht mehr vor. Ein jeder hat also Gelegenheit, seine Religion durch eigene Kraft zu fördern, und auch das Material zur Dogmenbildung steht ihm, wie den Kirchen, zur Verfügung. Das Schwinden des Einflusses der Geistlichkeit bei uns liegt also glücklicherweise keineswegs an der Irreligiosität des deutschen Volkes, noch an dem Mangel guten Willens seitens der Geistlichkeit oder gar an der Minderwertigkeit der christlichen Heilswahrheiten, sondern an unserer Entwicklung. Die Kirchen müßten es, wie jeder Lehrer, über sich gewinnen, ihre Schüler rechtzeitig auf eigene Füße zu stellen. Bei uns ist der Augenblick dazu gekommen. Das Bildungsniveau des deutschen Volkes ist zu einem großen Teil in das der Theologen hineingewachsen, zu einem großen Teil überragt es dasselbe bei weitem. Die Theologen sind nicht mehr die Führer der Geister.

Nicht Gehässigkeit diktiert mir, der ich selbst durch die Erinnerung an meine Kindheit mit einem Herzen voll überströmender Dankbarkeit an ein evangelisches Pastorhaus geknüpft bin, diese Bemerkung in die Feder, sondern die Erkenntnis der Gefahr, die in dem Versuch liegt, den Mangel des geistigen Einflusses der Kirchen durch politischen zu ersetzen. Rußland und die Mittelmeerländer geben die Erläuterung dazu. Mit der Theologie, und wenn die Geistlichen es noch so gut und ehrlich meinen, können wir nicht mehr die Flammen der Begeisterung auflodernd über die deutschen Lande sich ergießen lassen. Die Thesen, die die Welt erschüttern, kommen nicht mehr von den Theologen,

sondern aus dem Reiche der Naturwissenschaften. Jede neue Erfindung und jeder neue Gedanke, der einen Zipfel des Schleiers lüftet, durch den uns das göttliche Antlitz der Natur verborgen ist, bewegt die ganze Menschheit auf unserm Planeten. Allerdings war Religion, um unseres Kaisers Worte zu gebrauchen, „nie ein Ergebnis der Wissenschaft, sondern ein Ausfluß des Herzens und Seins des Menschen aus seinem Verkehr mit Gott". Aber die Theologie ist auch eine Wissenschaft, und die Besonderheit unserer Zeit ist, daß ihr gegenüber ein jeder persönlich Stellung nehmen kann und sehr viele dies auch tatsächlich tun. Wen sein Herz dazu verleitet, der wird selbst Quellenstudium treiben. Dies geschieht in Deutschland vielleicht wie in keinem andern Lande der Welt, wenigstens ist nirgends eine gleich starke religiöse Bewegung bemerkbar. Die Wissenschaft für religionsfeindlich zu halten, ist durchaus falsch. Sie hat zwar das Dogmengebäude der Kirchen zu Fall gebracht, aber damit hat sie nicht Religion zerstört, sondern im Gegenteil Platz geschaffen für wahre Religiosität und Beseitigung des Aberglaubens. Für den modernen Menschen ist die Wissenschaft eines der Tore, durch welche er zur Religion geführt wird. Denn sie flößt uns Ehrfurcht ein vor der Welt, die uns umgibt, und führt uns gleichzeitig an eine neue Quelle der Religiosität, zur Ehrfurcht vor uns selbst, vor dem Menschen.

Obwohl die Auseinandersetzung meines eigenen Standpunktes nicht gerade einem Bedürfnis entspringt, um so mehr, als es sich auch hier um ein Stadium persönlicher Entwicklung handelt, so glaube ich es doch dem Zusammenhange schuldig zu sein, zu erwähnen, daß ich mich denen anschließe, die in Christus einen Diesseiter erblicken und nicht den Jenseiter, den die Kirchen aus ihm gemacht haben,

und daß nach meiner Auffassung jeder Mensch befähigt ist, Christ zu sein, soweit seine Geistes- und Herzensbildung ihm den Begriff der Liebe zu fassen ermöglicht, und Christ, ob getauft oder ungetauft, ungeachtet seines Bekennens tatsächlich ist, soweit selbstlose Liebe seine Geistes- und Willensrichtung beherrscht. Ich selbst, der ich an den Sieg dieses Christentums über Welt und Menschheit glaube, bin aber z. B., im Gegensatz zur Lehre der christlichen Kirchen, vorläufig überzeugter Monist.

Heute, wo von mancher Seite die Hoffnung auf ein Erblühen religiöser Begeisterung an die theologischen Ergebnisse wissenschaftlicher Ausgrabungen geknüpft wird, erscheint es angebracht, an ein prophetisches Wort Heines zu erinnern, welches lautet: „Sonderbar schauerliche Neugier, die oft Menschen antreibt, in die Gräber der Vergangenheit hinabzuschauen! Es geschieht dieses zu außerordentlichen Perioden, nach Abschluß einer Zeit oder kurz vor einer Katastrophe."

Hoffen wir, daß es für uns nur den Abschluß einer Zeit, aber nicht den Ausbruch einer Katastrophe bedeutet, nämlich den Abschluß der Zeit, in welcher Religion und Kirche begrifflich verwechselt wurden. Denn im Grunde genommen verdanken wir dieser Begriffsverwechslung den Dreißigjährigen Krieg und noch heute die dogmatischen Zänkereien und gegenseitigen Verfluchungen unserer Tage, den Syllabus nebst Encyclika des Vatikans, die alljährlich wiederkehrenden Anathemata der griechischen Kirche und manche konsistorialen Maßregelungen in der protestantischen Kirche.

Die Bestrebungen, moderne religiöse Gedanken dadurch zu verbreiten und zu befestigen, daß die geistige Gemeinschaft ihrer Anhänger nach Art der Kirchen zu einer

äußeren Gemeinschaft umgeformt wird, kann immer wieder nur zu neuer Sektenbildung führen. Damit werden stets von neuem die gleichen Gefahren heraufbeschworen.

Kirchlichkeit.

Es ist nun die Frage, ob es in unserer heutigen Zeit für Deutschland zweckmäßig wäre, die bestehende äußere Kirchlichkeit zu fördern oder nicht. Ich möchte diese Frage aus politischen und psychologischen Gesichtspunkten verneinen. Wenn wir uns in der Welt umsehen, bemerken wir, daß heute in allen Kulturländern die Geistesaristokratie den orthodoxen Kirchen fernsteht. Die Gründe sollen später noch berührt werden. Anders verhält es sich mit der Geburtsaristokratie, an welcher in den meisten Staaten die Kirchen eine starke Unterstützung finden. Das ist aus den historischen Beziehungen zwischen Adel und Klerus leicht erklärlich. Anderseits fällt nach meiner Kenntnis deutscher Verhältnisse bei uns gerade der Umstand ins Gewicht, daß die Kirche an der in den Kreisen des deutschen Adels gepflegten edeln Auffassung von Pietät einen Halt findet, welche es verbietet, an dem „Glauben der Väter“ zu rütteln. Hierbei wird der unverrückbare Bestand der äußeren Kirchen aus Motiven zu fördern gesucht, die sich eigentlich nur auf das geistige Gebiet beziehen, nämlich auf Religion, und aus eben dieser erhaltenden Tendenz heraus Thron und Altar miteinander verbunden, als deren Stütze sich der Adel in erster Linie berufen fühlt, obwohl beide in dieser Verbindung gar nicht zusammengehören. Bezüglich des Altars ist vielmehr das Verhältnis zu uns Menschen ein umgekehrtes; der Altar ist unsere eigene Stütze auf unserer Lebenswanderung, d. h. der Altar, den wir im Herzen tragen. Er stützt uns, und wir nicht ihn. Im übrigen läßt sich der Glaube unserer Väter selbst generell gar nicht fixieren, wenn wir den Fehler vermeiden wollen, objek-

tiven und subjektiven Glauben zu verschmelzen. Beispielsweise ging noch im sechsten Jahrhundert von kirchlichen Kreisen die Lehre aus, die Welt sei ein flaches Parallelogramm, dessen Länge von Ost nach West doppelt so groß sei als seine Breite. Im Mittelpunkt läge die von uns bewohnte Erde, vom Ozean umgeben. Im Norden der Welt sei ein hoher, konischer Berg, um den Sonne und Mond beständig kreisten. An den äußersten Ecken der Erde sei der Himmel befestigt, der aus vier hohen Wänden bestehe, die sich zu einer großen Höhe erhöben und an ein gewölbtes Dach stießen. Das so entstehende Gebäude, dessen Fußboden unsere Erde sei, werde durch das Firmament in zwei Stockwerke geteilt, von denen das eine von den Seligen, das andere von den Engeln bewohnt werde.

Die christlichen Naturforscher damaliger Zeit haben dies nicht mehr glauben können, weil ihre Erkenntnis diesen Glauben bereits überwunden hatte. Auch der Glaube an den persönlichen Verkehr der Menschen mit dem Teufel wird dort zum wenigsten Zweifler gefunden haben, wo die Leiden der Inquisition, deren Schrecken durch Innocenz III. im Anschluß an eine dementsprechende Lehre über die Menschheit verhängt wurden, sich am eigenen Leibe fühlbar machten. Ebenso leben die kirchlich korrektesten Protestanten von heute nicht mehr in Vorstellungen, welche Luther als die seinigen durch die berühmte Lanzierung des Tintenfasses auf der Wartburg zu erkennen gab. Es ist also unrichtig, zu behaupten, daß unsere Zeit an dem persönlichen Glauben der Väter rüttele, sie tut es keinesfalls in höherem Maße, als es voraufgegangene Zeiten getan haben. Vielmehr zeigt die Geschichte zu allen Zeiten eine zunehmende, wenn auch ganz allmähliche Befreiung der Menschheit vom Geistes- und Gewissenszwang, an welcher

auch unsere Väter nach dem jeweiligen Stande der Geistesbildung tätigen Anteil genommen haben, und an welcher auch wir mitzuwirken berufen sind.

Was aber unsern preußischen Adel anbelangt, so ist wohl mit einer gewissen Berechtigung anzunehmen, daß ein Teil der gegen ihn in seiner Gesamtheit gerichteten Angriffe nicht durch seine historische Bedeutung hervorgerufen wird, die er sich auf den Schlachtfeldern der preußischen Vergangenheit erworben, noch dem Umstand zuzurechnen ist, daß er als der Repräsentant des seßhaften Teiles der Bevölkerung und der Urproduktion dasteht, sondern vielmehr seiner scheinbaren Hinneigung zum Klerikalismus, durch welche er in den Augen des Volkes reaktionär und freier geistiger Entwicklung feindlich gesinnt erscheint. Eine solche Gesinnung entspricht weder seinen heutigen Interessen, noch seinem innersten Wesen. Das „Helm ab zum Gebet" wird dadurch nicht entweiht, daß es aus dem Munde des Regimentskommandeurs ertönt, und gerade unter dem preußischen Adel werden wir, glaube ich, nicht wenige finden, denen von jeher der Wald der schönste Tempel und die Sonne der liebste Prediger gewesen sind.

Alle Kirchen leben heute in weit höherem Maße von Staatsgnaden, als gemeinhin geglaubt wird. Sie finden ihren stärksten Halt bei den oberen und einflußreichen, nicht in den untersten Schichten des Volkes, und das gibt bei den christlichen Kirchen um so mehr zu denken, als gerade Christus sein Leben den Armen und Schwachen gewidmet hat. Wer sich um diese Sache bekümmert, wird wahrgenommen haben, daß in der großen Masse des Volkes die dogmatischen Lehren der Konfessionen herzlich wenig verstanden worden sind, und daß kaum einer den Standpunkt des Gegners kennt, den er vermöge seiner politi-

11*

schen Zugehörigkeit zu einer Kirche bekämpft. Dagegen, und das sei hier mit Nachdruck betont, ist der Einfluß eines in der Ausübung christlicher Liebe tätigen Geistlichen, deren es in den Kirchen aller Konfessionen eine große Anzahl gibt, geradezu erstaunlich groß und sein Wesen dem Verständnis aller zugänglich. Hier wirkt eben die persönliche Religion. Nicht Worte, sondern Taten überzeugen.

Thron und Altar.

Aeußeres und Inneres dürfen nicht verwechselt werden. Die Kirche verhält sich zur Religion wie der Priester zu Gott; Beziehungen sind vorhanden, aber jede Verwechslung ist verhängnisvoll.

Bei der ungeheuren Bedeutung, die das nationale Leben aber für unsere Zeit besitzt, und Deutschlands Wohlergehen für jeden einzelnen von uns, muß unbedingt alles Kirchliche hinter das Staatliche zurücktreten, und so seien noch einige theoretische Bemerkungen über die Kirchen und das Nationalitätsprinzip, Thron und Altar, hinzugefügt. Die Interessen von Thron und Altar decken sich keineswegs.

Würden die Kirchen, als politische Gemeinschaft, das Nationalbewußtsein fördern, so müßte in erster Linie staatlicherseits darauf gesehen werden, daß die Kirchen keine Proselyten über die Landesgrenzen hinaus machen; jedes staatliche Gebilde müßte seine eigene Kirche besitzen, der die Aufnahme fremder Staatsangehöriger verboten wäre. Denn der durch sie entflammte patriotische Sinn würde auch die Gegner beseelen und beispielsweise diejenigen, deren Nationalbewußtsein im geeinigten Polentum aufgeht, zu Feinden Preußens erziehen, die Gegnerschaft der Franzosen gegen das Deutschtum erhöhen und den Chinesen wie Japanern das Bewußtsein ihrer asiatischen Zusammengehörigkeit gegenüber dem Abendlande erwecken. In Wirklichkeit machen aber alle Kirchen Proselyten, soweit es ihnen nur

irgend möglich ist, und nehmen die Angehörigen aller Rassen und Nationen in ihren Verband auf. Die Ursache liegt in dem internationalen Charakter aller Religionslehren, welche übereinstimmend das Gemüt des Menschen zu erfassen suchen und in dieser Hinsicht an keine Landesgrenzen gebunden sind. Die Veräußerlichung der Religion selbst hat auch diese Internationalität veräußerlicht, und so trägt jede Kirche den Keim der Universalkirche in sich. Selbst der Mosaismus und der Muhammedanismus, die zu Beginn rein national waren, veränderten sich auf diese Weise. Daß im Altertum der zum Mosaismus bekehrte Römer als eine Folge seines Uebertritts seine römische Staatsangehörigkeit aufgeben mußte, ist vielleicht ein Grund dafür, daß die gegen die Juden gerichtete Bewegung begrifflich mit religiösen Fragen verquickt werden konnte. Heute machen alle Kirchen nach allen Richtungen hin Proselyten. Das Antinationale ist also bei allen vorhanden, wenn es auch nicht bei allen so deutlich ausgesprochen ist wie bei der römischen. Das Monarchentum ist aber der stärkste und gebundenste Ausdruck des Nationalitätsprinzips, also der natürlichste Gegensatz zu jeder Universalkirche. Deshalb konnte Gregor VII. von seinem Standpunkte aus mit Recht sagen: „Der Teufel hat die Monarchie erfunden", und in einem Rundschreiben Pius' IX. an die Geistlichkeit, vom 8. Dezember 1864, lesen wir: „Unterlasset auch nicht, zu lehren, daß die königliche Macht nicht allein, um die Herrschaft dieser Welt zu führen, sondern vorzüglich, um die Kirche zu schützen, übertragen sei."

Selbst da also, wo die Kirche seiner bedarf, bleibt der Thron immer nur eine „Konzession" seitens der Kirche, und das kann auch gar nicht anders sein. Sogar auf die protestantischen Kirchen trifft dies logischerweise zu. Mit

der Religion selbst, wie gesagt, hat das nichts zu tun. Unser Wahlspruch lautet: „Mit Gott für König und Vaterland", das heißt aber selbstverständlich, ein jeder mit seinem Gott und nicht alle mit ein und derselben Kirche.

Kirche und Staat sind ihrem inneren Wesen nach so diametral entgegengesetzt, daß eine Versöhnung für immer ausgeschlossen ist, soweit es sich um dogmatisch abgeschlossene politische Kirchen handelt.

Die Dogmatik ist nur die äußere Schale für einen idealen Kern, ohne welche sich derselbe vielleicht, das mag sein, nicht durch die Geschichte hindurch gerettet haben würde, sie ist aber keinesfalls der Kern selbst. Indem nun die Kirchen die Dogmatik in den Vordergrund treten lassen, stellen sie sich selbst auf einen Boden, der sie nötigt, dem Staat und seinen Zielen entgegenzuwirken. Sie wollen den Glauben an die Richtigkeit der Dogmen zur Quelle derjenigen Kraft machen, die die Menschen wie die eigene persönliche Ueberzeugung fesselt und mit sich fortreißt. Um dieses Ziel zu erreichen, müssen sie vor allen Dingen den Zweifel ausschalten. Denn der leiseste Zweifel, den selbst eine zarte Kritik hervorbringen kann, muß unbedingt das ganze Geistesgebäude niederreißen. Alles, was also den Menschen zur Kritik anregt oder auch nur zur Kritik befähigt, muß aus dem Gesichtspunkte dogmatischer Kirchen unbedingt gefährlich erscheinen. Daher haben sich von jeher die Kirchen den Fortschritten der Volksbildung und Wissenschaften entgegengestellt. Durchaus konsequenterweise schrieb Gregor XVI. am 15. August 1832 mit Bezug auf diese Dogmen, daß „nichts von demjenigen, was festgestellt ist, zurückgenommen oder ihm etwas hinzugefügt werden darf, sondern daß man dasselbe dem Sinne sowohl wie dem Ausdruck nach rein bewahren muß", neuerdings aber „die

Akademien und Gymnasien gräßlich wiederhallen von neuen, unerhörten Meinungsungetümen", daß aber die Kirche „durch jede Neuerung, welche sie auch sei, erschüttert werde".

Der Staat befindet sich auf dem entgegengesetzten Standpunkt. Er hat ein Interesse an der intellektuellen Förderung aller seiner Angehörigen. Der König, der für sein Land lebt, kann selbstdenkende Menschen vertragen. Alles, was auf diesem Gebiete in Preußen in mustergültiger Weise geschehen ist, die Verbilligung des Schulunterrichts, Schulzwang, Gründung von Universitäten und Schutz der freien Forschung, verdanken wir einzig und allein dem Staate, nicht den Kirchen. Auf ihm also beruhen unsere Erfolge. Die Liebe zum Herrscherhaus und patriotische Gesinnung wird durch Bildung nicht erstickt, sondern im Gegenteil befördert. Und noch ein anderer fundamentaler Gegensatz zwischen Staat und Kirche sei hier erwähnt.

Ein alter Spruch sagt: „Not lehrt beten." Das läßt sich nicht bestreiten. Aus den Qualen kummervoller Sorgen und aus den Tiefen zehrender Armut rufen die Herzen der Menschen nach dem Trost, der aus der Höhe kommt. Mancher, der in guten Tagen mit spöttischem Achselzucken und mit dem Lächeln der Auguren über Gott und Religion zur Tagesordnung übergegangen ist, hat in der Not um seine Existenz und im Elend den Weg zur Kirche wieder eingeschlagen.

In Zeiten einer großartigen Hausse sind also begreiflicherweise die Kirchen leer, mit dem Eintritt der Baisse füllen sie sich wieder. In wie hohem Grade hier die wirtschaftlichen Verhältnisse eine Rolle spielen, läßt sich am deutlichsten in Amerika beobachten, wo ein naiveres Volkstum als das unsrige die Wirkungen der Ereignisse mit größerer statistischer Deutlichkeit zu erkennen gibt.

Hierin liegt ein weiterer tiefgreifender Unterschied zwischen Staat und Kirche; denn die Kirchen haben logischerweise kein Interesse an der Förderung materieller Erfolge, sie vielmehr profitieren von der Not. Wohlstand und sattes Behagen sind ihnen nicht förderlich. Deshalb müssen Staat und Kirche nationalwirtschaftlich nach entgegengesetzter Richtung streben.

Dem Reisenden aber geben die von Gold und Edelsteinen strotzenden Kirchen der Mittelmeerländer und Rußlands, wo die Massen geduldig im suggestiven Bann und ungestörter kirchlicher Unterwerfung unter ihre Priester verharren, ein erschreckend deutliches Bild von dem Erfolge des Sieges der kirchlichen Richtung. Noch erschütternder fast trat mir dieser Eindruck bei den zur römischen Kirche gehörigen mexikanischen Indianern entgegen, welche trotz allgemeiner und geradezu abstoßender Armut und Verkommenheit ihre Kirchen mit silbernem Gerät angefüllt haben, welches namentlich die Frauen den Priestern zutragen. Dem energischen Vorgehen des Präsidenten Porfirio Diaz gegen den Klerikalismus hat Mexiko bekanntermaßen sein heutiges Aufblühen zu verdanken.

Der praktische Sinn der Amerikaner hat mit außerordentlichem Geschick einen glücklichen Ausweg aus diesem Dilemma gefunden. Die letzte Konsequenz der Reformation, die völlige Trennung von Staat und Kirche, die wir in Deutschland versäumt haben, hat die Verfassung der Vereinigten Staaten von 1787 eingeführt, welche dem Kongreß verbietet, irgendwelche Gesetze zu schaffen, welche religiöse Fragen oder kirchliche Einrichtungen betreffen. Aber eine Verpflichtung legt der Staat allen Kirchen auf, und zwar die moralische Verpflichtung der Erziehung ihrer Angehörigen zum Patriotismus. Ueber ihre Ausführung scheint

mit außerordentlicher Strenge gewacht zu werden, denn in fast allen Kirchen Amerikas trifft man als Schmuck das amerikanische Banner, und alle Lehren der Kirche werden auf dem Hintergrund der stars and stripes erteilt.

So mußte in Amerika nicht nur in den Schulen, sondern auch in den Kirchen, ungeachtet ihrer Dogmatik, der Patriotismus das Primäre werden, und darauf ist wohl ein Teil des erstaunlich gleichmäßigen Solidaritätsgefühls aller Amerikaner zurückzuführen.

Bei uns ist der Patriotismus in den Kirchen nicht das Primäre, sondern das Sekundäre. Wir sind durch eine historische Tradition daran gewöhnt, alles das, was seinen Wert bereits in sich selbst hat, den König, den Staat, die Ehe, Armen- und Krankenpflege durch eine formelle Weihe seitens der Kirche geheiligt zu sehen. Dieses System hat uns keinen Segen gebracht. In der Ahnung hiervon verließ Karl der Große erzürnt die Kirche, in der ihm Leo III. die Kaiserkrone aufs Haupt gesetzt hatte, und meinte, er würde sie niemals betreten haben, wenn er seine kirchliche Krönung vorausgesehen hätte. Sie wurde für Deutschland der Anfang der Kämpfe zwischen Kirche und Staat. Thron und Altar lassen sich nun einmal nicht vereinen. Ein Mann, dem sicherlich niemand Mangel an Religiosität vorwerfen wird, Schleiermacher, hat dies in die Worte gekleidet: „Ich wollte, daß niemals der Saum eines Priestertalars den Teppich eines Königspalastes berührt hätte."

Unsere Zeit sträubt sich gegen kirchliche Weihen, nicht aus Mangel an Religiosität, sondern auf Grund der Erkenntnis ihrer geschichtlichen Vergangenheit. Nach unserm heutigen Dafürhalten haben die Kirchen nur noch der Wohltätigkeit zu dienen, aber nicht mehr der Politik.

Den Sinn für Vaterlandsliebe schöpfen wir für die Erziehung der Jugend am besten aus der natürlichen Anlage der Deutschen. Wir finden wahrscheinlich auch unter den Sozialdemokraten mehr Patrioten, als wir vermuten. Man darf nur nicht verkennen, daß die Gesinnung in den meisten Fällen erst die Folge der materiellen Lebenslage ist und nicht umgekehrt. Ginge Deutschland zu Grunde, so hätte es der Sozialdemokrat nicht besser auf der Welt, als der feiste Bourgeois. Andere Nationen werden schwerlich die deutschen Sozialdemokraten mit offenen Armen aufnehmen und jedem einzelnen von ihnen ein kleines Thrönchen zur Verfügung stellen. Diese Einsicht müssen wir den Genossen schon zumuten. Nur wo sie Führern folgen, welche Aerzten gleichen, die, ohne sie beseitigen zu wollen, aus Krankheit und Elend ein Geschäft machen, geraten die Sozialdemokraten auf die schiefe Bahn der Vaterlandslosigkeit.

Um uns Deutsche königstreu zu machen, genügt ein Blick auf unsere vaterländische Geschichte. Der Geistliche, auch wenn er in seinem eigensten Herzen der glühendste Patriot ist, kann von seinem konkreten kirchlichen Standpunkte aus uns nicht zu königstreuen Patrioten machen. Aus dogmatischen Kirchenlehren läßt sich die Vortrefflichkeit des monarchischen Regierungssystems nicht ableiten. Objektiv betrachtet, ist der Streit, ob die Republik oder die Monarchie die bessere Regierungsform sei, durchaus müßig; denn wären die Menschen vollkommen, so bedürften sie überhaupt keiner Leitung in irgendeiner Hinsicht. Da sie nun aber einmal nicht vollkommen sind, wird auch keine der beiden Regierungsformen jemals vollkommen sein können. Die Frage, welche die bessere ist, kann man nur nach historischen Gesichtspunkten beantworten und wer die Deutschen auf

Grund ihrer Anlagen und Geschichte für Republikaner hält, versündigt sich an ihrer Natur.

Freiheit.

Bei uns ist auf Grund mancherlei berechtigter Wünsche die Neigung vorhanden, in den amerikanischen Zuständen das Ideal freier menschlicher Gemeinschaft zu erblicken. Nach meiner Erfahrung aber kommt mir der Amerikaner, der sich über seine Freiheit freut, so vor, wie etwa ein preußischer Rekrut, der sich ausschütten wollte vor Glückseligkeit darüber, daß er „den Marschallstab im Tornister trägt". In der Theorie haben beide recht, aber es sind noch nicht viele Gemeine zu Feldmarschällen avanciert, und in Amerika gilt das Faustrecht, wie bei uns im vielgeschmähten „finsteren Mittelalter", nur mit dem Unterschiede, daß die Faust nicht äußerlich gepanzert ist wie damals, sondern inwendig mit Gold gefüllt. Ihre Wucht aber ist dadurch nicht verringert worden. Der Deutsche wird „regiert", der Amerikaner wird „majorisiert". Das letztere tut immer weh. Zudem ist Deutschland in der glücklichen Lage, die Freiheit des Individuums innerhalb der bestehenden Ordnung immer mehr erweitern zu können. In Amerika sieht sich der Staat der schwierigen Aufgabe gegenüber, erst Ordnung zu schaffen und im Interesse der Allgemeinheit die Willkür des einzelnen zu brechen. Denn der Bürger, der mit weiser Mäßigung seine eigenen Interessen denen der Allgemeinheit unterzuordnen versteht und sich selbst regiert, scheint auch drüben noch nicht geboren zu sein. Je mehr in Amerika die Bevölkerung anschwillt, desto unvollkommener zeigt sich das herrschende System, wenngleich auch seine bösen Schäden noch nicht mit der Deutlichkeit erkennbar sind, wie dies in Deutschland der Fall sein würde, denn in den Vereinigten Staaten kommen nur 8,7 Einwohner auf den Kilometer, bei uns deren 104. Das gibt schon an und

für sich der einzelnen Persönlichkeit drüben eine größere Ellenbogenfreiheit. Ich glaube, selbst die Führer der sozialdemokratischen Partei kämen, wenn sie ihrem Parteistandpunkte keine Konzessionen zu machen hätten, nach einem längeren Aufenthalte als überzeugte Royalisten aus Amerika zurück.

Patriotismus. Das gemeinsame Band, das die Deutschen aller Parteirichtungen und Konfessionen zusammenschließt, kann nur die gemeinsame Liebe zum Vaterlande sein und ein Durchdrungensein von vaterländischen Gefühlen, wie es mit religiöser Kraft ganz sicherlich in den Tiefen des deutschen Gemütes wurzelt, ebensogut wie bei den Japanern. Es erniedrigt die Deutschen auch nicht, wenn sie Patrioten werden, weil sie es für ihren persönlichen Vorteil halten. Im Gegenteil sollte man lehren, diesen Vorteil zu erkennen. Praktische Gesichtspunkte darf man nicht für unheilig halten. Sie können auch einen höheren Sinn haben. Das hat England bewiesen mit seinem Grundsatz: »Wright or wrong, my country.«

Als Friedrich der Große nach dem ersten schlesischen Kriege neue Regimenter einrichtete und dem alten Brauch gemäß die Fahnen die Inschrift erhalten sollten: „Für Gott und Vaterland", ließ der König das „Für Gott" wegstreichen und sagte: „Man muß den Namen Gottes nicht in die Streitigkeiten der Menschen mischen. Der Krieg betrifft eine Provinz, aber nicht eine Religion." Und seinen Kriegern fehlte wahrlich nicht der Idealismus.

Wir, die wir in Karl dem Großen, Friedrich dem Großen, Bismarck, Roon und Moltke nicht bloße Zufälligkeiten erblicken, die geboren wurden aus dem planlosen Walten eines blinden Geschicks, sind um das reicher, was wir an Gedanken und Empfindungen in unsere Geschichte

hineinzulegen vermögen; aufzwingen können wir diese aber niemandem. Dagegen können wir verlangen, daß ein jeder Deutsche begreift, was sein und Deutschlands Vorteil ist, und daß er schon um dessentwillen eine aufopferungsfreudige Vaterlandsliebe an den Tag legt.

Unsere Wahlsysteme veranlassen einen jeden Deutschen, zwischen seinem zwanzigsten und dreißigsten Lebensjahre sich eine politische Ansicht zu bilden, und daher ist es nötig, daß einem jeden von Jugend auf klar ist, wo das Interesse aller das gleiche ist, nämlich in dem Bestande des Staates. Die Nation ist der Brennpunkt unseres Wohlbefindens. Nur auf dem Grunde dieser Erkenntnis können wir politisch divergierende Ansichten vertragen. Allerdings könnte es manchem fraglich erscheinen, ob man bei unsern Wahlrechten überhaupt in der einzelnen Stimme die Abgabe eines politischen Urteils, deren Gesamtheit den Volkswillen darstellt, erblicken darf. Dies namentlich, wenn man bedenkt, daß bei den Reichstagswahlen die Stimme jedes beliebigen Arbeiters der Stimme des Arbeitgebers gleich bewertet wird, die Stimme eines Großgrundbesitzers derjenigen eines Handlungsreisenden, und die Stimme eines Bismarck nicht höher geschätzt wurde, als diejenige jedes ersten besten Droschkenkutschers. Eine gleiche Wertschätzung der Stimmen wäre meines Erachtens nur dann gerechtfertigt, wenn ausschließlich Familienväter zur Ausübung des Wahlrechts zugelassen würden; denn erst als solche sind die Staatsbürger mit der Zukunft und dem vaterländischen Grund und Boden, der sie überdauert, verwachsen, und hier ließe sich wenigstens notdürftig eine Art Gleichheit konstruieren, nämlich die Gleichheit in dem Interesse an der Zukunft Deutschlands, von der die Nachkommen abhängig sind.

Aus der Familiengemeinschaft haben sich überall die Staaten entwickelt. Nicht zum wenigsten ist dies aber bei den Deutschen der Fall, deren Familiensinn schon Tacitus in seiner Germania der römischen Decadence gegenüberstellt und welcher in den patriarchalischen Zuständen früherer Zeiten auch auf politischem Gebiete zutage getreten ist. Wir können uns daher nicht wundern, daß das Haupt der Nation, als Vater des Vaterlandes, sich für die Gesamtheit aller Deutschen verantwortlich fühlt, und eine solche Auffassung wird berechtigt bleiben, so lange noch ein Bittgesuch an den Stufen des Thrones niedergelegt wird.

Das theokratische Staatsprinzip, wonach die Gottheit selbst als oberster Regent gedacht ist und alle Funktionen des Staatswesens den Willen Gottes kund geben, welches unsere Kirchen von jeher gepflegt haben, und welches, einst dem Mosaismus entlehnt, bei uns seine großartigste Verwirklichung im mittelalterlichen Gottesstaat gefunden hat, ist nicht deutsch. Es ist eine aus der Vogelperspektive des Kirchentums aufgezwängte Idee. Rußland ist eine Theokratie. Diejenigen, welche diese Theorie bei uns noch lehren, übersehen, daß z. B. die Gerichte in Strafsachen schon längst aufgehört haben, sich als den weltlichen Arm der strafenden Gottheit auszugeben. Alle Strafurteile werden, ebenso wie die zivilgerichtlichen Erkenntnisse, mit den Worten eingeleitet: „Im Namen des Königs", und nicht „Im Namen Gottes". Der umherreisende Bischof, welcher als Richter die „Sünder" aus dem Gesichtspunkte der verletzten „göttlichen" Ordnung bestrafte und durch die Strafe eine Umkehr des Sünders zur Rettung seiner Seele herbeiführen sollte, ist nicht mehr. Heute berücksichtigen wir nicht mehr das Heil der Seele des einzelnen als das Bedeutungsvolle, sondern das Wohl der Gesamtheit. Aus diesem Gesichtspunkte ergibt sich die

Bestrafung als ein Mittel zur Aufrechterhaltung der notwendigen Ordnung.

Nicht der Versuch, nach objektiven Begriffen von Gut und Böse das Strafmaß abzumessen, ist Aufgabe der Richter, sondern den Maßstab geben einzig und allein die Nützlichkeitsgedanken ab, die wir aus den Bedürfnissen der Allgemeinheit ableiten, und die den Richter unter Umständen sogar veranlassen können, mit blutendem Herzen Strafen zu diktieren, wo er es vorziehen möchte, helfend einzugreifen.

Kirche und Volk.

Auch diese Beseitigung theokratischer Staatstheorien aus dem praktischen Leben hat die Möglichkeit verringert, das Volk durch die Kirche zu leiten. Was aber noch mehr ins Gewicht fällt, ist, daß heutzutage in Deutschland Hunderttausende von Jugend auf nicht nur in Gleichgültigkeit gegen die Kirche, sondern sogar in Gegnerschaft gegen die Geistlichkeit erzogen werden. Ihre Anzahl vermehrt sich von Jahr zu Jahr, und zwar durch das Wirken der Sozialdemokratie. Es fällt mir schwer, gutwillig der Sozialdemokratie auf politischem Gebiete eine segensreiche Bedeutung zuzuerkennen. Bei dem bisher rein negativen Charakter der Sozialdemokratie ist es obendrein nicht anzunehmen, daß sie positiv wirken soll. Negativ hat sie aber wahrscheinlich für Deutschland eine weltgeschichtliche Aufgabe gelöst, nämlich, nach meinem Dafürhalten, die Zerreißung des politischen Bandes zwischen Priester und Volk. Damit hat sie uns endgültig vor Wiederholungen des Dreißigjährigen Krieges bewahrt. Dies hervorzuheben, halte ich für wichtig; denn wer Gelegenheit gehabt hat, in gewissen gesellschaftlichen Kreisen Deutschlands zu verkehren, wird vielleicht mit mir den Eindruck gewonnen haben, daß es nur eines Tilly bedürfte, um deren Mitglieder zum Kampf gegen deutsche Mitbürger wieder fortzureißen.

Es gibt noch Gegenden in Deutschland, wo in den unteren Klassen der Bevölkerung einzelne Persönlichkeiten, Dienerschaften und dergleichen, von ihren Klassengenossen förmlich boykottiert und Aussätzigen gleich behandelt werden, weil sie nicht der dort herrschenden Kirche angehören. Und dabei beanspruchen beide Teile gleichmäßig für sich den Namen Christen. Hier ist Aufklärung am Platze, denn auch das ist nur eine Folge der Verwechslung von Kirche und Religion.

Es ist eine weit verbreitete Ansicht, die innere dogmatische und organisatorische Konsolidation, sowie die äußere Macht der protestantischen Kirche müsse gefördert werden, damit diese Kirche ein Gegengewicht gegen Rom abgeben könne. Sie ist hierbei gleichsam als Waffe gedacht. Wird mit einer solchen Tendenz schon an und für sich der Boden der Religion und des Christentums verlassen, so ist vor allen Dingen zu berücksichtigen, daß dieser Kirche diejenigen Mittel fehlen, mit denen die römische Kirche ihre Herrschaft über die ungebildeten Massen ausübt, nämlich der suggestive Prunk und die Ohrenbeichte. Die Waffe müßte also stumpf bleiben. Nur die griechische Kirche wäre eine ebenbürtige Waffe, aber zu ihrer Herrschaft gehört ein Volk wie das russische, das zum überwiegenden Teil aus Analphabeten besteht; das deutsche Volk würde einer solchen Führerin nicht mehr folgen. Die Kraft des Evangeliums liegt in seiner Wahrheit, und Wahrheit kann nur dort hervortreten, wo Freiheit herrscht. Vor den Dogmen der evangelischen Kirchen fürchtet sich Rom nicht, wohl aber vor Aufklärung. Und noch ein anderer Einwand sei hier berücksichtigt, der auf das psychologische Gebiet hinüberführt. Es heißt: Ohne den Einfluß der Kirchen wird die Zügellosigkeit der Massen und die Anzahl der Verbrechen

zunehmen. Diese Befürchtung hielte ich für richtig, wenn die Kirchen wirklich heutzutage noch die Massen im Zaume hielten. Das ist aber, wie bereits erwähnt, nicht der Fall, und wird es täglich weniger sein. Ganz besonders sollten aber diejenigen, welche aus engherzigem Egoismus die Religiösen spielen, in dem Glauben, auf diese Weise die rohe Masse des Volkes leichter bändigen zu können, bedenken, daß sie die Unmoralischsten von allen sind.

Die zunehmende Bildung und die Hebung der allgemeinen Wohlfahrt tragen am meisten dazu bei, die Verrohung der Massen zu verhindern; daneben ist das, was uns auf psychologischem Gebiet vor Verbrechen bewahrt, einzig und allein das natürliche Gewissen des Menschen. Gerade durch die Förderung der Veräußerlichung der Religion entsteht der Uebelstand, daß in einem guten Verhältnis zur Kirche und der sorgsamen Befolgung zeremonieller Vorschriften die Seelenruhe gesucht wird. Dadurch wird die Stimme des Priesters für viele Menschen die Stimme des Gewissens. Sie lernen gar nicht auf die göttliche Stimme ihres eigenen angeborenen Gewissens lauschen, auf die es allein ankommt und die nur der eigene Wille zu entwickeln und zu verfeinern vermag. Das wirkt verhängnisvoll, denn sobald solche Menschen sich aus irgendeinem Grunde von dem Geistlichen und der Kirche frei gemacht haben, haben sie auch dieses Gewissenssurrogat eingebüßt und sind moralisch völlig haltlos geworden. Das ist die heute vielfach beobachtete Wirkung der Aufklärung. Sie läßt sich durch den Versuch einer Wiederbelebung der kirchlichen Macht nicht mehr beheben. Wer diese Richtung vertritt, pflegt die Religion als unerläßlich für die andern zu betrachten, wenn auch als überflüssig für sich selbst; die Kirche darf kein Regierungsmittel sein, das entwürdigt sie und veräußerlicht die Religion.

Den stärksten Schutz vor Verbrechen besitzen wir in der Furcht vor Strafe, vor gesellschaftlicher Mißachtung und in der Scheu vor der Oeffentlichkeit.

Daß der Einfluß der Kirchen früher ein größerer war als jetzt, und zwar ganz besonders in Deutschland, ist, von den erwähnten Gründen abgesehen, auch psychologisch leicht zu erklären. Kinder pflegen vermöge ihrer regen Phantasie die Gegenstände zu personifizieren und so in unmittelbare persönliche Beziehungen zu ihnen zu treten, welche es hervorbringen, daß Kinder umgekehrt von außen durch bloße Erscheinungen in weit höherem Maße gefangen genommen werden als Erwachsene. Ein Kind ist sehr leicht suggestiv zu beeinflussen. Daher nimmt auch der Mensch allen symbolischen Handlungen und dem kirchlichen Kultus gegenüber als Kind eine ganz andere Stellung ein als in späteren Jahren. Mit der zunehmenden geistigen Reife siegen die Gedanken über die Gegenstände. Die Rollen werden vertauscht, das äußere wirkt nicht auf den Menschen ein, sondern der Mensch verleiht ihm erst seinen Inhalt. Daher neigen Kinder und die großen ungebildeten Massen zum Fetischismus, d. h. zum Götzendienst, der Geistesaristokrat steht ihm fern, denn er schöpft wissentlich aus sich selbst heraus. Im Fetischismus findet aber die Veräußerlichung der Religion ihr Endziel, in ihm ist die kirchliche Richtung auf ihrem Höhepunkt angelangt. Deshalb steht die Geistesaristokratie überall den Kirchen fern, und darum ist auch in Deutschland, der Geistesaristokratin unter den Nationen, die Kirchlichkeit im Abnehmen begriffen.

Von der Autorität der Kirche bröckelt immer mehr ab; was nicht die Entwicklung der Geister und ehrliche Forschung getan, das erreicht zum Teil heute eine tendenziöse und oft gehässige und frivole Literatur. Es kommt jetzt

darauf an, daß mit dem Bade nicht auch das Kind ausgeschüttet wird und mit den Kirchen nicht auch die Religion zu Grabe getragen werde.

Glaube.

Wer seinem Leben keinen höheren Inhalt zu geben versteht, ist durchaus bemitleidenswert. Der reiche Pfründner kann zur Not als Atheist im landläufigen Sinne sein Leben fristen, der Arme kann es nicht, und der Leidende noch weniger. Deshalb sollte darauf hingewiesen werden, daß von Christi Gestalt und Persönlichkeit noch nichts abgebröckelt ist, vielmehr gerade unsere Zeit erhoffen läßt, daß sie endlich aus ihrer fast zweitausendjährigen kirchlich-dogmatischen Gefangenschaft befreit werden wird, so daß sie wieder lebendig unter die Menschen treten kann. Hierzu kann wohl jeder in seiner Art beitragen, und wo die Absicht eine reine ist, wird schon das richtige ermittelt werden. Die äußeren Formen des religiösen Lebens der Menschheit haben zu allen Zeiten ihre Wandlungen durchgemacht, und bei den 1½ Milliarden Menschen unseres Planeten sehen wir sie auch heute noch überall im Fluß. Je nach den geistigen Anlagen der Völker und ihrem Bildungsstande sind sie verschieden ausgefallen. Die Gottheit fand ihren sinnlichen Ausdruck in primitiven hölzernen Tierfiguren bis zum Zeus des Phidias und Gott Vater von Michelangelo. Man schuf Gott Stätten der Verehrung vom unbehauenen Stein bis zum Salomonischen Tempel, der Peterskirche und dem Berliner Dom, und betete zu ihm, indem man Menschen opferte bis zu der Erkenntnis: „Gott ist ein Geist, und die ihn anbeten, sollen ihn im Geist und in der Wahrheit anbeten."

Je freier der menschliche Geist wird, desto schwerer läßt er sich in feste Formen bannen. Indem er sich der Veräußerlichung der Religion widersetzt, wendet er sich ihrer Verinnerlichung zu.

Das Herz ist der geheiligte Boden, auf dem die Religion ihre unantastbare Heimat besitzt. Vor ihr sollte auch die Dogmatik Halt machen. Wenn ich z. B. glaube, daß Gott in seinem Sohne Christus in menschlicher Gestalt erschien, um sich den Menschen zu offenbaren, Christus also Gott ist und dies meinen unerschütterlichen Glauben darstellt, so handelt es sich hierbei um meine Religion, und ein jeder, der daran mäkelt oder deutelt, verletzt mich in den tiefsten Tiefen meines Gemütes; denn er tastet meine Religion an.

Sehe ich dagegen in der Größe und Gewalt der Natur, zu der ja auch der Mensch mit seiner Seele gehört, und in ihrer grenzenlosen Herrlichkeit die deutlichste Offenbarung Gottes, die ich selbst in jedem Pilz, in jeder Ameise und ihrem Geistesleben staunend bewundere, und werde ich mir klar, daß erst ein unendlich kleiner Bruchteil der Erkenntnis dieser Göttlichkeit dem menschlichen Wahrnehmungsvermögen zu teil geworden ist, welcher aber bereits ausreicht, meinem sehnenden Herzen Trost und Hoffnung zu bescheren, so ist auch dies ein Teil meiner Religion. Er enthält für mich die Aufforderung, auch im eigenen Herzen den Gott zu suchen, den ich außer mir überall finde, denselben Gott, der Christi reine und erhabene Gestalt geschaffen hat und der allen Menschen die Gotteskindschaft verheißt, so daß ich selbst noch in dem schamlosesten Verbrecher den Funken Gottes respektiere.

Göttlich und menschlich, Zeit und Ewigkeit, wer wollte diese Begriffe erschöpfend definieren! Wer sich nicht selbst ein Wunder ist, hat noch nicht die erste Stufe der Entwicklung betreten, die den Menschen zur Religion führt. „Wer nicht mit Erstaunen und Bewunderung anfangen will, der findet nicht den Zugang in das innere Heiligtum.“

Wer versucht, Christi Göttlichkeit in einen Gegensatz zu Mensch und Natur zu bringen, setzt also in meinen Augen dadurch letztere herab und kränkt mich damit nicht minder, denn er tastet meine Religion an. Daß über die Gottheit Christi eine endgültige Entscheidung gefällt werde, darauf kommt es gar nicht an. Das ist ja gerade das Zeichen von Religiosität, daß sie den Menschen über allen Hader und die Nebelgebilde menschlicher Lehrmeinungen und Glaubenssatzungen hinweghebt und ihm die Lust benimmt, darum zu zanken.

Die dogmatischen Kirchen werden indes niemals auf den Wunsch verzichten können, mit ihren Dogmen die Geister der ganzen Welt zu beherrschen, denn nur auf diese Weise wäre von ihrem Standpunkte aus Frieden und Eintracht unter die Menschen auszubreiten. So lange sie dieses, ihr Ziel, noch nicht erreicht haben, müssen sie sich darum bemühen, den Unglauben aller derjenigen zu überwinden, welche eine andere Stellung einnehmen. Das macht die Angestellten aller Kirchen, selbst diejenigen, welche nur den Wunsch kennen, der christlichen Liebe zu dienen, notwendigerweise zu Streitern und damit zu Dienern des Kampfes und der Zwietracht. So wird ein unchristlicher Zug in die christlichen Kirchen hineingetragen. Durch ihn wurden im achten Jahrhundert 4000 ihre Selbständigkeit wahrende Sachsen hingeschlachtet, 20 000 Hugenotten in Frankreich ermordet, Hunderttausende erlagen den Martern der Inquisition, und Deutschland wurde in einem dreißigjährigen Kriege auf Jahrhunderte hinaus verwüstet. Selbst in der protestantischen Kirche, die die größte geistige Freiheit gewährt, finden wir bei uns in neuerer Zeit wieder ein Hinneigen zu dogmatischer Abschließung und zum Klerikalismus nach dem Vorbild der katholischen Kirchen. Die Verhandlungen der

letzten Generalsynoden lassen das deutlich erkennen. Um in Laienkreisen für die gegenteilige Richtung Propaganda zu machen, schreibe ich diese Zeilen.

Das von den Kirchen erstrebte Ziel der Universalherrschaft ist auf alle Fälle bedenklich. Hat nämlich eine solche dogmatische Kirche ihren Einfluß auf ein größeres Gebiet ausgedehnt, wie z. B. die griechische Kirche über Rußland, und ist sie dadurch stark genug, ihre Einheit nach außen hin durch Zwang aufrecht zu halten, so führt sie notwendigerweise die Heuchelei herbei. Die einzelnen Mitglieder der Kirche aber können sich dann voneinander nur nach dem Grade unterscheiden, in welchem sie in ihrem Herzen von dem vorgeschriebenen Glauben der Kirche abweichen und den Mut haben, ihre Gesinnung auch zur Schau zu tragen. Daß dies in Rußland zuweilen sogar in erschreckender Form der Fall ist, kann jeder mit Leichtigkeit wahrnehmen. Deshalb erscheint mir die Frage, ob es für unsere Zeit angebracht ist, auf die Bildung einer Universalkirche hinzuwirken, verneint werden zu müssen. Ihr gegenüber verdient sogar unbedingt das Sektenwesen den Vorzug, denn ist der Wirkungskreis einer Kirche klein und die Anzahl ihrer Mitglieder gering, so wird jedes Mitglied derselben bemüht sein, seinem schwachen kirchlichen Verbande nach außen hin durch die Würde seines Auftretens und eine angemessene Lebensführung Geltung und Ansehen zu verschaffen. Darin liegt ein erziehliches Moment.

Was nun unsere protestantischen Kirchen anlangt, haben sie vermöge ihrer inneren Verfassung die Möglichkeit, sich zu völliger geistiger Freiheit fortzuentwickeln. Das ist ihr Vorsprung vor allen andern Kirchen, den sie ausnutzen sollten. Es ist eine häufige Erscheinung unserer Tage, daß kirchlich erzogene Menschen, nachdem sie die ihnen oktroy-

zierten Lehrmeinungen abgeschüttelt haben und ihr Glaube an die verba magistri ins Wanken geraten ist, nunmehr völlig in der Luft schweben, ohne jeden inneren Halt, manche von ihnen aus dem Bedürfnis nach Religion mit der Hoffnung auf eine neue Kirche. Diese Sehnsucht wird schwerlich ihre Erfüllung finden. Sie sind eben nicht rechtzeitig gelehrt worden, als Suchende an die Pforten des Lebens zu klopfen und durch eigene Kraft zur Religion zu gelangen. Das ließe sich vermeiden, wenn die Kirche sich darauf beschränkte, in Glaubenssachen anregend zu wirken. Wir werden uns daran gewöhnen müssen, einen jeden Christen sein Christentum individuell auffassen zu lassen, wie es ja auch tatsächlich überall dort geschieht, wo ernste religiöse Bedürfnisse vorhanden sind. Nirgends ist der Zwang weniger angebracht, als auf diesem Gebiete. Hier sollten ausschließlich die Worte Christi als Richtschnur dienen: „Suchet, so werdet ihr finden." Gerade Deutschland ist reif zum Uebergang vom kirchlichen Christentum zum menschlichen Christentum. Befreien wir daher unsere protestantische Geistlichkeit von der Verpflichtung, vorwiegend eine dogmatische Lehrtätigkeit auszuüben, und legen wir vielmehr den Schwerpunkt darauf, daß die ungeheure Fülle edelsten Wollens und echt christlicher Gesinnung, die in ihren Kreisen herrscht, in den Dienst der christlichen Nächstenliebe gestellt werde, welche den Leidenden Trost, den Schwachen Stärkung und den Darbenden Hilfe bringt. Gerade hiermit würde eine klaffende Lücke ausgefüllt, denn die meisten Menschen werden durch das Bedürfnis, auf ihrem Spezialgebiet persönliche Erfolge zu erzielen, und durch die Notwendigkeit, sich deshalb auf dieses allein mit allen Kräften zu konzentrieren, von den großen Aufgaben und Pflichten, die der ganzen Menschheit die Menschlichkeit auferlegt, ab-

gelenkt. Die Liebestätigkeit der Kirchen war und ist ja noch heute die stärkste Seite ihrer Einwirkung auf das menschliche Gemüt.

Es ist ein Unrecht, jemanden den Trost wegdisputieren zu wollen, den er aus der Beobachtung ehrwürdiger Traditionen und Gebräuche schöpft, oder ihn zu veranlassen, seine Beziehungen zu seiner Kirche und seinem Seelsorger zu lockern. Was er in sie hineinlegt, wird er aus ihnen empfangen. Eines Trostes bedarf im Grunde jeder Mensch und namentlich derjenige, der nicht den Himmel auf Erden hat. Doch soll dieser auch niemanden frivol oder unchristlich schelten, dem unsere Beethoven-Sinfonien wie ein Sonnenuntergang „offenbarte Ewigkeiten" darstellen, ihm „Reue und Buße im tiefsten Sinne einer göttlichen Offenbarung predigen" und dem alles Große und Erhabene, das ihn überwältigt, „eine Beratung ist mit Gott im Glauben an das ewig Gute". Das ist auch Religion. Den Sinn für das Höhere und Göttliche kann ein jeder erwecken, der ihn selbst besitzt.

Zweck der Kirche.

Die Kanzel der protestantischen Kirchen sollten wir aber zur Posaune der Aufklärung werden lassen. Wenn sie alles vermiede, was dazu beiträgt, die Deutschen dogmatisch gegeneinander aufzuwiegeln, und statt dessen versuchte, durch Aufklärung Gegensätze und Härten zu beseitigen und dem Volk das zu bieten, wozu das Leben und der Kampf um die Existenz dem einzelnen wenig Zeit läßt, nämlich Bildung des Geistes und des Herzens in innigster Gemeinschaft, so dürfte der Widerspruch gegen die Kirchen von selbst verstummen, und sie würden dem Andrange der Massen nicht genügen. Anfänge davon habe ich in protestantischen Kirchen Amerikas wahrgenommen, wo die profansten Tagesereignisse und Zeitfragen in der

würdigsten Weise zum Gegenstande der Predigt gemacht würden. Gerade in unserer Zeit wäre ein geistiger Mittelpunkt, wo alles, was die Geister und Herzen gefunden, zum Sichten und Klären zusammengetragen würde und das alltägliche Leben seine Uebersetzung fände in seine Beziehungen zur Ewigkeit, ein dringendes Bedürfnis. Die meisten Menschen benötigen eines äußeren Anstoßes, um sich innerlich zu erheben. Dazu können die Kirchen dienen. Es gibt nichts auf der Welt, was nicht aus den verklärten Höhen der Liebe mit den Strahlen gütiger Weisheit zu beleuchten wäre. Eine solche Betrachtung der Dinge wird immer christlich sein. Im Grunde genommen, hat jedes Ding seinen Platz in der Ewigkeit, denn es fußt auf der Vergangenheit und ragt in die Zukunft hinein. Oder, um mit Leibniz zu sprechen, „trägt die Gegenwart die Vergangenheit in sich und ist mit der Zukunft schwanger." Aus Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft setzt sich aber die Ewigkeit zusammen. Notwendig ist nur das Bewußtsein, daß die Ewigkeit nicht erst am Tage nach dem Tode anfängt, sondern daß ein jeder Tag, auch der heutige, einen Teil dieser Ewigkeit darstellt. Unsere Zeit wird sich davor hüten müssen, auch nur den Kindern Dinge zu lehren, die sich nicht beweisen lassen; die Neigung und die Fähigkeit zur Kritik ist nunmehr zu stark geworden. Die Ausbildung der Lebens- und Weltauffassung muß der Tätigkeit des einzelnen selbst überlassen werden. Das Leben ist zu kurz, als daß sich die Zeit verschmerzen ließe, die man darauf verwenden muß, sich von oktroyierten Ansichten zu befreien. Wer seinen Kindern Häuser baut, errichtet auch nicht zunächst einen Pfahlbau und wartet ab, bis sie sich darin beengt fühlen, sondern stellt ihnen gleich von vornherein das neueste und modernste zur Verfügung. So sollte es in unserer Zeit allgemein

auch auf geistigem Gebiete der Fall sein. Nicht orthodoxe Kirchen halten Deutschland nach innen wie nach außen zusammen, sondern den Zwang üben andere Gewalten aus, das Geld und die Waffen. Ehre, wem Ehre gebührt. Ein kräftiger Waffenschutz und eine gesunde Finanzwirtschaft geben den Rahmen ab, der das Gebäude unseres Vaterlandes zusammenhält, auf dessen Boden nur mit ihrer Hilfe der Streit dogmatischer und politischer Konfessionen und menschliche Leidenschaften austoben können, ohne allzu großen Schaden anzurichten. Sie sind also unsere „heiligsten Güter", wenigstens, soweit es sich um gemeinsame Güter handelt. Der höchst bedauerliche, aber seitens der Kirche mit Bedacht genährte Irrtum muß endlich verschwinden, daß nur sie in der Lage sei, „die menschlichen Leidenschaften zu zügeln, die auf Gottes Einrichtung beruhende gebietende Stellung der Obrigkeit zu wahren, und die Fundamente der sozialen Ordnung der menschlichen Gesellschaft zu schirmen". Das Gegenteil ist der Fall, die Geschichte beweist es. Ganz besonders müssen wir es im Interesse der Sache selbst vermeiden, die Vorstellungen vom Leben nach dem Tode durch Kirche, Schule oder Polizei oktroyieren zu wollen. Das Leben nach dem Tode ist ein viel zu delikates Gebiet, als daß es sich schulmeisterlich behandeln ließe.

Es ist eine schöne Hoffnung, im Jenseits einen Ausgleich für die Leiden dieser Welt zu finden. Wer diesen hoffnungsvollen Glauben hat, dem soll ihn niemand nehmen; ein Beweis gegen seine Richtigkeit läßt sich nicht erbringen. Zur festen Zuversicht aber kann eine solche Hoffnung nur dann werden, wenn sie im eigenen Herzen durchgekämpft und errungen wurde.

Wie sich ein jeder auf sein Leben nach dem Tode vorbereiten will, müssen wir heutzutage ihm selbst überlassen.

Was uns in unserer Zeit fehlt, ist eine zweckmäßige Vorbereitung auf das Leben vor dem Tode. Nur dieses darf ein öffentliches und allgemeines Interesse beanspruchen. Und auch hier wird uns Christi Persönlichkeit unterstützen, denn nach seinem Ausspruch ist „Gott nicht ein Gott der Toten, sondern der Lebendigen." —

Kirche und Aufklärung.

Wenn unsere Kirchen noch lebensfähig bleiben wollen, dann müssen sie jedenfalls durchaus den Anschein vermeiden, als ständen sie im Gegensatz zu wissenschaftlicher Aufklärung. Worin ein solcher Gegensatz bestehen kann, läßt sich recht deutlich in China beobachten.

In Canton besuchte ich einen chinesischen Tempel, der ein Doktortempel genannt wird. Auf einer Art Altar stand ein Becher mit einer Anzahl Holzstäbchen, von denen jedes eine bestimmte Zahl trug. Der erkrankte Chinese, sofern er gläubig ist, zieht eins dieser Stäbchen, nachdem er zuvor ein Geldstück in die danebenstehende Büchse gelegt hat, und begibt sich damit an einen andern Platz, woselbst ihm von einem Priester gegen abermalige Erlegung eines Geldstückes das der Nummer des Stäbchens entsprechende Rezept ausgehändigt wird. Je nach der Wirkung des Mittels hat er im Falle der Besserung oder Genesung noch ein Dankopfer darzubringen. Das ist die dortige Methode ärztlicher Behandlung.

Wir staunen über solchen Aberglauben, und doch wäre es falsch, ihn für absolut wirkungslos zu halten, denn wenn nicht die Medizin selbst zufällig das richtige trifft, so wird in allen Fällen bei den Gläubigen die Suggestion wirken, die bei manchen Krankheiten, die nicht auf organische Störungen zurückzuführen sind, bekanntermaßen außerordentlich heilsam ist. Auf den, der Lesen gelernt hat, übt sogar das Ausrufungszeichen am Ende eines Satzes eine suggestive

Wirkung aus, indem es für ihn den Eindruck des voraufgehenden Satzes erhöht. Der Analphabet, der nicht lesen kann, merkt dem Ausrufungszeichen nichts an. So spielt in unzähligen Kleinigkeiten die Suggestion in das alltägliche Leben der Menschen hinein, und sie erscheint nur dem mysteriös, der ihr Wesen nicht näher kennen gelernt hat. Wie bei wilden Völkerschaften die Krieger durch eine phantastische Bekleidung den Gegner zu schrecken suchen und durch diese eine Suggestion ausüben, und wie auch noch bei uns die bloße Uniform Mädchenherzen bezaubert, so sucht auch der Chinese durch eine wohlberechnete und durchaus zweckmäßige Anwendung des kirchlichen Pompes auf die Gemüter einzuwirken, und der Erfolg wird um so größer sein, je ungebildeter die Massen sind. Je weniger Kritik und je mehr blinder Glaube, desto stärker die Suggestion. Ein Tischlergeselle ist leichter zu hypnotisieren als ein Kandidat der Medizin, weil die Befähigung zu kritischem Beobachten bei letzterem größer ist und unter Umständen schon die Anwendung mechanischer Hilfsmittel zu seiner Einschläferung notwendig machen wird, deren man bei ersterem nicht bedarf.

Die große Anzahl von Wundern, von denen uns bei gewissen Anlässen die Zeitungen berichtet haben, finden eine ähnliche Erklärung. Als seinerzeit fast eine Million Pilger nach Trier zum heiligen Rock Christi wallfahrteten, haben sicherlich viele derselben wundertätige Wirkungen von ihrer Pilgerfahrt verspürt. Sie anzuzweifeln oder zu bespötteln, wäre ein Fehler. Doch würde die suggestive Wirkung des Gewandes .abgeschwächt worden sein, wenn sich einigen von ihnen Gelegenheit geboten hätte, zuvor die Schriften von Gildemeister und Siebel zu lesen, worin die Existenz

einer großen Anzahl (etwa zwanzig) solcher Röcke Christi nachgewiesen wird.

Mit bloßer Suggestion läßt sich viel erreichen. Das, was wir Erziehung nennen, ist ja im Grunde nichts weiter, als eine suggestive Beeinflussung der Kinder, einer Art Posthypnose vergleichbar, bei welcher die Suggestion im Schlafzustande der Minderjährigkeit erteilt wird, ihre Wirkung aber im Wachzustande der Volljährigkeit ausüben soll und dies oft bis ins Greisenalter hinein tut. Aufklärung ist in vielen Fällen nichts weiter als Befreiung von einer Suggestion. In diesem Doktortempel kann also der Chinese kuriert werden, der Europäer schwerlich.

Die Asiaten und das Christentum.

Unsere Absicht, den Chinesen Aufklärung zu bringen, ist zweifellos für den Chinesen von Vorteil und wird auch ihre guten Früchte tragen. Nur dürfen wir nicht glauben, mit allem, was wir den Asiaten bringen, auf ein ausreichendes Verständnis zu stoßen. Dies bezieht sich namentlich auf die oben gestreifte abendländische Missionstätigkeit. Wie bereits erwähnt, sind die Asiaten keineswegs religionslos, sondern besitzen eine tief eingewurzelte und das ganze äußere Leben durchtränkende Religiosität, welche unverändert die Jahrhunderte überdauert hat, wenn auch der äußere Kultus selbst im Wechsel der Zeiten seine Veränderung und Abschwächung erfahren hat. Es wird nun den Asiaten keineswegs leicht gemacht, sich auf diesem Gebiet von dem Althergebrachten zu trennen und sich in eine neue christliche Gedankenwelt hineinzuleben. Zwar ist eine Uebersetzung der Bibel in das Chinesische vorgenommen worden. Aber gerade dadurch ist der chinesische und japanische Gelehrte in die Lage versetzt worden, diese seinen Landsleuten in seiner eigenen Weise auszulegen und nicht nach den Wünschen der Missionare; auch kennt er ihren Inhalt oft genauer, als

diejenigen Europäer, welche unvorsichtig genug sind, sich mit ihm in einen Disput einzulassen. Es ist augenfällig, daß sowohl Chinesen wie Japaner einer Unterhaltung über religiöse Fragen nicht aus dem Wege gehen, dieselbe vielmehr gerne provozieren.

In der Schantungeisenbahn, jener deutschen Bahn, die von Tsingtau in das Hinterland des deutschen Pachtgebietes Kiautschou führt, lernte unsere Reisegesellschaft einen chinesischen Mandarin kennen, der die Anwesenden schon mehrfach durch seine Kenntnis europäischer Verhältnisse in Erstaunen gesetzt hatte. Seine funkelnden Augen, deren geschlitzte Form das Stechende des Ausdrucks noch erhöhte, verrieten hinter aller scheinbaren behäbigen Ruhe der wohlbeleibten Gestalt ein feuriges und kampflustiges Temperament. Alle Anwesenden folgten mit großem Interesse den Ausführungen des Mandarin, als er sich auf einmal an einen französischen Missionar, der an der Unterhaltung teilgenommen hatte, mit der Frage wandte: „Haben Sie denn nun eigentlich viel gutes getan, seitdem Sie in China sind?"

„Ohne mich der Unbescheidenheit schuldig machen zu wollen," erwiderte der Missionar, „glaube ich wohl sagen zu dürfen, daß meine Tätigkeit im allgemeinen eine segensreiche gewesen ist."

„Das glaube ich wohl," sagte der Chinese, „nur gestehen Sie mir einmal ganz ehrlich und unumwunden: glauben Sie denn wirklich, daß alle Menschen auf unserm Planeten, die nicht Christen sind, der ewigen Verdammnis anheimfallen werden?"

„Das möchte ich nicht so schroff hinstellen," erwiderte der Missionar, „wohl aber glaube ich, daß alle diejenigen, welchen das Evangelium Christi gebracht worden ist, die

sich aber geweigert haben, dasselbe anzunehmen, für ewig verloren und verdammt sind."

„Sind denn die Chinesen dieser neuen Lehre, die Sie vertreten, leicht zugänglich?" fragte der Mandarin.

„O ja," erwiderte der Missionar, „ich habe doch wohl schon etwa 3000 Chinesen das Evangelium gepredigt."

„Und wieviele sind durch Sie bekehrt worden?" fragte der Mandarin.

„Bis jetzt etwa sechzig," antwortete der Missionar.

„Ja," meinte der Chinese, indem er sich räusperte, und seine Züge nahmen einen verschmitzten, süßlich-wohlwollenden Ausdruck an, „dann haben Sie ja 2940 meiner Landsleute in die ewige Verdammnis befördert! — Und nun sagen Sie mir einmal, das nennen Sie gutes tun?!"

Auf diesen Ausgang war niemand vorbereitet gewesen.

So wenig angenehm wir Europäer von der Auffassung des Christentums seitens der Chinesen berührt werden, müssen wir doch zu ihrer Entschuldigung eingestehen, daß ihnen das Wesen des Christentums nicht gerade in der verständlichsten Form dargebracht wird. Sie hören viel vom christlichen Abendlande, wahrscheinlich durch die Ihrigen mehr schlechtes als gutes. Jetzt aber kommen Amerikaner, Engländer, Deutsche, Franzosen, Italiener, Russen, welche von den Asiaten insgesamt mit dem wenig schmeichelhaften Namen „Die roten Teufel" bezeichnet werden, um durch ihre Missionare das Christentum zu verbreiten, aber nicht etwa alle brüderlich vereint in demselben Glauben, mit einer einzigen großen Heilswahrheit, sondern als Menschen, zwischen denen in der eigenen Heimat das Schwert den Frieden diktiert, die nicht nur als Nationen sich gegenseitig befehden, sondern auch innerhalb der eigenen Nationen mit ihren

Kirchenlehren sich gegenseitig verdammen, und jetzt auf chinesischem Boden auch noch geschäftlich miteinander konkurrieren. Der Chinese sieht in seinem eigenen Lande die eifersüchtige Konkurrenz zwischen Jesuitenmissionen und andern katholischen Missionen, er lernt die nach ganz andern Methoden arbeitenden protestantischen Missionen aller Länder kennen, er erfährt von Baptisten, Methodisten, Independenten, Irvingianern, Mormonen, Quäkern, Shakern, Harmonisten, Menoniten, Trappisten, Tunkern, Kongregationalisten, Christian Science und dergleichen mehr, und er erfährt, sie alle haben als Hintergrund die eine erhabene Persönlichkeit, nach der sich alle Christen benennen. Können wir es da dem Asiaten verdenken, wenn ihm die Wahl schwer fällt, oder wenn er sogar trotz seiner sonst so anders gearteten logischen Denkweise hier den Schluß zieht, daß doch nur ein Prozent von diesen vielen den erhabenen Stifter der christlichen Religion richtig erfaßt haben kann, die übrigen 99 Prozent aber nicht, und daß er dann in asiatischer Gleichgültigkeit auch diesem einen Prozent die Anerkennung der Richtigkeit versagt?

Betrachten wir ferner die Sachlage genauer, so werden wir überhaupt zugeben müssen, daß das Fundament der christlichen Lehre, die christliche Liebe, den Asiaten auch nicht sehr anschaulich gemacht wird. Was die Asiaten bis jetzt von den Christen wahrgenommen haben, ist meines Erachtens wenig geeignet, sie zu Proselyten irgendeiner christlichen Kirche zu machen. Gerade der chinesische Feldzug, der das gesamte Abendland zum Schutze seiner „heiligsten Güter" zusammengeschart hat, wird schwerlich dazu beitragen, das Verständnis für das Christentum bei den Asiaten zu wecken. Sie wissen ganz genau, daß in denjenigen Staaten des Abendlandes, bei welchen die allgemeine Wehrpflicht

eingeführt ist, alle männlichen diensttauglichen Bürger der Nation innerhalb einer bestimmten Altersgrenze zu den Waffen einberufen werden, und zwar ungeachtet ihrer Konfession. Ebenso, daß in den Staaten, in welchen Söldnerheere ausgehoben werden, niemand um seiner Konfession willen von der Werbetrommel verschont wird, sofern er diensttauglich ist und sich für den Kriegsdienst meldet. Nun bedenke man, alle diese Männer katholischer, protestantischer, mosaischer Konfession, Dissidenten und Heiden brechen gemeinsam nach China auf und ziehen das Schwert — für die heilige Sache des Christentums! Was soll sich der Chinese dabei denken?

Ich fände es bedauerlich, wenn aus diesen Worten die Absicht herausgelesen werden sollte, den chinesischen Feldzug zu mißkreditieren. Gewiß kann es sich in diesem Kampfe bei manchem um sein Christentum gehandelt haben, falls er im Grunde seines Herzens für dasselbe kämpfen wollte; aber für die Gesamtheit war es ein Rassenkampf, der zum ersten Male Völker verwandter Abstammung zu einer gemeinsamen Aufgabe zusammengeführt und sie veranlaßt hat, sich durch alle trennenden Aeußerlichkeiten hindurch der Gemeinsamkeit ihrer Natur und ihrer Interessen bewußt zu werden. Als Rassenkampf war er ein sehr berechtigter und für uns heiliger, wie auch alle uns etwa noch bevorstehenden Kämpfe mit den Asiaten dies gleichfalls sein werden. Wir dürfen aber nicht sagen, daß wir durch ihn den Asiaten das Kreuz gebracht haben, das erhabenste Sinnbild der Liebe, sondern in Wirklichkeit nur viel Kreuz.

Aeußere Mission.

Wir, die wir aus der Heimat unsere auswärtige Mission unterstützen, glauben, mit derselben unter allen Umständen die fremden Völker zu beglücken. Die Missionen haben zwar durch Einrichtung von Schulen, Krankenhäusern

und dergleichen vielfach europäische Kultur verpflanzt. Auch wird ihre Tätigkeit dort gepriesen, wo sie träge Eingeborene zur Arbeit erzogen haben. Einige Missionare haben auch durch ihren makellosen Charakter und ihre Werke christlicher Nächstenliebe im wahrsten Sinne für die Ausbreitung des Christentums gewirkt und eine hochangesehene Stellung bei den fremden Völkern eingenommen. Ob wir aber im allgemeinen unsere Mission als etwas segensreiches ansehen dürfen, wage ich nach meinen Eindrücken und Erfahrungen zu bezweifeln. Doch bei der Kürze meines Aufenthaltes und der Geringfügigkeit meiner Sachkenntnis steht es mir nicht zu, ein Gesamturteil über das Ergebnis abendländischer Missionstätigkeit zu fällen. Nur darauf möchte ich aufmerksam machen, daß eine überaus reiche Literatur über die bisherige christliche Missionstätigkeit in fremden Ländern vorhanden ist, und zwar Schriften, die nicht nur von dem einseitigen Standpunkte der Missionare selbst oder von Vergnügungsreisenden verfaßt worden sind, sondern von hochgebildeten und bewährten Kennern dieser fremden Länder. Niemand sollte nun Stellung zur äußeren Mission seiner Kirche nehmen, ohne sich zuvor über das Wesen der Missionen im Auslande aus diesen Büchern ausreichend informiert zu haben. Ganz besonders sollte er sich aber auch nicht eher dazu entschließen, Geldsummen für diese Missionen auszugeben, bevor er sich darüber klar geworden ist, was er mit seinem Gelde anrichten wird. Beiläufig möchte ich nur erwähnen, daß alle diese Urteile darin übereinstimmen, daß die christliche Missionstätigkeit vom politischen Standpunkte aus unbedingt als gefährlich anzusehen ist, und daß unsere Zukunft in Ostasien fast ausschließlich von unserer Stellungnahme zu den Missionen abhängig sein

wird. Einer der bekanntesten christlichen Chinakenner, ein Deutscher, nennt die Missionare sogar „fons et origo mali".

Das jedenfalls ist bereits bei oberflächlicher Kenntnis der Verhältnisse wahrzunehmen, daß sowohl Chinesen, wie Japaner sich der abendländischen Zivilisation gegenüber nicht ablehnend verhalten, und sei es auch nur deshalb, um durch sie die Kraft zu gewinnen, der fremden Begehrlichkeit entgegenzutreten und bei der Regelung asiatischer Angelegenheiten selbst mitsprechen zu können, unsern Kirchen gegenüber jedoch verschließen sich beide. Sie erblicken in den Missionaren nur die politischen Agenten ihrer Heimat, hinter denen das Donnern der Geschütze droht, um so mehr, als jene sich sowohl öffentlich, als heimlich an politischen Wühlereien beteiligen. Schon vor fünfzig Jahren hat Prinz Kung den Ausspruch getan: „Schafft Missionare und Opium fort, und wir werden keine Schwierigkeiten mehr haben." Das ist bis jetzt nicht geschehen, und so gehen die Chinesen jetzt selbst planmäßig ans Werk. Sie ziehen nur noch europäisch gebildete Japaner zur Reformierung Chinas heran und entledigen sich der bisherigen Lehrer der Universitäten, welche aus ehemaligen Missionaren und entlassenen Zollbeamten rekrutiert wurden. In der Erkenntnis, daß Handel und Verkehr tatsächlich für die gedeihliche Entwicklung der Volksinteressen unentbehrlich sind, haben sie sich entschlossen, der abendländischen Wissenschaft und Technik Eingang zu verschaffen, aber ohne das sogenannte Christentum, sondern so viel wie möglich durch japanische Vermittler.

Es wird sicherlich kein Schaden sein, wenn junge Leute, denen die Heimat zu eng ist und die die Absicht haben, europäische Zivilisation und Kultur zu verbreiten, nach wie vor unter die fremden Völker gehen. Aber sie werden nur

dann eine gute Wirkung ausüben und uns nicht schaden, wenn sie sich in den Grenzen halten, die die christliche Nächstenliebe einem jeden, auch dem Fremden gegenüber, vorschreibt, und wenn sie die Gefühle der andern Völker nach Möglichkeit schonen. Diejenigen Missionare, welchen besondere Anerkennung zu teil geworden ist, haben sich allgemein dadurch ausgezeichnet, daß sie sich darauf beschränkt haben, lediglich Kenntnisse zu verbreiten, ohne Bekehrungsversuche zu machen. Einige Missionare haben denn auch in Erkennung der Sachlage versucht, sich völlig in die chinesische Gedankenwelt und ihre Sitten hineinzuleben, und tragen zum Zeichen dessen sogar chinesische Kleidung und lange Zöpfe. In Shanghai begegneten mir zum ersten Male solche Gestalten.

Ich muß gestehen, daß für mich sogar der vielgeschmähte Ahnenkultus der Asiaten, aus der Nähe besehen, in keiner Weise etwas Abstoßendes hat. Es ist ein schöner Gedanke, seine Toten auf seinem Grund und Boden zu haben und seine Lieben im Geiste stets um sich zu sehen. Auch bei uns hat man zuweilen seine Toten im Hause und im Garten, und das Bewußtsein ihrer Nähe ist soviel als die Anwesenheit eines Gewissenswächters. Draußen auf dem Friedhofe verwischt sich das Andenken der Dahingeschiedenen schneller und der Eindruck alles dessen, was sie zu uns gesprochen. Und gerade gegen diesen Ahnenkultus gehen die Missionare prinzipiell mit aller Energie vor; ein Vorschlag auf einem der letzten Kongresse in Shanghai, den Ahnenkultus milder zu beurteilen, wurde gar nicht zur Diskussion zugelassen. Wir haben wirklich gar keinen Grund die Asiaten um ihres Ahnenkultus willen zu schmähen, um so weniger, als ja auch in unserer eigenen Gedankenwelt eine religiöse Beziehung zwischen den Lebenden und Ver-

storbenen besteht, für welche wir einen Ausdruck im Reichs-Strafgesetzbuch haben, wonach Leichenschändung, Zerstörung oder Beschädigung eines Grabes zu den Vergehen rechnet, „welche sich auf die Religion beziehen".

Ich scheue mich nun nicht, hier die Bemerkung anzufügen, daß ich sogar von meinem, wie ich glaube, „christlichen" Standpunkte aus die Missionstätigkeit außerhalb Deutschlands keineswegs meine gutheißen zu können.

Die Aufforderung zur Ausbreitung des Christentums unter den Völkern der Erde beruht ganz gewiß auf dem christlichen Grundsatz der Nächstenliebe, nicht auf einer Regung von Haß. Ueber den Begriff der Nächstenliebe ist viel gestritten worden. Jenes von Christus gebrauchte Wort „Der Nächste" ist zunächst einmal nicht identisch mit „jeder Beliebige". Ohne Zweifel ist es aber in einem Sinne gebraucht worden, der es ausschließt, daß das Wort: „Du sollst deinen Nächsten lieben," mit Nachdruck den „fernsten" meint. Wenn eine den Bedürfnissen des praktischen Lebens entsprechende Erläuterung des Wortes „der Nächste" bis jetzt gegeben worden ist, so ist es wohl jene, welche als den Nächsten denjenigen bezeichnet, der auf unsere Hilfe „angewiesen" ist. So lange es also noch im eigenen Lande Leute gibt, die, sei es geistig oder materiell, Not leiden, so sind diese in erster Linie vom christlichen Standpunkte aus auf unsere Hilfe angewiesen, und jeder Pfennig, den wir ins Ausland schicken, ist eine Versündigung an diesen Worten Christi.

Einige der bestehenden praktischen Einrichtungen unserer Missionen mögen recht nützlich sein für die Asiaten. Alle mit den Missionen zusammenhängenden Annehmlichkeiten werden von ihnen auch dankbarst angenommen. Es ist aber meines Erachtens kein triftiger Grund ausfindig zu

machen, welcher uns verpflichtete, unsere Missionen deshalb mit Geldmitteln von der Heimat aus zu unterstützen. Es fällt uns doch auch nicht ein, unsere Kaufleute pekuniär zu unterstützen, und die edeln unter ihnen sind zum wenigsten in gleich hohem Grade Pioniere abendländischer christlicher Kultur, wie die Missionare. Wollen wir also christlich handeln, so müssen wir das Missionieren im Auslande zunächst einmal solange unterlassen, bis niemand mehr im eigenen Lande unserer Hilfe bedarf. Das wird noch lange dauern. Bis zu diesem Zeitpunkt aber dürften wir uns durch Beseitigung des Missionswesens den Dank aller derjenigen fremden Rassen erwerben, welche die Missionen als ein Unwesen und ein Hemmnis zur Verständigung mit den christlich genannten Kulturstaaten empfinden. Auch unsern Beamten dort draußen würden wir einen großen Dienst erweisen, weil diese vielfach durch den Einfluß der Missionen an hohen Stellen im Heimatlande in Abhängigkeit von ihnen geraten sind.

Es gibt unter anderm ein wichtiges Mittel zur Ausbreitung der christlichen Kirchen in China, das sind die Findelhospitäler. Ich hatte Gelegenheit, eines dieser Institute zu besuchen, und ich muß gestehen, daß es mir einen tieftraurigen und unauslöschlichen Eindruck gemacht hat. Die chinesischen Mütter pflegen zuweilen ihre Kinder, namentlich solche weiblichen Geschlechts, wenn sie gleich bei der Geburt mit schweren Krankheiten behaftet sind, auszusetzen, und zwar ist es nicht nötig, daß es sich dabei um außerehelich geborene Kinder handelt. An manchen Orten befindet sich ein Turm, der an einer Stelle eine Oeffnung enthält, aus welcher ein schmales Brett hervorragt. Die Mutter, die sich ihres Kindes entledigen will, legt dasselbe auf dieses Brett, in der Hoffnung, daß ent-

weder ein Menschenfreund sich seiner annehmen wird, oder aber die nächstfolgende Mutter, die ihr Kind dort niederzulegen beabsichtigt, bei dieser Gelegenheit das fremde in den Turm hineinschiebt, so daß es darin umkommt, ihre eigenen Hände aber nicht diese Tat begangen haben. Von den Missionshospitälern werden nun solche Kinder gelegentlich aufgelesen, getauft und mit Hilfe europäischer Aerzte zuweilen auch noch am Leben erhalten. Die Hospitäler scheinen über nicht unerhebliche Mittel verfügen zu können; auch werden diejenigen Kinder, die in einem arbeitsfähigen Zustande aufwachsen und nicht von den Müttern später wieder abgeholt werden, wie dies namentlich bei den wenigen Knaben zu geschehen pflegt, die ausnahmsweise ausgesetzt worden sind, zur Anfertigung von allerlei Handarbeiten herangezogen, deren Verkauf der Anstalt fortlaufende Mittel zuführt. Manche dieser Kinder verbringen von dem Augenblick ihre Einlieferung an ihr ganzes Leben in dem Institut, andere verheiraten sich unter Umständen an einen, ebenfalls einer christlichen Kirche angehörigen Chinesen. Da aber die Aussetzung gesunder Kinder nicht die Regel ist, sind die meisten der in einem solchen Institut untergebrachten Geschöpfe in einem recht traurigen Zustande. Ein deutscher Arzt, der mir die Anstalt zeigte, machte mich auf eine Krankheit aufmerksam, die, wie er mir erzählte, nur bei Chinesenkindern beobachtet wird, und welche ebenso tödlich auszulaufen pflegt, wie der Starrkrampf der Neugeborenen; sie hat die Eigentümlichkeit, daß sich ein derart erkranktes Kind, deren wir mehrere sahen, durch Einfallen der Augen in die Höhlen, Hervortreten der Stirn und der Kiefern in seinem Aussehen affenähnlich verändert.

Als wir in den großen Arbeitssaal eintraten, erhoben sich alle anwesenden Kinder und erwachsenen Chinesinnen

und verneigten sich zum Kotau, wobei sie mit der Stirn den Erdboden berührten. Als sie sich wieder aufgerichtet hatten und wir die einzelnen genauer betrachteten, zeigte sich, daß die Mehrzahl blind war, eine große Anzahl taubstumm und andere wieder durch die Spuren entsetzlicher Krankheiten entstellt; es war ein herzzerreißender Anblick, alle diese unglücklichen Geschöpfe zu sehen, welche dem erlösenden Tode noch im letzten Augenblicke entrissen und zu einem besser nie gelebten Leben groß gezogen werden. Rührend und wahrhaft christlich zu nennen ist die aufopferungsvolle Hingabe der barmherzigen Schwestern, welche sich dem sehr aufreibenden und wenig äußeren Dank verheißenden Berufe hingeben, diese kranken Kinder zu säubern, zu pflegen und groß zu ziehen. Gerade in diesen Schwestern offenbart sich herrlich die Erhabenheit selbstloser christlicher Liebestätigkeit. Aber die Institution an sich eine christliche zu nennen, bringe ich beim besten Willen nicht übers Herz; denn der Zweck, um welchen diese armen Wesen ihr jammervolles Dasein fristen müssen, ist einzig und allein der, Proselyten für eine christliche Kirche zu machen, und die Anstalt selbst besteht nur „in majorem gloriam ecclesiae.“ Andere mögen darüber meinethalben anders denken.

Erkenntnis. Der Arzt erzählte mir, daß die Ursache der vielen Erkrankungen unter den neugeborenen Chinesenkindern zumeist die sei, daß die Mütter in ihrem Mangel an Verständnis für Reinlichkeit ein- und dieselbe Windel für alle ihre Kinder zu verwenden pflegen und daher jedes neugeborene Kind von frischem infizieren. Sauberkeit und Wechsel der Wäsche könnten also in sehr vielen Fällen das Unheil abwenden und den chinesischen Müttern gesunde Kinder bescheren. Aber das ist ihnen nicht bekannt, und die Folge davon ist, daß sie von der Reinlichkeit keinen

Gebrauch machen, sondern, um ihr Kind zu heilen, lieber allerhand Beschwörungsformeln und abergläubische Prozeduren anwenden.

Es scheint eine Eigentümlichkeit des menschlichen Geistes zu sein, daß er dort, wo ihm Ursache und Wirkung in ihrem Zusammenhang verschleiert sind, beide ins Uebernatürliche projiziert. Wer sich beispielsweise in den Finger geschnitten hat, denkt nicht daran, seine Leiden durch mystische Mittel zu kurieren. Aber schon beim Rheumatismus sehen wir sogar bei uns die Menschen zu den sonderbarsten Mitteln greifen, die dem Vertreiben böser Geister durch Räucherkerzen nicht unähnlich sind, weil ihnen der Zusammenhang der Schmerzen mit ihren Ursachen nicht klar ist. Das steigert sich alsdann mit dem Grade der Unbildung und führt zu allerhand Aberglauben. In den meisten Dingen fühlen wir uns den Chinesen nur deshalb überlegen, weil wir einen tieferen Einblick in den inneren Zusammenhang von Ursache und Wirkung besitzen. Dem Chinesen ist ein Eisenbahnzug noch ein Ungeheuer mit zwei glühenden Augen, und ihre Schiffe versehen die Chinesen noch heute auf beiden Seiten mit angemalten Augen, damit sie besser sehen können. Wir sind zu „aufgeklärt", um ähnliche Handlungen zu begehen. Und dennoch hat das Wort „Aufklärung", die Erkenntnis des Zusammenhangs der Dinge, für so sehr viele Menschen gerade bei uns einen trivialen Beigeschmack. Das hat wohl seinen guten Grund. Dem Ungebildeten nämlich, der wenig weiß, erscheint das wenige dafür um so erklärlicher; er findet es einfach „natürlich", dem wahrhaft Gebildeten dagegen bleibt alles Erkannte ehrwürdig. Erkennen hat für ihn nichts Triviales, im Gegenteil, selbst das einfachste erhält seine Bedeutung als ein Glied des größeren Ganzen und erstrahlt ihm daher in

der Größe heiliger Ewigkeit. In diesem Unterschied liegt ein berechtigter Grund der Abneigung vieler gegen die fortschreitende Aufklärung der Massen. Aber diejenigen, welche an ihr Anstoß nehmen, sollten doch immerhin bedenken, daß die Gefahr wirklich nicht so groß ist, die Menschen könnten sich allmählich auf Grund der gewonnenen Kenntnisse nunmehr selbst für den Schöpfer alles Geschaffenen und den Urgrund aller Dinge halten und deshalb dem ewigen Schöpfer, den sie, ob sie wollen oder nicht, mit jedem Atemzug bekennen, die schuldige Ehrfurcht versagen. Wer nicht an eine erhabene Gottheit glaubt, liegt erfahrungsgemäß dann eben nur vor Götzen auf dem Bauch. Der Ausbreitung des Wissens und der Bildung sollten aber niemals religiöse Bedenken entgegentreten. Sie sollte im Gegenteil bei uns als eine religiöse Pflicht angesehen werden, denn der Bildungsdrang im deutschen Volke ist riesengroß.

Erkennen macht glücklich und dieses Glück sollte absichtlich niemandem vorenthalten werden. Für die Gesamtheit eines Volkes aber bedeutet die Zunahme der Bildung Wachstum an Kraft und Macht. Selbst in China beginnt diese Einsicht zu tagen. In einem Berichte Liang Ki-chaos, über die neue Hochschule für moderne Wissenschaften in der Provinz Wunan, aus dem Jahre 1898, finden sich folgende Worte:

„Wissen ist Macht. Je nachdem das Wissen eines Volkes enger oder weiter wird, sinkt oder steigt seine Macht. Beispiele hierfür sind die farbigen Rassen: die Inder haben sich durch ihr zunehmendes Wissen auch in ihrer politischen Abhängigkeit von England aus ihrer zuerst untergeordneten Stellung wieder emporgearbeitet, so daß sie hohe Stellungen im Lande einnehmen. Dagegen sind die Neger Afrikas, die Indianer Mexikos und die Eingeborenen der Südsee zu

Sklaven herabgedrückt. Früher wollte man die Macht des Volkes niederdrücken, darum beschränkte man sein Wissen; jetzt will man diese Macht verstärken, darum erweitert man sein Wissen . . . Man muß also vor allem andern erst das Wissen erweitern und die Unwissenheit zerstreuen. Man muß begreifen lernen, was einen Staat stark macht und was ihn schwächt, wie man das Wissen fördert, und wie die Unwissenheit. Man muß verstehen, daß China, wenn es in seiner alten Ideenwelt verharrt, selbständig nicht weiter existieren kann. Dann müssen japanische und europäische Geschichtswerke gelesen werden, damit man einsieht, daß im Fortschritt das Leben besteht. Darauf müssen einheimische und ausländische Gesetzeswerke studiert werden, damit man den Wert allgemeiner Gesetzesnormen begreift. Dann wird man seine Aufmerksamkeit erst recht den alten Klassikern und alten Philosophen zuwenden. Auch das Selbstbewußtsein und der Patriotismus der Schüler müssen geweckt werden, damit sie für ihr Vaterland, für ihre Eigenart und für ihre Sittenlehre schützend eintreten . . ."

Was die Chinesen einsehen, könnten wir auch schon eingesehen haben.

Es ist eine landläufige Behauptung in Deutschland, in den breiten Schichten des Volkes herrsche kein Verständnis für eine gediegene Bildung. Klassiker seien nun schon gar nicht für sie von Interesse. Tatsachen sprechen dagegen. Ich möchte hier ein Beispiel anführen, das mir zur Verfügung gestellt worden ist. Die Kruppsche Bücherhalle in Essen hat an Hand der von Jahr zu Jahr steigenden Benutzungsziffer der Werke von Goethe, Schiller, Kleist, Lessing u. a. nachgewiesen, daß das Interesse für unsere Geistesheroen bei den untergeordnetsten Arbeitern nicht nur vorhanden ist, sondern daß diejenigen, die es haben, ziel-

bewußt und dauernd, nicht aus Zufälligkeit, unsere klassischen Autoren lesen. Es ist fernerhin festgestellt worden, daß gerade diejenigen Schriftsteller, welche dem idealen Sinn des deutschen Volkes nahe stehen, von ihnen am liebsten gelesen werden, so von neueren: Anzengruber und Rosegger; andere, die als dichterische Persönlichkeiten den Lesern von geringerer Schulbildung ferner stehen, wie Ibsen, werden ebenfalls, wenn auch in geringerer Zahl, von Arbeitern geschätzt. Die Kruppsche Bibliothek besitzt griechische und römische Klassiker, und zwar 48 an der Zahl, die sämtlich von den Arbeitern gelesen werden, und sogar von den untersten, nicht nur von gelernten Facharbeitern, aus welchen die späteren Meister hervorgehen. Aristoteles, Cicero und Plautus fanden bisher den größten Zuspruch. Selbst die Fachliteratur, darunter Fächer wie Rechts- und Staatswissenschaft, blieben nicht unberücksichtigt. Für Kultur und Geschichte des deutschen Volkes zeigt sich ein so lebhaftes Interesse, daß z. B. die 13 vorhandenen Bände von Simrocks deutschen Volksbüchern im ersten Jahre des Bestehens der Bibliothek insgesamt hundertmal ausgeliehen wurden. Sehr häufig tritt an die Leitung der Bibliothek das Verlangen nach einem „lehrreichen Buch", was es auch immer sei, heran. Der Vorstand der Bücherhalle hat unter andern einen Arbeiter getroffen, welcher ihm das erste Mal die Bitte aussprach, ihm ein Buch zu geben, aus welchem er sich über Gesundheitswesen bei den alten Römern unterrichten wolle, das nächste Mal ein Buch über Medizinalpflanzen, da er des Sommers Pflanzen sammle und sich über deren Heilwirkung unterrichten wolle; ein drittes Mal verlangte er ein Buch über Phrenologie, und die jedesmalige Unterhaltung ergab in der Tat, daß der betreffende Arbeiter

das betreffende Buch nicht nur gelesen, sondern für seine Interessen daraus selbständig geschöpft hatte.

Alles, was Wissen und Erkennen hebt, sollte also mit aller Kraft gefördert werden. Die geistige Förderung des einzelnen ist nicht so wichtig, wie die der Gesamtheit. Nur der Fortschritt der Gesamtheit bildet einen Kulturfortschritt.

Je mehr mit der wachsenden Erkenntnis der Menschen der Irrtum ausgeschaltet und der Inhalt des Erkannten zur eigensten Natur wird, desto freier wird der Wille. Mit dem allgemeinen Fortschreiten der Erkenntnis eröffnet sich dem Menschengeist eine Perspektive in die Unendlichkeit, auf deren Bahn die Hoffnung liegt, daß die Menschheit dereinst befähigt werde, bei allen Lebensaufgaben die Wirkungen wissentlich hervorzubringen, indem sie sie planmäßig verursacht; mit andern Worten, daß spätere Generationen auf Grund ihres Wissens in der Lage sein werden, „bewußt" zu leben.

„Mensch, wenn du weißt, was du tust, bist du selig, wenn du es nicht weißt, bist du ein Uebertreter des Gesetzes und verflucht," sagt Christus. Welch eine göttliche Hoffnung! Damit würden Chemie, Physik, Mathematik, Astronomie nicht mehr, wie bisher in den Augen vieler, verbotene Früchte sein, an denen aberwitzige Neugierde gelegentlich einmal nascht, sondern schon für die Kinder ebensogut wie der Anschauungsunterricht selbstverständliche Teile des Religionsunterrichts. Künftige Generationen der Christenheit werden dann vielleicht nicht mehr erzogen werden zum „Glauben", sondern zum „Schauen", und unter Religion wird man nicht mehr „Bekennen" verstehen, sondern „Sein".

Sittlichkeit.

Eine ihrer Hauptaufgaben scheinen die Missionare in der Hebung der Sittenzustände bei den fremden Völkern zu erblicken. Sie suchen Völker, welche bisher völlig unbe-

kleidet gingen, aus Anstandsrücksichten zum Tragen von Kleidern zu bewegen. Eine der ersten Taten der Missionare auf Hawai war die Einführung des Hotoku, und in Japan bemühen sie sich energisch um eine Aenderung des Kimono bei den Frauen, eines bis zum Knöchel reichenden, einfach um den Leib geschlagenen Gewandes, das nur durch den Gürtel geschlossen gehalten wird und bei jeder heftigen Bewegung die bloßen Beine der Trägerin sehen läßt.

Die Missionare übersehen bei ihren Bemühungen einen sehr wesentlichen Umstand, nämlich den, daß bei allen unbekleidet gehenden Völkern ein sehr hohes Schicklichkeitsgefühl zu herrschen pflegt. Gerade bei diesen verbindet ein affektloser Verkehr die Geschlechter von Jugend auf, und sie unterscheiden sich von uns ganz wesentlich dadurch, daß das Nackte bei ihnen zwar gesehen, aber nicht „angesehen" wird. Es kommt hinzu, daß unsere Missionare diesen Völkern dadurch, daß sie sie bekleideten, in keiner Weise einen Dienst geleistet haben; vielmehr sind nach dem Urteile von Aerzten viele verheerende Krankheiten unter diesen Volksstämmen auf die Bekleidung zurückzuführen. Die vermeintliche Moral hat ihre Schattenseiten.

Eine Trennung der Geschlechter beim Baden war den Japanern bisher völlig unbekannt. Erst dem europäischen Einfluß ist es zuzuschreiben, daß das öffentliche Baden in Japan außerhalb der Wohnungen oder Badeanstalten verboten ist, wenn sich auch die Japaner noch heute außerordentlich wenig daran kehren, sofern nicht zufällig ein Polizist in der Nähe ist. Die Familien empfangen sogar des Nachmittags Besuche beiderlei Geschlechts im Bade. Vergleicht man aber das Leben in den von den christlichen Abendländern überfluteten Hafenstädten mit den sittlichen Zuständen im Innern des Landes, so fällt einem die Ent-

scheidung darüber nicht schwer, wo Sitte und Moral besser sind.

Allenthalben kann man in Japan Mütter ganz öffentlich auf den Straßen ihre Säuglinge stillen sehen. Ich finde, es hat etwas Kränkendes, wenn man dabei beobachtet, wie fast jede junge Engländerin, die zufällig in ihrer Rikscha des Weges einherkommt, mit einem Shocking auf den Lippen, ihr niedliches Köpfchen von diesem Anblick abwendet. Sie ahnt wahrscheinlich gar nicht, wie sehr sie sich selbst mit dieser vermeintlich keuschen Regung erniedrigt und daß sie selbst nur das Opfer einer verkehrten Erziehung ist. Sie wird ganz sicherlich, und wenn sie am Tage auch noch so prüde ist, dadurch in keiner Weise in ihrer Schamhaftigkeit verletzt, daß sie am Abend in großer Toilette vor aller Augen Schultern, Hals und Rücken entblößt. Es handelt sich eben bei allen solchen Dingen um den suggestiven Einfluß der Erziehung, der auch bei den andern Völkern eine große Rolle spielt. Während die Europäerin sich scheut, ihre Beine zu zeigen, kommt die Orientalin einer derartigen Aufforderung ungeniert nach. Sie will aber vor Scham in die Erde versinken, wenn ihr zugemutet wird, ihr Gesicht zu entschleiern. Bei einigen Stämmen Zentralafrikas, bei denen die Sittenzustände geradezu mustergültige sind, tragen die Frauen als einzige Bekleidung bloß einen Muschelgürtel um die Lenden, an welchem rückwärts ein kleiner Zweig herabhängt. Dies Minimum von Bekleidung genügt ihrer Schamhaftigkeit vollkommen. Trotzdem ist diese nicht weniger zart, und die Frauen fühlen sich aufs tiefste verletzt, wenn dieser Zweig durch Zufall herabfällt.

Die Prüderie ist unzweifelhaft ein Merkmal abendländischer Kultur und wohl auch historisch zu erklären. Sie hat ihren Ursprung in der Auffassung, daß alle Geschlechts-

funktionen unrein seien. Wahrscheinlich ist dieser Gedanke als ein Rest niederer Kulturstufen in die Lehren der christlichen Kirchen eingezogen und dort ausgebildet worden. Er findet sich auch bei wilden Völkern. Ein afrikanischer Missionar erhielt von einem Knaben auf die Frage, ob ein Hund sündigen könnte, die Antwort: „Wenn der Hund nicht sündigte, wie könnte er da Junge kriegen?" Bei gewissen Indianerstämmen dürfen die Frauen nicht im Hause gebären, weil es den Waffen Unheil bringt. Andere Völker halten bestimmte Körperfunktionen der Frauen für eine Schöpfung böser Geister, und eine Frau hat in diesem Zustande jedem Manne, der ihr entgegenkommt, von ferne zuzurufen, sie sei unrein. Bei den Muhammedanern deuten gewisse vorgeschriebene Waschungen auf eine ähnliche Auffassung, und auch die Juden des Alten Testaments teilten sie.

Zu dem Einfluß des Judentums auf die Entwicklung der christlichen Kirche gesellte sich die Einwirkung allgemeiner orientalischer Anschauungen, nach denen das Weib überhaupt für etwas Untergeordnetes angesehen und die Berührung mit ihm als etwas Unreines und Gefahrbringendes hingestellt wird. Buddha lehrt: „Solange die Liebe des Mannes zum Weibe, auch die geringste, nicht zerstört ist, solange ist sein Geist in Knechtschaft." Während aber bei andern Völkern, insbesondere innerhalb des Bereiches des Muhammedanismus, die Fruchtbarkeit seitens der Kirchen in den Vordergrund gestellt wurde, hat die christliche Kirche die Askese gepredigt und nicht nur auf die Beherrschung, sondern auf die völlige Unterdrückung des Geschlechtstriebes hinzuwirken gesucht. Als Mittel zur Bekämpfung desselben dienten ihr namentlich das Institut der Ohrenbeichte und die in den Klöstern geübten Kasteiungen. Aehnliche Maßregeln sind auch in nichtchristlichen Kirchen

ergriffen worden, und wie dies schon früher heidnische Priester in Antiochien und Persien getan hatten, versuchten schließlich einige das Uebel für sich selbst an der Wurzel auszurotten, wie im 3. Jahrhundert die Sekte der Valesier, die ihre Anhänger zur Kastration zwang. Desgleichen der große Kirchenvater Origenes. Noch heute die christlichen Skopzen in Rußland. Einen dogmatischen Ausdruck fand diese Richtung in der theologischen Christologie, welche die Lehre einer übernatürlichen Erzeugung Jesu schuf, nicht im Sinne eines metaphysischen und ewigen Verhältnisses seiner Person zu Gott, sondern in dem grob sinnlichen Gedanken einer physischen Erzeugung durch die Wunderkraft Gottes ohne männliches Zutun. Der geschlechtliche Umgang wurde von der Kirche als das Essentielle der Erbsünde hingestellt. Augustin lehrt, die Zeugungslust sei Sünde, und die Erbsünde erkläre sich eben aus der Zeugung als Fortpflanzung einer natura vitiata. Der Gedanke fand schließlich durch Pius IX. in dem am 8. Dezember 1854 verkündeten Dogma von der „Unbefleckten Empfängnis" seine dogmatische Erweiterung, wonach die Mutter Mariae „ohne Erbsünde", d. h. ohne den Verlust ihrer physischen Jungfrauschaft, geboren habe. Dies zum Unterschiede von den Menschen, deren Geburt von der Erbsünde „befleckt" ist.

Von der römischen Kirche ist eine gleichgeartete Lehre von der Erbsünde in die protestantischen Kirchen hinübergeschleppt worden. Der Geschlechtstrieb wird auch hier als der Urquell alles Uebels geschildert, und in ihm findet das Prinzip des Bösen seine philosophische Erklärung.

Ein Grund für einen solchen Entwicklungsgang der Lehre im Schoße der Kirchen dürfte vielleicht darin zu erblicken sein, daß instinktiv das Geschlechtsleben als dasjenige Gebiet erkannt wurde, auf welchem der Einfluß der

Priester, namentlich durch die Beherrschung der Frauen und des Familienlebens, am wirksamsten sein mußte. Bei allen Völkern der Erde ist dasselbe in irgendeiner Weise mit einem priesterlichen Kultus umgeben, auch bei den Wilden. Die Wilden haben insbesondere grausame zeremonielle Gebräuche ausgebildet, welche bei den Kindern Anwendung finden, sobald diese in das Alter der Pubertät eintreten. Ihr Anblick ist zuweilen grauenhaft. Daß sich aber die christliche Kirche mit ihrer Lehre auf dem richtigen Wege glauben mußte, lag meines Erachtens nach an besonderen Verhältnissen. Die Entfaltung der christlichen Kirche fand auf italienischem Boden statt. Was für den asiatischen Erdteil Indien bedeutet, ist für Europa Italien. Dort sind die geschlechtlichen Ausschweifungen und Perversitäten am weitesten verbreitet. Bekanntermaßen ist bei Menschen und Tieren in den wärmeren Zonen der Geschlechtstrieb an und für sich stärker als bei uns, ebenso wie die pflanzliche Vegetation dort üppiger ist. In einem Alter, in welchem der Germane und Slave noch völlig unentwickelt ist, tritt bei den Südländern bereits die Pubertät ein. Dazu kommt, daß die erhöhte Sinnlichkeit weder durch eine sittenstrenge Erziehung, noch durch Nahrungssorgen eingeschränkt wird. In dem Laster eines ungezügelten Geschlechtslebens erblickten gerade die Edleren und Sittlicheren die Quelle der vielen sozialen und moralischen Schäden, und so lag auch aus diesem Gesichtspunkt für die Kirche die Aufgabe nahe, den Kampf dagegen aufzunehmen.

Selbst die Ehe erhielt auf diese Weise den Charakter eines Zugeständnisses an die menschliche Schwäche, den sie für viele auch bei uns noch hat. Die Natur hat sich aber stets stärker erwiesen als Menschenwitz, und wenn auch mit der Lockerung des kirchlichen Einflusses die Geister freier

wurden, so führt doch noch heute diese Lehre, namentlich bei der Frauenwelt, zuweilen zu den entsetzlichsten Gewissensverrenkungen.

Erst unsere Zeit fängt an, den idealen Wert der sexuellen Liebe zu verstehen, welche, abgesehen von der Erhaltung des Menschengeschlechtes, die gegenseitige Ergänzung der beiden Geschlechter nicht nur in den praktischen Bedürfnissen des Lebens, sondern in den höchsten idealen Funktionen der Seelentätigkeit vermittelt.

Damit wenden wir uns glücklicherweise auch immer mehr von jener naturwidrigen Lehre der Erbsünde ab, welche nach Kants Worten die „unschicklichste unter allen Vorstellungsarten" gewesen ist. Die äußeren Umstände wirken auch hier mit Notwendigkeit ein.

In früheren Zeiten kam eine rechtmäßige Ehe nur durch priesterliche Kopulation zustande; heute genügt seit Einführung der Zivilehe für die Beseitigung etwaiger Bedenken über die Moralität des Geschlechtsumganges bereits die Vornahme der standesamtlichen Trauung.

Auch in unserm gesellschaftlichen Leben gehen wir allmählich dazu über, den Maßstab für Sittlichkeit aus den natürlichen Instinkten abzuleiten und nach ihnen die Begriffe von Ehre und Anstand zu bilden, welche durch die Gesellschaft in konventionelle Formalitäten gekleidet werden. Wie es den Bemühungen des Publikums zu verdanken ist, daß die Stimmen derjenigen Aerzte endlich durchgedrungen sind, welche den Weg zur Natur zurückgewiesen haben, so wird vielleicht das Publikum auch auf dem Gebiete des Seelenheils der Natur noch mehr die nötige Anerkennung verschaffen. Denn Keuschheit ist keine Tatsache, die sich physikalisch beweisen läßt, sondern ein Zustand des Gemüts. Ein, wie man sagt, „gefallenes" Mädchen kann sehr viel

keuscher sein, als ihre unberührte Schwester. Das weiß ein jeder, der Sinn für des Weibes Keuschheit besitzt.

Spätere Zeiten werden vielleicht nur dort von einer Ehe sprechen, wo Nachkommen vorhanden sind; denn erst damit fängt das Zusammenleben zweier Menschen an, ein öffentliches Interesse zu gewinnen. Daß bei uns heutzutage noch unehelichen Kindern zeitlebens ein Makel anhaftet, ist ein Rest von Barbarismus.

Unsere germanischen Altvordern dachten in dieser Hinsicht menschlicher. Es ist die höchste Zeit, daß wir uns wieder ihrer erinnern und mit diesen überkommenen Vorurteilen brechen. Denn die äußere Form ist immer nur etwas Unwesentliches; nicht auf eheliche Zeugung kommt es an, sondern auf Züchtung.

Züchtung.

Wollen die Deutschen im großen Weltkampf der Völker siegreich bestehen, so gehört in erster Linie dazu, daß sie gesund geboren werden.

Bei der Schließung von Ehen sollten daher in erster Linie die Gedanken für das Wohl der zukünftigen Generation maßgebend sein. Blinde Verliebtheit und der noch blindere Geschäftssinn müßten ihrer allgemeinen Billigung als zureichende Heiratsgründe entkleidet werden und der Berücksichtigung weiter reichender Gesichtspunkte pflichtgemäß nachstehen, über die allerdings vorläufig noch die Diskussion manchen Leuten „anstößig" erscheint. Kinder, die jetzt aus Versehen oder planlos in die Welt gesetzt werden, würden alsdann mit vollem Verantwortlichkeitsgefühl gezeugt werden.

Gerade die Geistlichen könnten durch ihren Einfluß auf die Frauen hier segenbringend wirken und manchen Jammer abwenden, den unglücklich geborene Geschöpfe durch die Schuld ihrer Eltern ihr ganzes Leben lang mit

sich herumtragen müssen. Es gibt schon eine ganze Anzahl unumstößlicher Erfahrungen und Kenntnisse auf diesem Gebiete, die uns als Richtschnur dienen könnten.

Mit Hilfe der Naturwissenschaften ließe sich sehr wohl das Liebesleben aus dem Bereich des individuellen Genusses in den der sozialen Betätigung erheben, und der tiefe Ernst, den dadurch das Leben gewinnt, könnte für die Gemüter nur förderlich sein.

Daß Züchtung kein leerer Wahn ist, scheint selbst den Chinesen nicht unbekannt zu sein. Die höchste Auszeichnung, welche einem Chinesen zuteil werden kann, ist die Erlangung der Doktorwürde und die damit verbundene Aufnahme in die Gelehrtenkörperschaft der Han-lin-Akademie. Der Name desjenigen, der als erster aus der Doktorprüfung hervorgeht, verbreitet sich wie ein Lauffeuer durch das ganze Reich, und Ehren über Ehren werden ihm zuteil. Allerdings bedeutet ein solcher Titel scheinbar noch ein klein wenig mehr als bei uns der Doktor juris; denn manche setzen ihre Bewerbung um denselben bis in ein hohes Alter fort, und die prachtvollste aller Ehrenpforten ist in Ting-ping-tschau dem Andenken des Long-han gewidmet, welcher erst im 82. Lebensjahre den Doktorgrad erwarb. Aber das eigentümliche ist dabei, daß auch die Eltern des Graduierten gleichzeitig zur Doktorwürde aufsteigen und in noch viel höherem Grade mit Ehren überhäuft werden. Darin liegt eine Anerkennung des instinktiv empfundenen, wenn auch nicht naturwissenschaftlich begründeten Zuchtgedankens, für den wir bei uns noch kein allgemeines Verständnis finden, es sei denn, daß wir einen Anklang daran in den standesgemäßen Ehen der Regierenden und der Ahnenprobe beim Johanniter-, St. Georgs- und Maltheserorden erkennen wollen.

Gesundheit.

Zur gesunden Geburt muß dann allerdings auch eine gesunde Erziehung hinzukommen. Mit der unglücklichen kirchlichen Idee, daß es ein verdienstliches Werk sei, die menschliche Natur mit Füßen zu treten, kann nicht radikal genug gebrochen werden. „Mens sana in corpore sano." ist ein sehr altes und wahres Wort, gegen welches vielleicht nirgends so gefehlt wurde, wie in Deutschland.

Bis jetzt befindet sich leider noch auf keinem Lehrplan unserer Schulen die Hygiene, und doch ist eine solche Materie bei weitem wichtiger als lateinische und griechische Grammatik zusammengenommen und mit 100 multipliziert.

In der Erziehung unseres Volkes zur Reinlichkeit, die ein sehr wichtiger Zweig der Hygiene ist, könnte bei uns noch vieles geschehen. Wir werden darin von andern Völkern weit übertroffen. In der Stadt Tokio gibt es über 800 öffentliche Badeanstalten, in welchen nach allgemeiner Schätzung täglich 400 000 Personen baden. Die Kosten für ein Bad betragen daselbst weniger als 5 Pfennig. Reinlichkeit ist eine Quelle des Wohlbehagens; körperliche und sittliche Reinlichkeit gehen meistens Hand in Hand. Ich meine, mancher wird mir beistimmen in der Behauptung, daß die vielen Millionen, die bei uns für den Bau palastartiger Kirchen aus den Kreisen der besitzenden Aristokratie und dem Lager der Kommerzienräte gezogen werden, besser für den Bau von Volksbadeanstalten und Volksbibliotheken verwendet würden. Das wäre vielleicht ein nicht unwirksames Mittel zur Bekämpfung der Umsturzbestrebungen und könnte ebenfalls geschehen „zur Ehre Gottes" und unseres unnachahmlichen Herrscherhauses. Das ist keine Frivolität. Gesundheit ist eine Quelle der Kraft. Selbst Optimismus und Pessimismus sind im Grunde nur ein Ausdruck des körperlichen Befindens, wie ein jeder an sich selbst ohne

Anwendung allzu großen Scharfsinnes beobachten kann. Wir brauchen aber eine optimistische Geistesrichtung in Deutschland, wenn wir voran kommen wollen. Alles, was einer solchen dienlich ist, muß daher gefördert werden.

Ein Beispiel der Erziehung zu optimistischer Geistesrichtung geben die Amerikaner ab, deren lebensfreudige Grundstimmung in der Sousaschen Musik einen so beredten Wiederhall findet. Allerdings hat ihnen in ihrer Geschichte bisher immer nur der Erfolg gelächelt. Das erleichtert es ihnen. Eine gleiche Gesinnung kann auch uns Deutschen nur dienlich sein. Sie kann aber nur durch die Erziehung der Jugend erzeugt werden.

Schwer genug mag es einem Volke werden, welches, wie das deutsche, stets nur düstere Gewitterwolken über sich sah, dahinter blauen Himmel und Sonnenschein zu vermuten und die Gemüter der Jugend auf einen freudigen Ton zu stimmen. Aber unsere Geschichte berechtigt uns dazu, und wenn unser Wille zu Hilfe kommt, kann der Erfolg nicht ausbleiben.

Jammertal.

Es ist überhaupt eine sonderbare Erscheinung, die mir angesichts des japanischen Völkchens in die Augen gesprungen ist. Dort unten, in dem Schatten des alles verneinenden Buddhismus, lebt eine heitere, lebensfrohe Menschheit, bei uns, wo des großen Bejahers dieses Lebens, Christi Name gepriesen wird, nennt man eben diese Welt ein Jammertal.

Den Jammer kann niemand leugnen.

Wenn wir aber annehmen, daß diese Welt tatsächlich dazu bestimmt ist, ein Jammertal zu sein und zu bleiben, so müssen wir ja alle diejenigen, welche trotz dieser Annahme Kinder in die Welt setzen, die sie wissentlich diesem Jammer preisgeben, geradezu für Verbrecher halten.

Es ist also wohl der optimistische Gedanke, daß auch dieser Jammer nur eine vorübergehende Erscheinung ist, an dessen Beseitigung ein jeder nach seinen besonderen Verhältnissen mitzuwirken berufen ist, der fruchtbarere. Durch die Zunahme der Gesundheit und der Vernunft dürfte jedenfalls bereits ein erheblicher Teil allen Leidens verschwinden. Wenn wir im übrigen für wahr halten sollen, daß die Welt ein Jammertal ist, so müßten wir notgedrungenerweise auch Deutschland mit diesem Kosenamen bedenken. Mit welchem Rechte aber lehren wir dann in den Schulen das Lied „Deutschland, Deutschland über alles", mit dessen klangvollen Worten wir doch selbst die Regungen ehrlichster Ueberzeugung zu verbinden wähnen? Entweder müssen wir alles mit dem Prädikat „jammervoll" verwerfen, oder aber eingestehen, daß dieses falsch ist. Gerade wir Deutschen sind aber in der glücklichen Lage, wenn wir ehrlich prüfen, von jeder Reise in fremde Länder als größere Patrioten in die Heimat zurückzukehren, als wir ausgezogen sind. Je mehr die Deutschen also von der Welt kennen lernen werden, desto besser werden sie ermessen können, wie schön Deutschland ist, äußerlich und innerlich, wenn uns auch noch manches zur Vollkommenheit fehlen mag. Würde obendrein die Million Menschen, um die sich Deutschland jährlich vermehrt, gesund geboren und gesund erzogen, so dürfte aller Wahrscheinlichkeit nach Deutschland nach Ablauf des Zeitraums auch nur einer einzigen weiteren Generation ein noch mehr zu seinen Gunsten verändertes Aussehen erhalten. Ohne die Hoffnung auf Deutschlands Zukunft aber hat das Leben eines Deutschen überhaupt nur einen problematischen Wert.

Gott sei Dank, erwacht ja nunmehr auch innerhalb des sogenannten Christentums das Bewußtsein, daß es von dem

Willen der Menschen abhängt, ob diese Welt ein Jammertal sein soll oder ein Paradies. Die Aufgabe der Menschen ist, das Reich Gottes „auf Erden" zu bauen, und nicht im Himmel.

Wir sprechen in der Geschichtsbetrachtung von der Zeit vor Christi Geburt als ob sie gegenwärtig sei, mit nicht geringerer Unbefangenheit von näher liegenden Vergangenheitsepochen. Vererbungstheorien sind niemandem mehr etwas Befremdliches. Aber die Zukunft auch nur über ein Menschenalter hinaus im voraus ernst ins Auge zu fassen und die Erziehung darauf aufzubauen, erscheint heutzutage noch den meisten Menschen geradezu Vermessenheit. Es kann jedoch unmöglich so sinn- und ergebnislos sein, den Blick, der bisher nur rückwärts gerichtet war, nunmehr auch nach vorwärts zu lenken. Der einzelne, der selbst im Orchester ein Instrument spielt, vernimmt nicht die Harmonie des Ganzen; so vermag auch der einzelne nicht die Harmonie der Welt zu erfassen. Aber es wäre schon ein großer Gewinn, wenn ein jeder nunmehr dazu angeleitet würde, in sich selbst nur das Produkt der Vergangenheit und das Material für die Zukunft zu erblicken. Hieran würden sich vielleicht noch große Resultate knüpfen, und vor allen Dingen das eine, daß seitens der Väter die Sünden vermieden würden, die an den Kindern heimgesucht werden. Auch unsere Zeit leidet nur an den Sünden vergangener Zeiten. Daß jede Handlung, auch die unbedeutendste, logischerweise eine Wirkung hat, und daß aus der Summe aller dieser Wirkungen sich die Zukunft bildet, das sollte man von Jugend auf den Kindern als Richtschnur für ihr Handeln lehren. Im Altertum galt die Welt als etwas absolut Feststehendes und Unverrückbares, und der Weise suchte zu ihr Beziehungen zu entdecken, die dem Menschen das persön-

liche Dasein erträglich machen sollten. Dann folgte die Erhebung des Menschen über die Natur, die ihn veranlaßte, sich gegen diese nach Möglichkeit abzuschließen und alles Leben außerhalb derselben zu suchen. Erst unsere Zeit hat den Blick der Menschen wieder auf die Natur zurückgerichtet und uns gleichzeitig mit der Gabe beschenkt, in zuvor nie geahnter Weise in ihr Werden und die Fülle ihrer Wunder hineinzuschauen. Was uns fehlt, ist nur die Brücke, die aus dem Innern des Menschen zur Natur hinüberführt, und ihr zu Füßen legt, was an Willen und Tatkraft in den Menschen schlummert.

Natürliche Moral.

Ihre Verachtung ist heute auf alle Fälle ein überwundener Standpunkt. Das muß uns notwendigerweise dahin führen, auch unsere Begriffe von Moral nicht mehr aus Abstraktionen abzuleiten, wie die mosaischen Gebote, sondern aus der Psychologie. Moralische Gesetze, die die Natur des Menschen nicht berücksichtigen, werden immer Unheil anrichten. Wie es kam, daß dieser Weg bisher nicht eingeschlagen wurde, habe ich im vorangegangenen zu erklären versucht. Hier möchte ich nur noch andeuten, daß die Psychologie tatsächlich eine Quelle sittlicher Gesetze abgeben kann und wir daher gar nicht genötigt sind, die konfessionellen Morallehren in den Schulen für unentbehrlich zu halten.

Was zunächst das Geschlechtsleben betrifft, das durch die meisten Religionslehren mit einer Wolke dogmatischer Spitzfindigkeiten umhüllt wird, welche das teuflische Spiel der Sinne bezwingen soll, so ist zu bemerken, daß es sich bei der Sinnlichkeit in keiner Weise um etwas Teuflisches handelt, sondern daß in der Verschiedenartigkeit der männlichen und weiblichen Sinnlichkeit bereits das Korrektiv für

die gefürchtete sexuelle Ausartung liegt und das Gesetz für die Moral.

Zunächst sind auf geschlechtlichem Gebiet die Naturen der männlichen und weiblichen Individuen in ihrer Empfindungswelt verschieden geartet. Die Aktivität des Mannes wird im wesentlichen durch physische Reize geweckt, die notwendige Passivität des Weibes bewirken Beziehungen psychischer Natur. Beim Mann spielt das Animalische eine größere Rolle als beim Weibe. Ihn zieht die körperliche Schönheit an, die die Natur dem Weibe verliehen hat, wie den Blumen auf dem Felde ihre Farbenpracht. Und instinktiv sucht das weibliche Geschlecht das Geschenk der Natur durch künstlichen Putz zu erhöhen, allerdings wohl selten nur des tieferen Sinnes dieser Neigung sich bewußt. Hierin sind die Anlagen aller Menschenarten die gleichen. Die natürlichen Instinkte sind bei beiden Geschlechtern anders geartet, und die unstreitig vorhandenen Ausnahmen bestätigen auch hier nur die Regel. Bei den Frauen, die das Gefäß des keimenden Lebens darstellen, sind begreiflicherweise die mit dem Geschlecht zusammenhängenden Triebe an tiefere Regungen geknüpft, als beim Manne. Daher wird sich eine Frau im allgemeinen willig nur hingeben, wo sie liebt, und körperliche und seelische Beziehungen gleichmäßig benötigen. Sie gipfeln in einer Vorstellung von Glück, als einer Widmung des eigenen Lebens für die mit einem seelisch verwandten Manne gezeugte Nachkommenschaft. Daß das männliche Individuum hierin leichtfertiger ist, pflegt dem weiblichen Verständnis nicht leicht zugänglich zu sein. Für eine Frau hat im allgemeinen das Bewußtsein etwas Kränkendes, nur um körperlicher Reize willen begehrt zu werden. Die Frauen neigen daher von Natur nicht zur Polyandrie, wie der Mann zur Polygamie. Sie sind die geborenen Hüter der

Sittlichkeit, und die edeln unter ihnen werden immer die Moral repräsentieren. Die Männer sollten also endlich auf diesem Gebiet die Souveränität der Frauen anerkennen. Die größere Toleranz, die heute in gesellschaftlicher Hinsicht den Männern entgegengebracht wird, beruht auf der Ahnung der Verschiedenartigkeit der natürlichen Veranlagungen. Psychologische Forschungen und Aufklärung über das sexuelle Leben werden jedenfalls eine moralisch reinere Bevölkerung erziehen, als das bisher gepflegte Vertuschungssystem, welches über einen der wunderbarsten und erhabensten Vorgänge in der Natur den Schleier der Unkenntnis gebreitet und neben unendlichem Leid, das damit heraufbeschworen wurde, den Geschlechtsumgang selbst mit dem Reiz des Verbotenen ausgestattet hat. Aus ihm erwuchs die Prüderie und die Zote, welche beide moralisch auf gleicher Stufe stehen, da sie nichts sind, als ein Schleier, hinter dem eine vergiftete Phantasie ihr Spiel treibt. Unsere Gesellschaft steht noch unter dem Banne dieser Erziehung. So kommt es, daß noch heute unter einem „unschuldigen" Kinde ein solches verstanden wird, das über die geschlechtlichen Beziehungen der Menschen keine oder unklare Vorstellungen besitzt, und daß bei der Erziehung der Mädchen noch vielfach das Hauptgewicht darauf gelegt wird, diese widernatürliche „Unschuld" zu pflegen und jede Aufklärung fern zu halten. Ihr zu Liebe werden die geschlechtlichen Verirrungen der Kinder, die sie mit den meisten Säugetieren, insbesondere den Affen, gemein haben, mit dem höchst albernen Namen „Jugendsünden" belegt.

Eine Sünde liegt immer nur dort vor, wo wider die Natur gehandelt wird. Alles Widernatürliche ist Sünde. Wo auf beiden Seiten der Wille völlig frei ist und die Vereinigung der Geschlechter dem Liebeswunsch entspricht,

kann von Sünde nicht die Rede sein. Nur da, wo der Wille auch nur einer Seite nicht frei ist, sei es, daß er erkauft oder mit Gewalt erzwungen wurde, oder auch durch eine aufoktroyierte Ehe gebrochen wurde, kann man vielleicht davon sprechen, aber die Prüfung dieser Umstände wird im allgemeinen nur den Beteiligten und schwerlich Außenstehenden möglich sein.

Egoismus und Altruismus.

Was gut und böse ist, kann nur ein jeder vor seinem eigenen Gewissen prüfen, und dazu muß er durch die Erziehung angehalten werden. Objektiv ist keine Handlung gut oder schlecht. Der Versuch, in kasuistischer Form die Moral zu fixieren, wie es die Kirchen tun, ist eitel. Wer einen geladenen Revolver aus der Tasche zieht und abschießt, hat damit noch keine Schlechtigkeit begangen. Erst dadurch, daß eine bestimmte Absicht damit verbunden wird, gewinnt die Tat einen moralischen Gehalt. Vom Raubmord bis zur Heldentat kann eben diesem Abschießen des Revolvers jede Art menschlicher Schlechtigkeit oder Güte zugrunde liegen. Den ethischen Wert einer Handlung bestimmt in jedem Fall erst das Motiv. Bei der Beurteilung dieser Motive allerdings läßt sich wohl ein gewisses System aufstellen.

Im Grunde genommen, gibt es nur zwei Motive, die das Handeln und Denken der Menschen leiten und dem Wesen des Menschen ihren Stempel aufdrücken, den Egoismus und den Altruismus. Es gibt keinen Willensausdruck der menschlichen Natur, der sich nicht als einer dieser beiden Richtungen angehörend erkennen ließe oder als ein Gemisch beider in verschiedenen Mengen. Die Mutterliebe ist wohl die eigentümlichste Vermengung von Altruismus und Egoismus in gleich starken Dosen. Alles, was wir an häßlichen Motiven und Charaktereigenschaften kennen, Eitelkeit, Hab-

sucht, Neid, Feigheit, Bosheit und wie sie alle heißen, sind nur verschiedene Ausdrucksformen selbstischer Gesinnung, während umgekehrt Güte, Milde, Liebenswürdigkeit, Freundlichkeit, Aufopferungsfähigkeit Aeußerungen einer altruistischen Gemüts- und Geistesrichtung darstellen, einer solchen, bei welcher die eigene Person zugunsten anderer Menschen oder einer Sache in den Hintergrund tritt. Im allgemeinen erscheint der Mensch als ein Egoist, was sich am deutlichsten an den Kindern zeigt. Das Gegengewicht gegen den natürlichen Egoismus stellt das Gewissen dar, jener göttliche Zug, der zum Altruismus hinleitet und in jedem Einzelfalle die Frage, ob gut oder böse, beantwortet. Das Leben bietet den Kampfplatz für den Streit zwischen Egoismus und Gewissen. Ein Schuft ist nur ein starker Egoist ohne Gewissen. Ist das Gewissen nicht ausgebildet und verfeinert, so sehen wir die Menschen aus Eigennutz wissentlich andere schädigen und selbst den Damm, den der Staat zum Schutze der Menschen aufgerichtet hat, die Strafgesetze, verletzen. Aus Egoismus wird der Mensch zum Dieb, Betrüger, Totschläger und Mörder. Allerdings gibt es auch Totschläger, die gefeiert wurden und denen Denkmäler errichtet worden sind; dann aber ist das Motiv ihrer Tat ein edles, ein altruistisches gewesen. Charlotte Corday wird niemand einer gemeinen Mörderin gleichstellen. Crispin steht sogar im Range eines Heiligen. Wer einen ebenbürtigen Feind im offenen Kampfe erschlägt, kann ein Held sein; wer sich aber an Schwachen, Wehrlosen, an Weibern, Kindern und Greisen vergeht, ist eben nur deshalb so verächtlich, weil er sich selbst keiner Gefahr aussetzt. Wer offen und bei Tage ein Verbrechen begeht, erscheint immerhin weniger niederträchtig, als jemand, der feige zum Schutze seiner eigenen Person die Dunkelheit zu Hilfe nimmt.

Der egoistische Zug ist das verabscheuenswerte.

Man wirft den Amerikanern vor, daß sie zwar unsere Tugenden besäßen, aber aus höchst weltlichen Motiven und aus Berechnung. Es heißt, der Amerikaner sei „mutig aus Sport, gütig im Rahmen der Mittel, ein wohlwollender Vorgesetzter im wohlverstandenen Interesse, korrekt und wahrheitsliebend aus Erfahrung, Tradition und Klugheit." Ein solcher Standpunkt erscheint sehr nüchtern. Ob er deshalb verwerflich ist, ist fraglich. Er rangiert eben nur auf der gleichen Stufe mit einer Moral, die das Gute tut nicht aus Bedürfnis, sondern in der Hoffnung auf Lohn im Jenseits. Beides ist Spekulation und ein Zugeständnis an den menschlichen Egoismus, aber immerhin, wie die Erfahrung lehrt, wohl geeignet, die Handlungs- und Denkungsweise der Durchschnittsmenschen im guten Sinne zu beeinflussen. Man darf aber nicht vergessen, daß die erstere Lehre den Vorzug der Beweisbarkeit besitzt. Es ist psychologisch erklärlich und durch Umstände beweisbar, daß jemand, der Zwang ausübt, Widerstand erzeugt, wer gütig ist, dagegen leichter freiem Willen begegnet, klug sein und gut sein also zusammentrifft.

Das Ueberwiegen egoistischer Triebe hat gerade auf kirchlichem Gebiete die großen Massen gefesselt und den Kirchen Macht verliehen. Je kindlicher und unentwickelter ein Volk oder eine Rasse ist, desto naiver spricht sich der menschliche Egoismus in der Religionslehre aus. Auf den Anfangsstufen religiösen Seelenlebens sehen wir die beiden aus dem engsten Ichgefühl hervorgehenden Empfindungen, Schauer vor den Naturgewalten und die Furcht vor höheren und stärkeren Mächten, den Grundstock des Lehrgebäudes abgeben. Der unentwickelte Mensch, der alles in der einfachsten Weise auf sich bezieht, erblickt in dem, was ihn

schreckt oder ihm nicht wohltut, das Spiel gegen ihn gerichteter bösartiger Wesen. Deshalb sind auch bei den am niedrigsten stehenden Völkern, wie z. B. bei den Wilden der Südsee-Inseln, Neu-Seelands und Mittelafrikas, die Gottheiten sämtlich übelwollend. Mit der Personifizierung der Gottheiten wurden denselben auch menschliche Schwächen beigelegt, und als eine der natürlichsten scheint die Bestechlichkeit allenthalben gegolten zu haben. Daher der Glaube, daß man durch Opfer seine Götter beschwichtigen und sich wohlwollend gesinnt machen könne. Man baute ihnen Heiligtümer und betete durch Opfer. Je schwerer dem Menschen das Opfer wurde, desto wirkungsvoller mußte es nach seiner Berechnung sein. Das Opfern lebender Wesen galt von jeher als das kostbarste; es ist noch heute üblich bei den Feuerländern, Adamnesen und Buschmännern. Erst allmählich kam der Gedanke auf, daß auch gute Wesen unter diesen Göttern sein könnten. Das war schon ein großer Fortschritt. Gleichzeitig änderten sich damit die abschreckenden Formen des Opfers; denn man hoffte, billiger zum Ziel gelangen zu können. Den Göttern wurde nun mit Ritual, Liedern, schönen Worten, Prozessionen, Anzünden von Lichtern und dergleichen gedient. Der Glaube an ein einziges höchstes, gutes Wesen, das selbst gut ist, und von den Menschen fordert, daß auch sie gut seien, gerecht, selbstlos und aufopfernd, erscheint erst sehr spät. Am deutlichsten haben diesen Gott die Juden gezeichnet, deren Egoismus ihnen aber nicht gestattete, sich ihn, der eigentlich ein Weltgott sein sollte, anders als Weltgott im Interesse Israels, als Stammesgott, der nur Israel bevorzugt, vorzustellen. Das Wirken dieses Gottes sollte den Frommen zu Reichtum und dem Stamm der Juden zur Weltherrschaft verhelfen. Dieser Gott wurde von den christ-

lichen Kirchen übernommen. Erst neuerdings auf den höchstentwickelten Kulturstufen sehen wir die Menschen diese kindlichen Vorstellungen abstreifen und den ethischen Wert des Menschen selbst und die Freiheit der Persönlichkeit als den Zusammenhang des Menschen mit der Gottheit erkennen. Unter großen Mühen haben sich die Menschen von der selbstsüchtigen Betrachtung der Welt und ihrer Erscheinungen los gemacht.

Selbstsucht und Liebe, Egoismus und Altruismus, das sind die zwei entgegengesetzten fundamentalen Richtungen des menschlichen Gemütes. Nur im Altruismus erhebt sich der Mensch auf die Höhe des Menschentums. Die einfachste Form desselben hat er mit den meisten Tieren gemein, nämlich die instinktive Unterdrückung des Egoismus im Interesse der Brut. Sie pflegt sich bei minderwertigen Charakteren bei der ersten Verliebtheit angenehm bemerkbar zu machen. Ein höherer Standpunkt ist die Liebe zum Geschlecht, Stamm, Nation und Menschheit und schließlich zu allem Geschaffenen. Wäre bei den Menschen allgemein die Lust an der Selbstlosigkeit und die Freude an der Arbeit für Zwecke der Gemeinsamkeit ebenso groß, wie z. B. im Bienen- und Ameisenstaat, so hätten wir schon längst das Paradies auf Erden. Vorläufig aber stehen die Durchschnittsmenschen ethisch noch auf der niedrigen Stufe, Schadenfreude zu empfinden, und Mitfreude überhaupt nicht zu kennen.

Nur in der Liebe erhebt sich der Mensch auf die Höhe des Menschentums. Wird er auch nur durch äußere Verhältnisse derart in den Dienst einer Sache gestellt, daß er vor derselben mit seiner eigenen Person in den Hintergrund tritt und sich gewissermaßen selbst opfert, so ragt er damit bereits über das Gros der Menschen empor. Das

verleiht dem Jesuiten ein erhöhtes Ansehen ebenso wie dem preußischen Offizier.

Vergleicht man den Typus des männlichen Charakters mit dem des weiblichen, so muß man den ersteren, der seiner Anlage nach für den Kampf mit der Welt und zur Betätigung seiner eigenen Person ausgerüstet ist, als den Vertreter des egoistischen Prinzips ansehen, das Weib in seinem Bedürfnis nach Anlehnung und selbstlosem Aufgehen in einer Liebestätigkeit als die veredelnde altruistische Ergänzung des Mannes. Ein herzloser Mann ist nicht schön, aber er hat, selbst wenn er vermöge seiner Macht furchtbar und dämonisch erscheint, durch diesen Mangel noch nichts von seiner Männlichkeit eingebüßt, ein herzloses Weib ist immer widerlich und ein Zerrbild der weiblichen Natur. Daher übt die Weiblichkeit auf alle Fälle einen veredelnden Einfluß aus.

Aus der gegenseitigen Abwägung egoistischer und altruistischer Motive geht auch hervor, daß z. B. die protestantische Lehre von der Rechtfertigung aus dem bloßen Glauben Menschen von einer höheren Gemüts- und Geistesverfassung erfordert, als die katholische Lehre von der Rechtfertigung aus den guten Werken, und zwar weil bei ersterer die egoistische Spekulation ausgeschaltet ist; denn nur, was völlig aus Altruismus oder mit andern Worten aus selbstloser Liebe geschieht, hat einen Anspruch auf Anerkennung. Schon Plato hat uns darüber belehrt, daß ein Mensch niedrig steht, der, anstatt durch Tat und Tüchtigkeit sich der Gottheit zu nähern, ihre Gunst durch äußere Werke, Opfer und dergleichen zu erkaufen sucht. Das dünkt Plato eine „schmähliche Erniedrigung der Religion zu einem Handelsgeschäft."

Aus dem gleichen Grunde ist eine Wohltat, die auf Erkenntlichkeit spekuliert, keine Wohltat mehr, sondern eine Spekulation. Ihr fehlt das altruistische Motiv, sie ist nur ein anderes Mittel, um den Egoismus zu befriedigen. Nur eine Wohltat, die frei ist von jeder Berechnung, erkennen wir als eine solche an. „Wenn du aber Almosen gibst, so laß deine linke Hand nicht wissen, was die rechte tut, auf daß dein Almosen verborgen bleibe."

Dennoch ist die Einseitigkeit falsch, die den Egoismus in seiner guten Wirkung verkennt. Die kraß egoistischen Triebe nach Befriedigung von Hunger, Durst und sinnlichem Begehren sind die elementaren Wurzeln, aus denen sich der Stamm jener riesenhaften Arbeitsmenge erhebt, welche die gesamte Menschheit leistet. Erst darüber hinaus verzweigt sich das Geäst verfeinerter Arbeitsmotive, wie Ehrgeiz, Besitztrieb, Gewinn- und Vergnügungssucht, Wissensdrang, Gewohnheit, Fürsorge und Nächstenliebe. Was hat allein das Streben nach Reichtum der Menschheit für Vorteile gebracht und tut es noch heute täglich als Ursache der verschiedenartigsten Unternehmungen, Erfindungen und wissenschaftlichen Forschungen, von deren Erfolgen Tausende profitieren. Die Nützlichkeit verbietet uns also, den Egoismus schlechthin zu verdammen, ebenso wie wir einen extremen Altruismus, der uns am Essen, Trinken und Schlafen hindern würde, für verfehlt halten müssen. Im Gegenteil sollten wir ihn nur ungeniert, namentlich in seiner Form als Streben nach Gewinn in den Dienst des Guten stellen, wie wir ja auch eine andere, und zwar die humorvollste Emanation des menschlichen Egoismus, die Eitelkeit, mit Hilfe von Titeln, Orden und Abzeichen nützlichen Bestrebungen dienstbar gemacht haben.

Eine zu starke egoistische Veranlagung aber steht niemandem zu Gesichte, und wahre Anerkennung werden wir immer nur altruistischen Motiven zollen. Bisher kam noch immer der Altruismus zu kurz. In der Erkennung dieser egoistischen Veranlagung des Menschen lautet das oberste christliche Gebot: Du sollst deinen Nächsten lieben, „als dich selbst".

Geht jemand in seinem Altruismus so weit, daß er im Interesse anderer selbst Schaden erleidet und freiwillig Schmerzen auf sich nimmt, so nennen wir ihn edel und vornehm. Da aber, wo der persönliche Egoismus völlig in Altruismus seine Befriedigung findet, also die eigene Freude am Guten das Motiv abgibt, ist der Mensch auf der Höhe der Menschlichkeit.

Christus besaß diesen geläuterten Egoismus.

Wo dagegen der Mensch in den Leiden anderer die Befriedigung seines persönlichen Egoismus, also seine Lust findet, z. B. in der Grausamkeit, da hört der Mensch auf, Mensch zu sein.

In vielen Fällen wird indes nur die Unfähigkeit, sich in die Lage anderer hineinzuversetzen, die Ursache sein, daß Menschen sich gegenseitig Leiden zufügen. Hier ist der Punkt, wo durch Erziehung auch ohne konfessionelle Morallehren gute Erfolge erzielt werden könnten. Confucius sagt, es sei die Aufgabe der Regierenden, die Menschen zu bessern. Hier wäre ein Mittel dazu.

Die Fähigkeit, sich in die Lage anderer hinein zu versetzen, ist allen Menschen gegeben, aber sie ist vielfach verkümmert. Der Versuch, sie zugunsten der Allgemeinheit durch die Schule von Jugend auf systematisch zu entwickeln, ist bis jetzt noch nicht gemacht worden. Und doch müßte ein solcher Versuch die wunderbarsten Resultate erzielen; denn

in der Ausübung dieser Fähigkeit ist das Geheimnis menschlicher Güte und allen Mitgefühles verborgen. Auch erzeugt sie die Gabe, sich selbst aus den Augen der Mitmenschen zu beobachten, und ihre Förderung müßte also im höchsten Grade erzieherisch wirken. Die bloße systematische Entwicklung der Fähigkeit, altruistisch zu empfinden, würde manchen der selbstgefälligen Beschränktheit entheben, die ihm das Gefühl erzeugt, Mittelpunkt der ganzen Weltschöpfung zu sein, so daß der einzelne oft sogar die großen Naturereignisse mit seinem kleinlichen Schicksal verflicht. Diese Beschränktheit ist es, die den Menschen der Erkenntnis all der wunderbaren Schönheit beraubt, die ihn umgibt, und ihre Beseitigung würde vor allen Dingen die Härten mildern, die der Kampf ums Dasein für die meisten mit sich führt. So würde verhindert werden, daß absichtlich Neid erregt wird, während jetzt so oft geschmacklose Menschen den Prunk ihrer Lebensführung nur zu genießen wissen, wenn er von der Armut mit Neid betrachtet wird. Jemand, der über andere Menschen zu gebieten hat, wird ihnen ein besserer Herr sein, wenn er sich in jedem Einzelfalle in ihre Lage hineinzuversetzen versteht. Wenn dies planmäßig gelehrt würde, könnten sich Gesunde leichter als bisher in die Lage der Kranken hineindenken, Arbeitgeber in die der Arbeitnehmer, Ehegatten untereinander und dergleichen. Es würde verursachen, daß wir beim Agrarier Verständnis fänden für die Bedürfnisse der Börsenleute und umgekehrt. Kaufmann und Soldat würden sich besser verstehen; womöglich wäre beim Kleinhandel Liebe zu unserer deutschen Flotte vorhanden und beim Großexporteur Interesse für Deutschlands innerpolitische Zustände. Nur mit der Abstraktion von der eigenen Person und dem persönlichen Vorteil läßt sich das Handeln der Menschen

nach Grundsätzen regeln, die über den Augenblick selbst und die unmittelbaren Wirkungen auf die eigene Person hinaus bestimmend wirken sollen.

Tiere.

Der Mensch unterscheidet sich ja in seiner geistigen Veranlagung dadurch von den Tieren, daß er von der eigenen Person losgelöst beobachten kann. Das Tier bemerkt den Regen erst, wenn er sein Fell berührt, der Mensch kann sich geschützt im trockenen Zimmer in eine liebevolle und aufmerksame Betrachtung der Natur versenken.

Die durch die Erziehung systematisch gepflegte Fähigkeit, sich in die Lage anderer zu versetzen, würde nicht zum wenigsten den Tieren selbst zugute kommen.

Leidenschaftliche Jäger, die, entgegen den englischen Jagdgebräuchen, in den Tropen Affen zur Strecke geliefert haben, äußern sich übereinstimmend dahin, daß sie durch solche Jagd unangenehm berührt worden seien, da der sterbende Affe in seiner Menschenähnlichkeit ein so herzzerreißender Anblick sei.

Eine solche Bemerkung zeigt nur die egoistische Geistesrichtung dieser Menschen; denn nur, weil sich im Affen ihr eigenes Bild spiegelt, wird bei ihnen das Verständnis für seine Leiden geweckt. Daher die zuweilen grenzenlose Grausamkeit der Menschen gegen Tiere, welche ihnen vermöge ihrer menschenunähnlichen Gestalt nur wesenlose Maschinen dünken. Es ist das Geheimnis guter Tierdresseure, daß sie zunächst versuchen, die Tiere in ihren Aeußerungen und Bedürfnissen zu verstehen, dann erst von ihnen verstanden zu werden. Der stupide Egoist verlangt nur das letztere und erreicht daher mit maßloser Gewalt und Härte nur viel geringere Resultate. Bei uns spielt leider die Liebe zu den Tieren in unserm kirchlichen und pädagogischen Erziehungssystem keine Rolle. Bei andern Völkern

ist dies anders, z. B. in den Glaubenslehren der Asiaten. Besonders schärft Buddha Milde und Gütigkeit gegen die Tiere ein. Es ist nicht wahrscheinlich, daß die abergläubische Art der Tierverehrung, die man im Osten wahrnimmt, die Absicht des Religionsstifters gewesen ist; vielmehr läßt sich wohl annehmen, daß diese, wie auch schon der Tierdienst der alten Aegypter, ursprünglich von seiten der Priester lediglich als Mittel zum Zweck, nämlich als ein wichtiges und wirksames Volkserziehungsmittel betrachtet wurde, und daß die Priester selbst in ihren eigenen Kreisen in den tierischen Figuren nur symbolische Darstellungen des göttlichen Typus sahen und erst die Ungebildetheit der Volksmengen sie veranlaßt hat, daraus einen unvernünftigen Götzendienst auszubilden.

Während man in Japan vielleicht am wenigsten öffentlichen Tierquälereien begegnet, hat man überall sonst im Orient Gelegenheit genug, sich mit Abscheu von ihrem Anblick abzuwenden. Denn die sonst sehr verständigen Religionslehren haben zu höchst eigentümlichen Maßnahmen Veranlassung gegeben.

Ein Beispiel sei hier ausgeführt. Das Verbot der Tötung von Tieren wird vielleicht am gewissenhaftesten bei den Hindus durchgeführt. Eine Sekte derselben, die Jains auf der Halbinsel Kathiawar, gehen am weitesten in der Beobachtung dieser Vorschrift. In ihrem Lande wächst die sogenannte Dhollerah-Baumwolle, die einen sehr wichtigen Handelsartikel abgibt. Im Mai, wenn das trockene Wetter aufhört und die feuchten Winde einsetzen, bilden sich in der Saatbaumwolle kleine Käferchen. Damit nun diese bei der Trennung der Baumwolle von der Saat in den Maschinen nicht getötet werden, verbieten die Priester, sobald sich diese Käferchen zeigen, das sogenannte Ginnen

der Baumwolle, und von diesem Tage ab kommt keine Baumwolle mehr an den Markt, bis nach einigen Monaten alle Käferchen in Sicherheit ausgekrochen sind und das Ginnen wieder seinen Fortgang nehmen kann. Die Priester erstrecken das Verbot der Tötung von Tieren nicht nur auf solche, welche heilig gesprochen sind, wie z. B. die Kühe, sondern auch auf jene Tierchen, welche die geplagte Menschheit mit dem Namen „Ungeziefer" bezeichnet. Kein Hindu beteiligt sich ferner am Schlachten. In Bombay wird das Schlachten nur von Muhammedanern besorgt, und zwar nicht in Bombay selbst, sondern außerhalb der Stadt in Bandora. Der Handel mit Fellen wird ausschließlich von Muhammedanern besorgt, und auch die Köche sind hauptsächlich Portugiesen oder Muhammedaner.

Man sollte hieraus schließen, die Hindus seien große Tierfreunde. Diesen Eindruck gewinnt man aber bei näherer Bekanntschaft nicht. Beispielsweise bedienen sich die Treiber der Ochsenwagen nicht einer Peitsche, sondern drehen einfach dem Ochsen, um ihn anzutreiben, den Schwanz um, wobei es sich häufig ereignet, daß die Schwanzwirbel disloziert werden oder ein Teil des Schwanzes tatsächlich abgedreht wird. Erbarmungslos werden die Pferde geprügelt, und die armseligen räudigen Hunde in den Straßen sind stets die lebenden Zielscheiben für allerhand Wurfgeschosse. Also Tierfreunde kann man die Hindus nicht nennen, aber das brahmanische Verbot der Tötung von Tieren wird gewissenhaft durchgeführt. Gerade deshalb müssen dort so viele dieser elenden gequälten Tiere langsam verenden, für die ein wohlgezielter Gnadenstoß eine Wohltat wäre. Die Hindus haben eine Art Spitäler eingerichtet, wo kranke Tiere und selbst Mißgeburten bis zu ihrem Tode gefüttert werden, sogenannte „Pinjrafoles". Diese Spitäler werden

nicht etwa aus Mitleid oder aus Barmherzigkeit gehalten, sondern lediglich, um den priesterlichen Geboten nachzukommen. Die Tiere erhalten dort nur Futter, aber keinerlei Pflege, und wer jemals ein solches Spital betreten hat, wird den schaudererregenden Anblick aller dieser armen, halb zu Tode gemarterten Wesen sicherlich so bald nicht wieder vergessen.

So paaren sich Bestialität und Dummheit unter dem Schutze erhabener Gebote zum kirchlichen Frevel an Gottes heiliger Natur. Dazu kommt es, wenn die Menschen sich der Natur entfremden. Unsere germanischen Vorfahren bestraften das Fällen eines Baumes mit dem Tode, ja sogar die bloße Beschädigung der Rinde.

Der Grund der Vernachlässigung der Tiere innerhalb unserer christlichen Kirchenlehren erklärt sich vielleicht daraus, daß die ersten Anhänger Christi, auf welchen sich später die Kirchen errichteten, gegen den aus dem Glauben an Seelenwanderung hervorgegangenen Kultus benachbarter Völker Stellung nehmen mußten. Es kam hinzu, daß die späteren christlichen Kirchen, als die Vertreterinnen der dualistischen Lehre einer Trennung von Körper und Seele, den Tieren die Seele absprachen, da sie andernfalls auch die Tiere mit in die Lehre von der Unsterblichkeit der Seele hineinbeziehen mußten. Unter dieser Lehre hat die Tierwelt bei uns seit Jahrhunderten gelitten, und erst den Naturwissenschaften und liebevoller Beobachtung ist es zu verdanken, daß hinsichtlich der Tierseele den Kirchen ein Irrtum nachgewiesen wurde. Noch heute kann man in Italien, wenn man sich voll Entrüstung gegen öffentliche Tierquälereien wendet, von den Tätern die Redensart hören, das Tier sei ja kein Christ. „Non è Cristiano“, heißt es einfach. Das ist die Folge davon. Zuweilen erhält man auch die

abgeschmackte Antwort, daß die Tiere dazu da seien, dem Menschen zu dienen. Diese Leute wissen nicht, daß vielmehr umgekehrt der Mensch selbst mit seinem Körper unzähligen Lebewesen als Wohnung dient. Daß ferner nur ein kleiner Bruchteil der gesamten Tierwelt der sinnlichen Wahrnehmung des Menschen zugänglich ist und auch davon nur ein unendlich kleiner Teil zu den Menschen in Beziehung tritt. Nur die geistige Ueberlegenheit macht diese dem Menschen dienstbar. Aber gerade diese Ueberlegenheit verpflichtet.

Zum Glück beginnt jetzt diese Einsicht immer mehr Platz zu greifen und zu praktischen Maßnahmen zum Schutze der Tiere zu führen. Von allen Kulturnationen ist bisher England damit am weitesten vorangeschritten. Aber auch bei uns regt sich das Verlangen nach Einrichtungen, welche dem Verständnis für die Liebe zu den Tieren Rechnung tragen und dem kulturellen Fortschritt der deutschen Nation entsprechen.

Schluß. Je mehr der Mensch sich auf sich selbst besinnen und sich als Teil des Universums erkennen wird, desto besser für die Tiere, desto besser aber auch für ihn selbst, und nichts wird der Gesamtheit in dieser Hinsicht förderlicher sein, als das von Jahr zu Jahr zunehmende Reisen, wie es unserer Zeit eigentümlich ist. Indem wir uns bald hierhin, bald dorthin bewegen, schrumpfen die Schranken des Raumes und der Zeit ein wenig zusammen, und unwillkürlich nimmt der Geist seinen Flug in die Höhe, um einen Ueberblick über das Ganze zu gewinnen. Derselbe Geist, der vordem das Spezielle generalisierte, beginnt nunmehr das Generelle zu spezialisieren. Er lernt einsehen, daß manches, was ihm bisher als ein Ganzes erschien, nur ein Teil eines noch viel größeren Ganzen ist. Damit

wächst die Einsicht in den Zusammenhang der Dinge, und der Blick erweitert sich. Auch der Begriff „Menschheit" verliert seine verschwommene Bedeutung und nimmt greifbare Gestalt an. Mit dem Wechsel der Szenerie und der Länder, die wir durchstreifen, gleitet kaleidoskopartig das bunte Getriebe des Lebens an unserm Auge vorüber und läßt uns, losgelöst von persönlichem Interesse, das ewige Kommen und Gehen betrachten. Leid und Freude, Verzweiflung und Hoffen, Hassen und Lieben treffen wir überall, wo Menschen unsere Wege kreuzen. Wohl mancher wird sich gleich mir die Frage vorgelegt haben, inwiefern wir eigentlich, die wir uns als Zugehörige christlicher Kirchen „Christen" nennen, als Menschen untereinander übereinstimmen und uns in Wesensgleichheit von denen unterscheiden, die sich nicht so nennen. Ich muß gestehen, daß ich die Frage nicht zu beantworten weiß.

Wohl aber möchte ich diesen meinen Reisebericht mit dem Hinweis darauf beschließen, daß wir Deutsche trotzdem allen Grund haben, Deutschland für die christlichste Nation der Welt zu halten. Wie von jeher in Deutschland die kirchlichen Streitigkeiten am wildesten getobt haben und hier auf blutgetränktem Boden der Protestantismus geboren wurde, so sehen wir nunmehr, den modernen aufgeklärten Verhältnissen entsprechend, eine selbst in kirchlichen Kreisen immer weiter fortschreitende Befreiung der Geister, wenigstens von den gröbsten Irrtümern, welche die Jahrhunderte hindurch durch die mittelalterlichen Kirchen Verbreitung fanden, die geplagte Menschheit irregeleitet und das Christentum verdunkelt haben. Der unchristliche Kampf um Bekenntnisse gilt als ein überwundener Standpunkt, und es dringt immer mehr die Einsicht durch, daß Religion etwas Höheres sein muß, als das Ja- und Amensagen

zu den Gebeten und Dogmen irgendeiner Kirche, der man Gefolgschaft leistet. Ganz besonders aber sehen wir hier zum ersten Male den christlichen Gedanken des Willens zum Guten eine Tat werden und die Absicht, die Welt nach ethischen Motiven umzuformen. Hier findet die tatkräftige Nächstenliebe auch in öffentlich-rechtlichen Einrichtungen einen Ausdruck. Seitdem die Welt steht, waren von der höchsten Stelle eines Staates noch nicht Worte erklungen, wie diejenigen Kaiser Wilhelms I. in seiner Botschaft vom 17. November 1881: „Wir würden mit um so größerer Befriedigung auf alle Erfolge, mit denen Gott unsere Regierung sichtlich gesegnet hat, zurückblicken, wenn es uns gelänge, dereinst das Bewußtsein mitzunehmen, dem Vaterlande neue und dauernde Bürgschaften seines inneren Friedens und den Hilfsbedürftigen größere Sicherheit und Ergiebigkeit des Beistandes, auf den sie Anspruch haben, zu hinterlassen." Wie die Kinder ein Recht haben auf die Liebe ihrer Eltern, so ist hier zum ersten Male ein solches Recht der Hilfsbedürftigen an den Staat geschaffen worden. Das ist staatliches Christentum.

In einer beispiellosen Ausbildung der Arbeiterschutzgesetzgebung, des Arbeiterversicherungswesens, der Genossenschaften und Berufsvereine, der Förderung von Verhandlungen zwischen organisierten Arbeitern und Unternehmern, des Schiedsgerichtsverfahrens, Reform des Wohnungswesens, hygienischer Einrichtungen, der geplanten Ausdehnung der staatlichen Fürsorge auch auf die Witwen und Waisen und dergleichen sehen wir bereits jetzt die Früchte dieses christlichen Gedankens, den unsere Zeit weiter auszubauen bestrebt ist.

Wer die Amerikaner um ihren Reichtum neidet, der vergißt, daß nicht alle 80 000 000 Einwohner der Ver-

einigten Staaten Millionäre sind. Es sind immer nur die Häupter der Wellen, die schäumend weithin leuchten, das Meer selbst aber ist tief und dunkel. So das Elend der Massen in Amerika. Dort drüben fehlen die Institutionen, an denen sich wie an einem rocher de bronce die Welle egoistischer Willkür der einzelnen bricht. Deutschland dagegen hat den Grundsatz ausgleichender Gerechtigkeit zur Richtschnur staatlichen Einwirkens gemacht, die gerechteste Verteilung der Lasten herbeigeführt und wie kein anderer Staat die Kanäle gegraben, die zur Vermeidung schädlicher Kontraste eine zweckmäßige Ausbreitung aller Geldmittel herbeiführen sollen. Durch die staatlichen Regierungen werden Werke der Liebe gefördert, die Schwachen gegen Uebergriffe der Starken geschützt, die Bildung und Wohlfahrt der Massen gehoben. Deutschland hat die Unterstützung Hilfsbedürftiger in ein System gebracht. Indem der Staat auf diese Weise einen Teil dessen ersetzt, was den einzelnen Menschen an Liebe zu ihren Nächsten fehlt, wirkt er im wahrsten Sinne christlich. Er erzieht seine Angehörigen zu Christen, indem er den einzelnen Deutschen aus seinen egoistischen Daseinsverhältnissen emporhebt zu altruistischem Wirken im Dienste der Allgemeinheit. Durch den Staat wird der Deutsche zum Werkzeug nicht ausschließlich der Eigenliebe, sondern auch der Nächstenliebe. Das bedeutet ein Vorwärtsschreiten auf dem Wege zu dem erhabenen Ziele, an welchem alle Individuen ihr Leben mit klarem Bewußtsein der Gesamtheit widmen. Hier kommt uns nunmehr auch die Entwicklung unserer wirtschaftlichen Verhältnisse zu Hilfe, welche durch Welthandel und Geldverkehr die Arbeit immer mehr zu riesenhaften Komplexen zusammenschließt, in welchen das Individuum seine Stellung

suchen muß. Es bedeutet und vermag nichts mehr auf wirtschaftlichem Gebiet, wenn es aus ihnen heraustreten und seine eigenen Wege gehen will. Das zwingt den heutigen Menschen, über die Befriedigung seiner eigenen persönlichen Bedürfnisse hinaus weiteren Gesichtspunkten und größeren Zwecken seine Arbeit zu weihen. „Es wächst der Mensch mit seinen höheren Zwecken." Diejenigen Geschlechter, die in unsere heutigen Verhältnisse hineingeboren werden, haben es bereits erheblich leichter, ihre natürlichen Individualinteressen der andern wegen durch Selbstzucht niederzuzwingen, als wir heute Lebenden. So muß sich mit der Zeit durch die äußeren Verhältnisse der Mensch selbst verändern, und zwar in eine Richtung hinein, die wir christlich nennen müssen. Die Vervollkommnungsfähigkeit des Menschen zu leugnen, ist unfruchtbarer Pessimismus, und diejenigen Pessimisten haben am allerwenigsten ein Recht dazu, die der Welt stets von einer reformatio in peius predigen und voraufgegangene Zeiten und Geschlechter im Gegensatz zu den jetzigen preisen. Vor 2000 Jahren betrachtete man den Fremdling, den die See ans Land warf, als vogelfrei, vor einem Jahrtausend wenigstens noch seine Güter, heute setzt man Gut und Leben ein, um ihn zu retten. In solchen Dingen spiegelt sich der Fortschritt der Menschheit zur Menschlichkeit. „Das Christliche aber ist gut, weil es menschlich ist."

Unsere Gedanken und Zwecke sind weiter als diejenigen voraufgegangener Zeitperioden, und so können wir mit Sicherheit annehmen, daß auch bisher ungeahnte Ziele das Streben zukünftiger Menschen leiten werden. Während aber Welthandel und Geld, die großen Bildner der Zukunft zu den Dingen gehören, die von außen auf die Menschheit einwirken und die Welt umformen, dürfen wir

nunmehr nicht wieder vergessen, daß Religion von innen heraus wirkt und etwas durchaus Innerliches und Höchstpersönliches ist, ja, daß jede Art ihrer kirchlichen Ver-Veräußerlichung einen Rückschritt der Menschheit bedeutet.

„Aus der Tiefe der Seele fällt das Licht in das äußere Dunkel."



Benutzte Werke.

Export-Handelsadreßbuch von Deutschland 1902/1903. Berlin.
Freytag, Export-Atlas.
Nautikus 1902. Berlin.
Otto Hübners geographisch-statistische Tabellen 1902.
Saling, Börsenpapiere. Leipzig 1899.
Georg Simmel, Philosophie des Geldes. Leipzig 1900.
Basil Hall Chamberlain, Things Japanese. London 1900.
Hans Graf v. Königsmarck, Japan und die Japaner. Berlin 1900.
M. v. Brandt, Die Zukunft Ostasiens. Stuttgart 1903.
Dr. O. Franke, Geistige Strömungen im heutigen China. Verhandl. der Deutschen Kolonial-Gesellsch. Berlin 1904.
H. v. Samson-Himmelstjerna, Die gelbe Gefahr als Moralproblem. Berlin 1902.
Wilhelm v. Polenz, Das Land der Zukunft. Berlin 1903.
Franz A. Vanderlip, Amerikas Eindringen in das europäische Wirtschaftsgebiet. Berlin 1903.
Dr. Paul Meinhardt, Kann Deutschland Weltpolitik treiben? Weimar 1903.
C. v. Massow, Reform oder Revolution. Berlin 1895.
Weltgeschichte in Umrissen. Federzeichnungen eines Deutschen.
Rembrandt als Erzieher. Von einem Deutschen. 1891.
Gustav Schmoller, Ueber das Maschinenzeitalter in seinem Zusammenhang mit dem Volkswohlstand und der sozialen Verfassung der Volkswirtschaft. Vortrag. Berlin 1903.
S. Kuroda, The Light of Buddha. Osaka 1903.
Heinrich Stix, Christus oder Buddha. Leipzig 1900.
Karl Scholl, Die letzten drei Päpste in ihrem Kampf gegen den Fortschritt. Frankfurt a. M. 1903.
Das Bekenntnis des Kaisers im Urteile der Zeitgenossen. Halle 1903.
Richard Wagner, Beethoven. Leipzig 1870.
Houston Stewart Chamberlain, Worte Christi. München.
Pfleiderer, Die Geschichte der Religion. Leipzig 1869.
J. F. Lehmann, Beiträge zur Weiterentwicklung der christlichen Religion. München 1905.
Troels-Lund, Himmelsbild und Weltanschauung. Leipzig 1900.
Prof. Wilhelm Bousset, Das Wesen der Religion. Halle 1903.
E. Häckel, Die Welträtsel. Bonn 1903.
Dr. S. Froehlich, Das Gesetz von der Erhaltung der Kraft und der Geist des Christentums. Leipzig 1903.
Dr. H. Lahmann, Die diätetische Blutentmischung als Grundursache aller Krankheiten. Leipzig 1904.
Die „Zukunft" und andere Zeitschriften.

